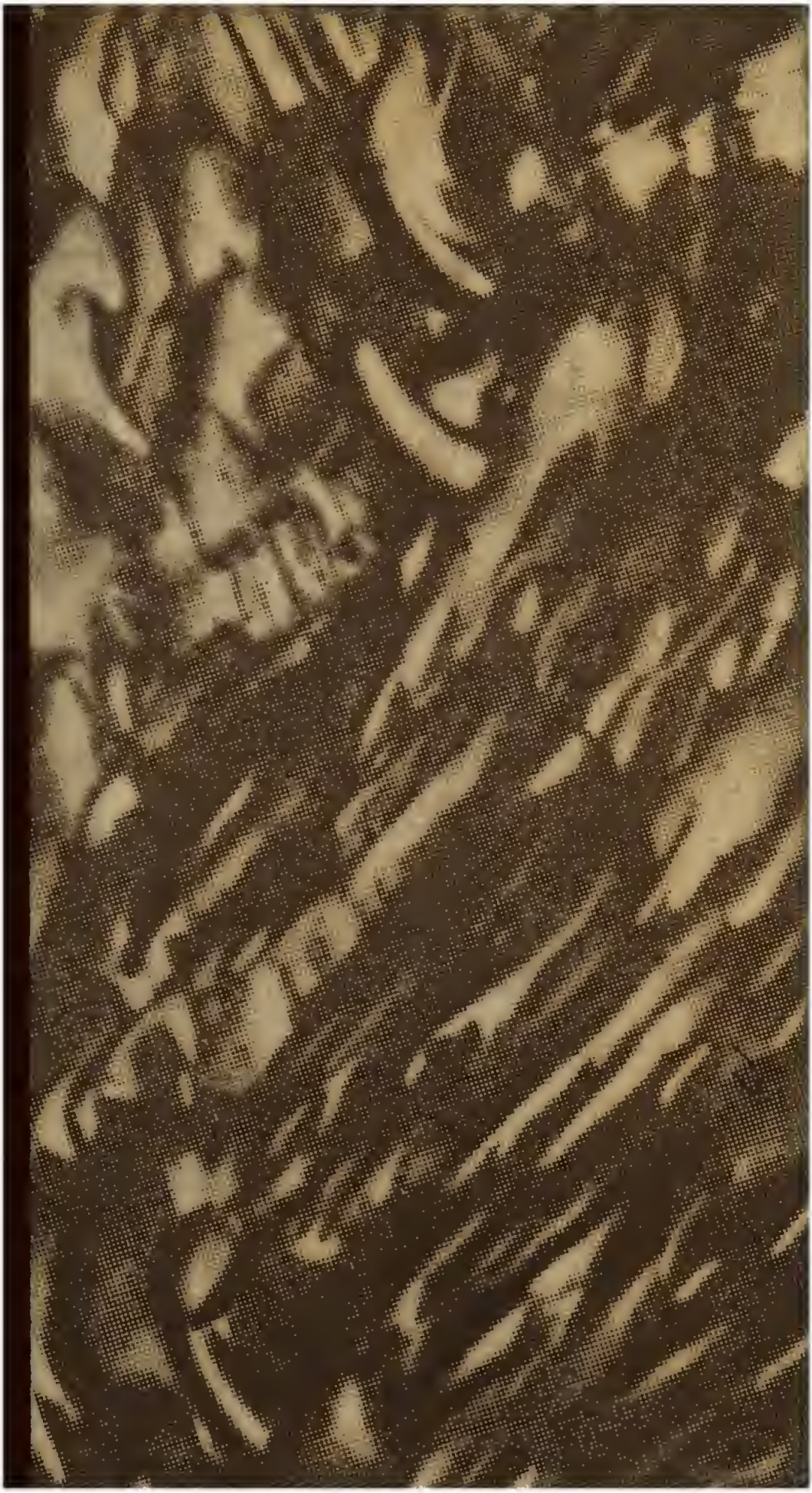

Digitized by Google

Briefe aus Paris

von

Karl Gutzkow.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

56
1.

7035

Briefe aus Paris.

Erſter Theil.

586332 Palat. XLV. 61 1.

Briefe aus Paris

von

Karl Gutzkow.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

Inhalt des ersten Theils.

	Seite
Erster Brief	1
Zweiter Brief	13
Dritter Brief	25
Vierter Brief	40
Fünfter Brief	55
Sechster Brief	74
Siebenter Brief	82
Achter Brief	96
Neunter Brief	108
Zehnter Brief	117
Elfter Brief	125
Zwölfter Brief	135
Dreizehnter Brief	145
Vierzehnter Brief	154

Seite

Fünfzehnter Brief 163

Sechszehnter Brief 175

Siebenzehnter Brief 188

Achtzehnter Brief 224

Neunzehnter Brief 244

Zwanzigster Brief 265

Erster Brief.

Hannover, den 4. März 1842.

Noch ſteht das bunte, ſchöne Bild vor meinen Augen. Die bewimpelten Schiffe, die kühnen Himmels-Fragezeichen der Thürme, hoch in die Wolken ragend, die bunte Beleuchtung des Ufers voll rother Dächer, weißer Giebel, ſchwarz gerauchter Schornſteine; die blaue Woge, eben erſt aus dem geſchmolzenen Eiſe neu geboren, rings auf dem Schiffe die Paſſagiere, dumpf und freudig, ſtumpf und leidig, der drüben ein neues Glück hoffend, der eilend, ein altes ſich zu ſichern; ſtampfende Roſſe aus Holſtein für die Ställe des Königs von Sardinien, die Reiſewagen blonder, hektiſcher Scandinavier, die in den Bädern von Nizza ſanftere Auflöſung ihrer Lungen hoffen und ſanftern Tod finden werden, wenn es ſanft iſt, einſam ſterben, verlaſſen, entfernt von ſeinen Lieben!

Ja, majeſtätiſch iſt der Anblick dieſer vereinigten Städte: Hamburg und Altona! Was mich ſchmerzt: von dieſem ſaugt die Kraft Dänemark, von jenem

England und die neue Welt! Dieſe ungeheure Maſſe von Fleiß und Thätigkeit, dieſe Häuſerreihen, dieſe Docks, dieſe Winden, mit denen ſie die Waaren in die Magazine hebeln, dieſe Wachtſchiffe mit der ewig brennenden Lunte, dieſe kleinen rothen Segler, die durch die großen Dreidecker behend hindurchſchlüpfen und das regſte Küſtenleben vermitteln: es iſt, als bildete das eine Welt für ſich, eine Welt, deren tiefer eingreifende Vortheile dem deutſchen Vaterlande noch vorbehalten ſind. Sonderbar, hinter den ſchlanken Thürmen der ſtolzen Hammonia war es mir, als ſäh' ich im Geiſte ſchon herüberſchimmern ein mächtiges Gebäude, die künftige Kathedrale des Grasbrooks, mit der für das jetzige Hamburg infernaliſch klingenden Inſchrift: „Haupt-Zoll-Amt".

Ich will keine Profeſſur am hamburger Johanneum haben und brauche deshalb nicht gegen den Zollverein zu ſchreiben. Ich liebe dieſen Stolz Hamburgs, dem die Ehre der Freiheit und Selbſtändigkeit über Alles geht, ich ſchätze die Gründe, die man gegen die Erſprießlichkeit des Anſchluſſes vom lokalen Standpunkte anführt. Ob aber der Stolz und der lokale Standpunkt ausreichen werden? Ob nicht eines Morgens im Hamburger Correſpondenten in rieſenhafter Keilſchrift zu leſen iſt das eiſerne Wort: „Ἀνάγκη", „Nothwendigkeit!" Das Terrain, auf welchem der Handel der

Hanseſtädte wirken kann, wird immer enger. Immer näher rückt die Barrière, die man längſt keine preußiſche mehr, ſondern die deutſche nennen ſollte. Lübecker Handel iſt Menſchentransport nach Rußland, bremer Handel iſt Menſchentransport nach Amerika; auch Hamburg wird bald mit Menſchen nach Auſtralien handeln. In die Mitte genommen, zwiſchen den deutſchen Zollverein und die mögliche Erfüllung des zu Lord Aberdeen geſprochenen Worts: je vous recommande l'Allemagne, werden dieſe Uferſtaaten, von denen Hannoverland und Mecklenburg bald ausſcheiden dürften, zuletzt nicht anders können, als ſich gewöhnen an das Unvermeidliche.

Da ich von Talleyrand's Maximen nur die über den Kaffee angenommen habe und ihn gern ſchwarz wie die Hölle, heiß wie den Teufel und ſüß wie die Liebe trinke, ſo werd' ich vom Zollverein perſönliche Nachtheile haben. Dann aber hätt' ich die Freude, zu ſagen: Dies bunte Gewühl von Leben, Schaffen und Genuß, dieſe majeſtätiſche Hanſakönigin legt ihre Krone zu den Stufen des Altars der deutſchen Freiheit nieder. Sie hat einen ihrer koſtbaren, Millionen werthen Ringe in die Fluten geworfen und ſich mit dem deutſchen Vaterland vermählt. Jetzt — wie locker das Band! Wie fern, wie fern liegt Hamburg, dieſe wahrhafte Hauptſtadt des rein deutſchen, nicht wendiſch deutſchen Nordens, wie fern vom Kerne und Central-

punkt des Vaterlands! Jetzt, welcher Egoismus in den Auffassungen! Welche ehrbare, tüchtige und doch wieder so schroffe Lebensſitte, die in dieſem Hamburg herrſcht! Welche Reichthümer, ohne die Kunſt, ſie ergiebiger für Alle zu genießen! Der Vortheil wird ein doppelter ſein: Bringen uns Eiſenbahnen (Folge des Anſchluſſes) ſchneller nach Hamburg, hört die Lüneburger Haide auf, eine ſo abſchreckende Wahrheit zu ſein, wird auch die Entfernung Berlins, Leipzigs und Frankfurts von Hamburg Illuſion, ſo gewinnen beide Theile. Hamburg muß opfern von ſeinem „vaterſtädtiſchen" Egoismus, von ſeinen tauſendfach verzweigten geſelligen, literariſchen und artiſtiſchen Iſolirungen, und Deutſchland gewinnt einen Zuwachs an Kraft, an Reichthum, an Thätigkeit, Frömmigkeit, häuslichen Tugenden, an ſchlichter Biederkeit des Charakters, koſtbaren Gütern für Körper und Seele, die alle in dieſem ſtolzen Hamburg, ohne Wirkung nach Außen, aufgeſpeichert liegen.

Gleich das jenſeitige Harburg! Ein ſchlagender Beweis für meine Behauptung, daß Hamburg bis jetzt noch ſeine moraliſche Kraft hermetiſch verſchließt. Alle andern großen Städte haben die belebendſten Ausſtrömungen auf Meilen, ja Tagereiſen in der Runde! Dieſes traurige Harburg! Ein Bettler neben einem Fürſten! Ebenſo armſelig, wie die Zwiſchenſtationen zwiſchen Hamburg und Berlin. Mit einem enttäu-

schenden Zauberschlage fühlt man sich plötzlich in die Provinz versetzt. Wirthshäuser, Betten, Speisen, Landescultur . . . es ist als läge Hamburg am Nordpol und Harburg am Südpol. Ich glaube, Hamburg muß Einiges verlieren, damit die Lüneburger Haide Einiges gewinnt.

Traurige, öde Reise von Hamburg nach Hannover! Der Sturmwind pfeift aus Westen herüber. Wehe den Schiffen, die heute dem Canal zusteuern! Das Blau des Himmels ist matt und wäßrig, wie manche jener Augen, die nicht verdienen, daß sie blau sind. Die braune Erde fröstelt und will die dünnen Hälmchen zurückhalten, die von der Wintersaat sich in ihrem Schoß schon regen. Die weißen Birken harren fröstelnd der Ankunft ihres zitternden Laubes. Bald wird sich der Vogel der Haide einstellen, die Krähe mit ihrem hungernden Liede. Der Winterschnee und der Februarregen ließen in der Haide große Teiche zurück, in denen noch die Frösche schlafen. Aber, gütige Natur, auch hier wirst du erstehen, auch hier wirst du deinen Sonntagsschmuck anlegen, freilich keine malerische Südlandstracht, aber einen Sonntagsstaat von frischen Linnen, in weißer Schürze, arm, doch mit gesundem Auge deinen Schöpfer preisend! — Und die armen schwarzen und weißen Thierchen, le peuple sauvage qu'on appelle Haidschnucken nicht zu vergessen! Schon in die kalte

Märzluft führen sie die zarten Thiere, damit die Hirten und Bauern im Winter wollene Strümpfe haben. Zitternd steht das kleine Haidenvolk, dicht geschart, Eines legt dem Andern den Kopf auf den wolligen Rücken. Der Hirt sieht sich ängstlich nach den Regenhosen am Himmel um. Ein einziger starker Regenguß macht die armen Thierchen zu Hunderten sterben. Man kann die Haidschnucken die Cretinen der Schaafwelt nennen.

Von Meile zu Meile in der Lüneburger Haide ein kleines Gehöft, umgeben an einer Seite von schützenden Moräſten, an der andern von einem kleinen Hain aus wenigen zählbaren Birken. In der Mitte einige große Rüſter oder Linden. So in Welle, in Bergen. Aus einer entlegenen Schmiede glüht der Ofen herüber. Der Fuhrmann im blauen Kittel harrt des frischgeschweißten Rades. „Glück auf die Reise, Fuhrmann! was fährst du?" — Ich wußte, daß auf seinem Wagen meine nach Frankfurt wandernde Hauswirthschaft verpackt war. Er kannte mich nicht. „Mobilien, Bücher!" war die Antwort. Und Erinnerungen, dacht' ich, und Schmerzen, die sich an diese Sorgenstühle und Thränen und Nachtwachen, die sich an diese Schränke und Pulte knüpfen. Da stand sie auf der Landstraße, meine kleine Habe, und kannte ihren Herrn nicht, der still vorüberfuhr.

Von Celle nach Schillerslage. Ein wunderlicher Stationsname! Schillerslage, die Lage eines Dichters, recht mitten in der Haide, mitten im Sturm; große Steine auf der Landstraße, die den Wagen zertrümmern können, Sturmwind, düstrer Regen: die Lage eines Dichters! Die frankfurter Kutscher nennen diese Dichterstation durch einen Misverstand: Silberschlag und dachten dabei wol mehr an des glücklichen Goethe, als an des armen Schiller's Lage.

Ich bin nun in Hannover und muß mir sagen: Wenn Jugend gegen Alter einen Lebensproceß verlieren kann, so hat ihn das hannöversche Land gegen sein Königshaus verloren. Es sitzt hier soeben eine Ständeversammlung, die das factische Recht ihrer Existenz für sich hat. Sie ist zur Noth gewählt, zur Noth vollständig, sie berath zur Noth jene materiellen Fragen, an welchen, wie Herr von Blittersdorf in der badischen Kammer gesagt hat, den Völkern jetzt mehr gelegen ist, als an „hohlen Theorien". Hohle Theorien! Man sollte „ausgehöhlte" sagen. Denn seit man ihnen allerdings den Kern genommen hat, den Kern praktischer Möglichkeit, können sie nur hohle Schalen sein.

Die Stimmung des hannöverschen Landes ist düster. Es fehlt hier recht an der herzlichen Vermittlung der Gewohnheit und des Vertrauens. Man thut jetzt den

Willen Dessen, der die Macht hat, und verläßt sich für die Zukunft auf die Ordnung der Natur, auf den Wellenschlag der Zeit.

Es gibt Städte (Hannover gehört zu ihnen), mit denen man als Reisender nie über seinen Gasthof hinaus vertraut wird. Diese Plätze, diese Straßen, diese Häuser sprechen nicht an. Man würde sich nur mit großer Ueberwindung entschließen können, sie zu bewohnen. Und doch sind hier die Frauen anmuthig und zart, die Männer höflich und gebildet. Das Theater soll verfallen sein, erfreut sich aber großer Theilnahme. Das Militair fällt gut ins Auge, wenn es auch zu stutzer- und junkerhaft auftritt und Manieren nachahmt, die man sogar in Potsdam und Berlin nicht mehr kennt. Dem schweigenden Ernst der Wachtposten sieht man an, daß ihre Parole sehr gemessen und verwickelt sein muß. Die armen, langen Marschbauernbursche sehen in ihren rothen Röcken ganz philosophisch aus: so viel haben sie über die ihnen gegebenen Instructionen nachzudenken. Nichts von jenem heitern Lungern des Wachtdienstes, den man in glücklichern Ländern antrifft.

In der Oper hört' ich Bellini's Straniera. Töne verbleichen doch auch wie Farben! Töne kommen dadurch aus der Mode, daß sie Mode werden. Man erkennt schon zu schnell wieder, was Bellini von sich

ſelbſt und Donizetti wieder von Bellini entlehnte. Die Wehmuth dieſer Bellini'ſchen Töne wird uns nun ſchon monoton. Es ſind Thränenfiſteln, keine Thränen mehr. Madame Schodel, eine Magyarin, ſang und tragirte Alaide. Sie hat die Figur der Fiſcher-Achten, ohne deren glockenhelle, ſeelenvolle, keuſche, jungfräuliche Stimme. Das Spiel der Schodel iſt outrirt, wie bei allen Sängerinnen, deren Kehle nicht mehr ausgibt. Ein vortrefflicher Baryton iſt Herr Steinmüller. Die Anordnungen genügten, ohne beſondern Geſchmack zu verrathen. Gern hätt' ich im Schauſpiel die mir ſchon bekannte gediegene Wahrheit und edle Einfachheit Grunert's und die heroiſche Würde Karl Devrient's wiedergeſehen, aber die Zeit iſt kurz und der Weg nach Paris lang.

Als Vorbereitung auf Paris ſtudir' ich franzöſiſche Geſchichte. Nicht aus Barante oder Capefigue, nicht aus Thiers oder Mignet, ſondern aus meiner Reiſekaſſe. Mein kleiner metallener Calvarienberg (die Ehrenſolde der Schriftſteller ſollte man Schmerzensgelder nennen) erſetzt mir eine ganze Bibliothek. Dieſe Zwanzigfrankenſtücke ſind wahre Geſchichtsmedaillen. Erſt erblick' ich auf ihnen Napoleon vom Jahre 1801, vom Jahre 12 der Republik. Kaiſer der Republik iſt doch in der That ein lächerlicher Widerſpruch. Das Antlitz Napoleon's iſt auf dieſem Goldſtück auffallend unſchön,

ähnlich den Zügen des Hieronymus, dem Herr von Scheele gedient hat. Ein krampfhafter Zug von Herrschbegierde liegt um die zusammengekniffenen Lippen. Ein Goldstück von 1810. Der häßliche Zug ist fort. Das Antlitz blickt marmorn ernst, die Ehrsucht ist befriedigter und nur unbefriedigte Ehrsucht macht häßlich. Kein von unten auf gestiegener Mensch, der etwas Großes geworden, kann schön sein. Doch haben Frauen oft das Talent, die Schönheit des Ehrgeizes, die Schönheit der Nachtwachen, die Schönheit großer Seelenleiden tief heraus zu erkennen. Freilich nur ungewöhnliche Frauen! Die meisten jagen der geistlosen Schönheit des Modekupfers nach. 1810. Noch einmal Napoleon. Ein Lorbeerkranz schlingt sich um die antiken Schläfe des Empereur des Empire français. Ruhige, klare Kälte des Antlitzes. Befriedigung. 1812. Der Lorbeer voller, fester gedrückt über die Stirne, aber das Auge kleiner, lauernder, Mistrauen in dem geschärfteren Blicke. 1813. Das Antlitz vorgestreckter, der Hals um die Ahnung einer Linie zurückgebogen, wie im Zustand einer großen Erwartung. 1814. Wohlgenährtes, wohlwollendes Bildniß Ludwig des Achtzehnten. Die Bourbonen sind zurückgekehrt. Haarbeutel und Jabot; nichts gelernt und nichts vergessen. 1818. (Meine Goldstücke springen, traurige Ahnung für Paris). Der Haarbeutel bleibt; aber der seidne Rock und das Jabot sind schon fort.

Entweder die Mode oder Beranger haben ſie vertrieben. Domine salvum fac regem. Früher hieß es am Rande: Diéu protége la France. 1825. Karl X. Ein unerfreuliches Profil. Der Mund weit geöffnet, grade wie man es Kindern verbietet. 1830. Der Mund Karl's X. noch mehr geöffnet. Man ſieht, er wird etwas ausſprechen, was ungefähr wie Ordonnanzen klingen kann. 1831. Sie ſind ausgeſprochen. Louis Philippe, roi des Français. Dieu protége la France. Schade, daß der ſo geſcheute Kopf ſo mürriſch ausſieht. Man hat mich gezwungen, die Krone anzunehmen, will dieſe Miene ſagen, und der Kopf gefällt uns ſo wenig, daß wir der Miene nicht trauen. Die Karliſten ſagen: der Kopf gliche einem italieniſchen Tabuletkrämer. Die Republikaner: er gliche einem reichgewordenen Börſenmakler. Er ähnelt meinem alten berliner Profeſſor der Mathematik. Er iſt todt und hieß Benkendorf. Benkendorf war aber freundlicher. Er rechnete immer nur mit der Kreide an der Schultafel, nicht in ſeinem Ausgabe- und Einnahmebuche. Louis Philipp war auch einſt Lehrer der Mathematik in der Schweiz; ich glaube, er wird aus Frankreich die Cubikwurzel eines hübſchen Privatvermögens ausziehen. 1841. Er hat ſie ausgezogen, und die Rechnung iſt gelungen. Ein dicker Bart auf den welken Wangen, Kummer und Freude im Geſicht mit ſonderbarer Miſchung, ein Eichenlaubkranz

um die Haare, die keine echten sind. Das Eichenlaub aber ist echt. Es ist der Friede „um jeden Preis!" — Welche Umwälzungen! Welche Veränderungen! Was dem einen dieser Herrscher Tugend war, war Verbrechen dem andern. So hoff' ich auch auf die künftigen Prägstücke der hannöverschen Landesmünze.

Zweiter Brief.

Köln, den 7. März.

Gleich hinter Hannover schlägt die Natur ihre ersten Bergeswellen, der Boden kräuselt sich, allmälig begrenzen den Horizont kleine violette Streifen, das Auge findet einen sanften Ruhepunkt, und das schweifende Herz blickt gläubig, vertrauend zu den immer höher steigenden umwölkten Himmelsleitern auf.

Berge! Berge!

Ist an Raum und Ort gebunden
Lebenslust und Lebensqual,
Dank' ich meine schönsten Stunden
Dir allein, Gebirg' und Thal!

Wie den alten nord'schen Hünen
Stets nach Süden stand der Sinn,
Zieht's aus Flächen, zieht's aus Dünen
Immer mich nach Bergen hin.

Seid gegrüßt, im Glanz der Sonnen,
Thäler ihr und Bergensreih'n!
Himmlischer schließt ihr die Wonnen,
Tröstender die Schmerzen ein! —

Wir sind jetzt bald auf hannöverschem, bald kurhessischem, bald bückeburg-lippeschem und endlich preußischem Gebiete. Diese armen kleinen Dörfer und Städte wissen kaum, nach welcher Richtung hin sie frei athmen können. Sie sind überwiegend hannöverisch gesinnt. Trüge aber das preußische Militair weiße Röcke, so würden sie alle zum weißen Rocke schwören. Sonderbare Landessitten! Im größten Schmuz und Regen müssen alle diese Landleute weiße Kittel tragen. Die Frauen sind in roth und weiß verliebt. Ueber ein grellrothes Mieder und Unterkleid werfen sie weiße Mäntel, ganz in Gestalt der afrikanischen Burnus. Wenn mehrere in dieser kleidsamen und malerischen Tracht zusammenstehen, glaubt man eine Gruppe Beduinen zu sehen. Mit diesen weißen Ueberwürfen wird ein Luxus getrieben, so ernst und so komisch, wie in unsern Residenzen mit den Shawls.

Das kleine Schwefelbad Nenndorf ist kurhessisch. Man bohrt seit Jahren hier einen neuen Brunnen, um Eisen zu finden, das wahrscheinlich zeitgemäßer ist, als Schwefel, aber man findet nichts. Nenndorf war einst sehr besucht, und Eilsen und das weltberühmte

Pyrmont! Unter Friedrich Wilhelm II., der Pyrmont in Aufnahme brachte, war es vor Zusammenfluß der Großen nicht möglich, hier Platz zu finden. Jetzt strömt die Bäderſucht nach andern Quellen, bis auch dieſe aus der Mode ſein werden. Wer weiß, welches kleine fränkiſche oder ſchwäbiſche Wildbad ſich ſchon im Stillen rüſten kann, nach zwanzig Jahren die grünen Spieltiſche aufzunehmen! Nenndorf zeigt allen herkömmlichen Apparat auf, die unſere Bäder zu Tempeln der Langeweile machen. Etwas ſchöne Natur, wenig Schatten, Pappelalleen, Promenaden. Badeleben heißt die gewöhnliche bürgerliche Langeweile von alle Tage, erhoben in den Adelſtand von ſechs Wochen, Saiſon genannt. Wir Menſchen ſind ſonderbar. Ein Exil, das uns, wenn wir es gezwungen tragen müßten, wahnſinnig machen würde, ertragen wir mit beſtem Humor, wenn wir freiwillig dafür Geld ausgeben.

Dieſe kleinen Bäder, welche den Harpyen in Naſſau, Böhmen, Franken und im Schwarzwald weichen mußten, haben noch eine ſtille Poeſie für ſich behalten. Sie ſind das Rendezvous der Umgegend, ſie ſind die Gelegenheit der Liebenden. Amor ſchlägt hier Wunden, Hymen verbindet ſie hier. Dieſe blonden, etwas ſonnenverbrannten Töchter der Provinz, dieſe ſchwärmeriſchen, etwas verblühten Töchter der Landpfarrer, dieſe derberen Wirthſchaftsgrazien der Amtleute, Wegemeiſters Hann-

chen, Amthauptmanns Lottchen — hier finden ſie noch Tänzer, Schwärmer, Ehemänner: junge Aſſeſſoren, Referendare, Candidaten, beurlaubte Offiziere, denen nur geſtattet iſt, bei 10,000 Thalern Vermögen zu heirathen. Aber auch dieſe letzte Bedeutung der kleinen Bäder wird Nenndorf verloren gehen. Die rauhe Hand der Politik legt ſich zwiſchen dieſe kleinen Umtriebe der Liebesgötter. Zollverein heißt auch hier der finſtre Dämon des Verderbens. Die Familien ſind gewohnt, ſich ihren Kaffee, ihren Thee, ihren Zucker ſelbſt mitzubringen. Man denke, eine Großtante, zwei entfernte ältre Couſinen, die Mutter mit vier, ihre Schwägerin mit ſechs hoffnungsvollen jungen Töchtern; wie viel Kaffee, Thee, wie viel Zucker braucht eine ſolche Familie, um allen ihren Vorrath von Mediſance zu erſchöpfen? Und jetzt hat ſie das Alles grauſamlich zu verſteuern; keine Zollfreiheit, keine Schmuggelei mehr! Der Zollverein, dem Kurheſſen angehört, ſchlägt alle dieſe Artikel nach den Angaben des Luxustarifes an, Nenndorf wird noch mehr veröden, und viele Ehen, die vielleicht im Himmel beſchloſſen ſind, werden hienieden keinen Prieſter finden.

Von vernagelten Prieſtern wird man gehört haben: ich erſtaunte, in Nenndorf eine vernagelte Kirche zu ſehen. Ein Geiſtlicher hatte darin kürzlich mit einem ſolchen Eifer gepredigt, daß ſeine drohende Rechte, die heftig das Kanzelpult erſchütterte, einen ihm zunächſt

ſtehenden morſchen Pfeiler wankend machte und die ganze Gemeinde mit paniſchem Schrecken erfüllte. „Die Kirche bricht!“ riefen Männer und Weiber und ſprangen zu den Fenſtern hinaus, wo und wie Jeder ſich zu retten hoffte. Seitdem wagt Niemand mehr, das wankende Gebäude zu beſuchen. Es gibt noch einige Kirchen, die baufällig ſind, und ich glaube doch, wir werden wieder damit anfangen müſſen, das Chriſtenthum unter dem Blätterdach der Wälder zu predigen.

Bückeburg hat eine ſtattliche Kirche im Jeſuitergeſchmack. Jeſuitengeiſt wird nicht darin wohnen, denn Herder war es, der einſt in ihr lehrte, eh' er nach Weimar ging. Bückeburg iſt die kleine Reſidenz eines kleinen Fürſten. Wenn alle dieſe Tetrarchen ihre Herrſchaft an größere Kronen gäben (z. B. an Preußen) und ſich mit einer Apanage begnügten, es würde ihnen und ihren Unterthanen beſſer ſein. Wie ſticht gegen all dies knappe, gegen dieſes ſchildbürgerliche Weſen gleich die imponirende Kraft der Preußen in der Feſtung Minden ab! Minden iſt der Schlüſſel zu Weſtphalen. Hier rauſcht und fluthet die Weſer nach Bremen hinunter. Man ſieht den Wellen an, daß ſie friſch aus dem Schnee der Gebirge kommen. Ein trotziger, ſichrer Wanderer, dieſer ſtrudelreiche Strom!

In raſchem Fluge entführt uns die Poſt in das fleißige, geſegnete, ſtellenweis ſchöne Weſtphalen. In

Minden bedauerte ich, einen Bekannten nicht beſuchen zu können, einen Baumeiſter, der mit Mühl- und Grabſteinen handelt. Steine, auf denen man uns das Brot des Lebens mahlt, Steine, auf die man uns das Salz des Todes, unſern Leumund, ſtreut! Es gibt arme Erdenringer, arbeitende, mühevolle Seelen, denen man nur jenen Mühlſtein auf das Grab legen ſollte, mit dem ſie ſich das Brod ihres Lebens mahlten. Und wer den größten Mühlſtein in ſeinem Leben zu tragen hatte, bekommt meiſt den kleinſten Grabſtein! Und wem ſein Mühl- und Sorgenſtein ſo klein wie ein Brillant am Fingerringe war, dem ſetzen ſie die größten Grabesſteine. Die Welt!

Herford, Bielefeld, Soeſt ſind Blüten des höchſten deutſchen Gewerbfleißes. Hier erzeugen ſie Salz, weben und bleichen die ſauberſten Linnen, hier iſt das Product des Gewerbfleißes noch dem nächſten Bedürfniß gewidmet, hieher hat noch der dumpfe Fabrikengeiſt des Wupperthals ſein pietiſtiſches Gas nicht ausgeſtrömt. Auf den Landſtraßen Regen und Weben. Die unzähligen Karren und Wagen bringen Korn und nehmen die Steinkohle mit. Die Steinkohle iſt jetzt Brot geworden. Es glitzert und blinkt von Steinkohlen über die grünen Wieſen hin. Man fährt unbewußt über ausgehöhlte Schachten und wünſcht tauſend Mal dem

hinuntersteigenden Grubenmanne Gottes Schutz vor „bösen Wettern".

Sonntag — meine liebste Reisezeit am Tage, wie Vollmond bei der Nacht. Wenn die Glocken läuten und die Sterne schimmern, ist der Mensch anders, ist die Natur eine andere. Sauber sind Sonntags die Straßen, gereinigt die Dielen; zur Kirche schlendern die geschmückten Landleute, von weit über Land kommen sie in die von Orgelklang lebendig gewordenen Gotteshäuser. Herumziehende Gaukler ergötzen den Sonntag-Nachmittag die gaffende Menge, ein Jongleur, der Messer verschluckt und Teller auf der Nasenspitze balancirt, ein Bänkelsänger, der auf der grünen Leinwand Kühnapfels Mordthat und Hinrichtung im warnenden Singsang erzählt. Des Abends aber belagert die Dorfjugend die Straßen und jauchzt dem Postwagen nach. Musik schallt in den Wirthshäusern und noch in später Nacht klingt das Horn des Wächters anders als an den Wochentagen. An der Gartenpforte ein liebendes Paar, Umarmung, Kuß, und noch fernher über die Hecken eine gute Nacht, ein Wiedersehen!

Von unserer Reisebegleitung war ein Franzose merkwürdig, den ich erst für einen voyageur en vin de Champagne et en généalogie des princes erklären wollte. Er kannte alle Keller und die Verwandtschaften aller fürstlichen Häuser. Er kannte alle Fürstinnen, die

die ſchönſten Kinder haben, und alle Könige, die den meiſten Champagner trinken. In ſeiner Kenntniß der Genealogie war er der perſonificirte Gothaiſche Kalender. Später gab er ſich aber als Kammerdiener und Leibchirurg des Grafen von Naſſau zu erkennen, auch Inhaber einer Modehandlung im Haag. Wie ſein königlicher Herr wußte er neben ſeiner Würde auch mit gutem Erfolge Kaufmann zu ſein. Zuletzt ſagte dieſer unterrichtete Reiſende: Mr. Dieffenbach et moi nous sommes les médecins de sa Majesté. Wahrſcheinlich beſorgte er das Departement der königlichen Hühneraugen.

In Soeſt habe ich mich nach der richtigen Ausſprache dieſes Städtchens erkundigt. Der Name wird ausgeſprochen, wie Itzehoe, ohne alle Rückſicht auf das umlautende e. In der Volksſprache aber heißt Soeſt: Sauſt. In dieſem Sinne laß ich mir's gefallen, daß Freiligrath hier geboren, zum Kaufmann hier gebildet und zum Dichter umgewandelt wurde. Dies wilde Sauſt muß ihn früh in die Wüſte verſetzt haben. An Suhl und Solingen erinnern ſeine Damascenerklingen; ja, als er am Comptoirtiſch noch den ledernen Bock, nicht Kameele ritt, wie oft muß ſich ihm bei einer Verſendung von Kaffee, Indigo, Cayennepfeffer und Muscatenblüte jene ſüdliche Tropenwelt aufgedrängt haben, die er ſpäter in ſo ſchöne Verſe kleidete! In

Hagen, Schwelm, Lennep, überall Wohlstand und Wohlbehagen. Nur der kleine Abzweig des Sauerlandes bis Mühlheim ist steinicht und dürftig. Bei Mühlheim lacht uns ein blitzender Wasserspiegel an. Es ist der Rhein.

Sei mir gegrüßt, heiliger, deutscher Strom. Nicht aus eines Königs silbernem Pokale, aus einem grünen Römerglase trink' ich auf deine Freiheit! Berge trennen, Ströme binden. Du bist der jungfräuliche Gürtel Deutschlands, den sie nicht lösen sollen mit frevelnder Hand! Nicht die Leier des Dichters allein, auch das Schwert des Helden wird dich vertheidigen! Wir werden dich verlieren können an der Maas und der Schelde, an der Nahe und der Mosel, aber wiedergewinnen werden wir dich an der Weser und Elbe, an der Donau und der Weichsel. Folge nicht der Lurleinixe, Victor Hugo! Sie führt dich nicht in die Pairskammer, nicht auf eine Ministerbank, sie führt dich nur in Strudel und Brandungen, in die sie Alle hinabzieht, die die Nixe des Rheins gewinnen wollen.

Dem stolzen Gefühl folgt aber ein wehmüthiges. Da ragt der unvollendete Dom in die Sternennacht. Mit geisterhaftem Dunkel heben sich die abgestumpften Spitzen von dem bläulichen Flimmer des Hintergrundes ab, zwei Arme, die unschön wären, wenn nicht das Großartige auch schön wäre, ohne vollendet zu sein.

Bei einem Riesen hören die Maßstäbe der Zwerge auf. Bewundernd steht der Kenner vor der Rückenwölbung, vor dem Oberarm, vor dem Torso eines capitolinischen Jupiters. Wird die neue, moderne Zuthat die Erhabenheit der Antike vermehren?

Es war mir im Geist, als säße oben auf den Thurmstumpfen des kölner Doms die gespenstische, schlotternde Gestalt des Virtuosen Liszt und hämmerte und tastete, um den Bau zu vollenden. Es war mir, als wenn eine Spinne ein Netz weben wollte, in dem man Löwen fängt. Welches Gewühl auf den Zinnen der Ruine! Worthelden, Menschen, angesteckt von einem modernen Laster, das noch seines Aristophanes harrt, von der Comitésucht, Hähne, die den Stolz ihres Lebens darin finden, bei jeder Gelegenheit einen Toast zu krähen, windige Vögel, flatternd, zwitschernd, Popularitätsvogelscheuchen, die bei jedem Anlaß, und wär' es der gedankenloseste, in den Zeitungen als Anreger, Beförderer, Planmacher sich gedruckt sehen müssen! Wie sie auf Leitern an den Pfeilern hinaufklettern, wie sie sich leere Eimer reichen, Phrasen, Redensarten, Stichwörter des Tages, mit dem vorgeschobenen Zweck im lächerlichen Widerspruche stehend. Die Alten schufen aus Bedürfniß; es ist nur zu wahr, wir Neuern schaffen nur aus Ostentation.

Baut ihn denn aus, den Dom, immerhin! Aber wie ich den ehrwürdigen Bau wiederſah, kam er mir vor wie ein müder Greis, der der Welt ſagen mochte: Seht, was ich werden konnte, hab' ich ja verſäumt, und nun laßt mich mein Haupt zur Ruhe legen! Wir haben Burgruinen, warum ſollten wir nicht Kirchenruinen haben? Schützt den Dom von Köln vor gänzlichem Verfall, reißt das kleinliche Gemäuer rings herum fort und gebt dem Vermächtniß der alten Zeit mit heiliger Scheu und Zurückhaltung eine Dauer in dem Sinne, wie die Zeit es uns überliefert hat! Nur der praktiſche Fabrikenſinn unſerer Zeit konnte auf die Idee kommen, dies Gebäude ganz haben zu wollen. Fauſt als Fragment iſt uns Allen ja werther, als der vollendete. Wenn dieſer Dom ausgebaut iſt, wird es nicht mehr der rechte Dom von Köln ſein.

Da indeſſen Alles geſchieht, um die Ruine (denn das iſt ſie auf den erſten Blick) zu vollenden zu einem Ganzen, das halb dem Glauben des Mittelalters, halb der Monumentenſucht des neunzehnten Jahrhunderts angehört, ſo erfreue uns denn wenigſtens das gemeinſame Wirken, die Anregung einer einigen, für ganz Deutſchland wichtig ſein ſollenden Unternehmung, erfreue uns wenigſtens dieſe neue Offenbarung jener geiſtigen Einheit, die uns für die mangelnde politiſche

tröſten muß! Ich will mit einigem Stolz nach Frankreich gehen und Victor Hugo ſagen: Wir Deutſche können wollen und wir thun, was wir wollen. Wir ſind mehr, als ein Land, wir ſind ein Volk!

Glückliche Heimat, wenn du auch einſt ſagen wirſt: Wir ſind ein Staat!

Dritter Brief.

Aachen, den 9. März.

Der kölner Carneval, die „Floreſſei", war vorüber. Die Faſten beginnen und nur am letzten Sonntage iſt noch das Lätare-Eſſen erlaubt geweſen, wo der maskirte kölniſche „Drikkes" ohne Kappen noch einmal die letzten Kräfte ſeines Magens und ſeines Witzes zuſammen nimmt, um das diesjährige Faſtnachtsſpiel würdig zu beſchließen. Seit einigen Jahren bin ich Ehrenmitglied des kölner und düſſeldorfer Carnevalvereins. Ich muß mir für ſpäter einmal meinen Antheil an dieſen Freuden vorbehalten. Einſtweilen ſeh' ich, hat auch hier der leidige Parteigeiſt die ſchöne Einheit geſtört. Der kölner Carneval iſt in zwei Parteien zerfallen, die nun jede für ſich ausgelaſſen iſt. Wenn dieſer Zwieſpalt nicht ausgeglichen wird, iſt es möglich, daß der „Gürzenich" in künftigen Jahren öde ſteht und auch dieſe geſellige Freiheit, dieſer gaukelnde Reſt des Mittelalters, in ſich ſelbſt zerfällt.

Das excluſive Weſen greift in unſerer Geſellſchaft immer mehr wieder um ſich. Nehmen wir mit der engliſchen Sprache auch die engliſchen Unſitten an, oder kommen ſie wieder, dieſe von der Bühne aus ſchon auf immer verbannt geſchienenen Standesvorurtheile? Es tritt wieder ein Wählen ein, ein Sichten, ein Balloſtiren, das uns mit Beſorgniſſen für die Zukunft erfüllen muß. Am kühnſten ſind die Wagniſſe der weſtphäliſch-rheiniſchen Ritterſchaft, die man hier die Autonomen nennt. Bekanntlich ſind dreißig dieſer Standesherrn ihren König angegangen, daß er ihnen geſtatte, einen Bund zu ſchließen, in welchen jeder Ritter von 16 Ahnen und von jährlichen 5000 Thalern Einkünften aufgenommen werden könne. Das Privilegium dieſer Herren ſollte die Autonomie der Erbfolge ſein, d. h. die Freiheit, nach Belieben, abweichend von den geſetzlichen Beſtimmungen, über ihre Erblaſſenſchaft zu verfügen, Söhne zu enterben, Töchter auf Pflichttheile zu ſetzen, Majorate zu ſtiften u. ſ. w. Der König hat dieſe Autonomie in der That bewilligt, ohne jedoch den Bund der Autonomen als Bund anzuerkennen. Die Begegnung des Fürſten mit den Rittern ſoll deshalb in Düſſeldorf peinlich geweſen ſein. Die Autonomen üben eine förmliche, für ſich abgeſchloſſene Gerichtsbarkeit aus. Sie haben eine Art Vehme, eine Art Bann, den ſie über die Mitglieder

ihrer nun stillschweigend geschlossenen Corporation aussprechen dürfen. Sie haben Strafen, Läuterungen, Verzeihungen und Wiederaufnahmen gebesserter Mitglieder. Die Fehler, für die sich diese Herren strafen, sind nicht etwa Thier- und Menschenquälerei, nicht etwa Spiel und andere „noble Passionen", sondern die abweichenden Ansichten über die schwebenden Kirchenfragen, über die allzugroßen Annäherungen an das herrschende Regierungssystem, an akatholische Principien u. s. w. Der Chef dieses Bundes ist ein Herr von Mirbach, dessen Visitenkarte also lautet:

Freiherr von Mirbach,
Standeshauptmann der rheinischen
ritterbürtigen Ritterschaft.

Der plötzliche Uebergang des zweiten Justizministeriums von Herrn von Kamptz auf Herrn von Savigny hat in dieser Gegend Freude und Bestürzung erregt. Freude, weil Kamptz ein Gegner des Code war, Bestürzung, weil Savigny unsrer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen hat. Einstweilen erwartet man die Zurücknahme der Verfügungen, die Kamptz zur Ergänzung der hierorts üblichen gerichtlichen Prozeduren angeordnet hat, besonders die Zurücknahme jenes Gesetzes, nach welchem Beamte hier nur nach dem unbeliebten und fremden Landrechte gerichtet werden sollen. Die moralische Kraft Savigny's auf Tausende von Beam-

ten, die bei ihm die Rechte ſtudirten, wird übrigens außerordentlich ſein.

Das politiſche Bewußtſein der Rheinlande iſt immer mehr im Zunehmen. Die Regierung muß es befördern, ohne daß es ihr vielleicht wünſchenswerth iſt. Die Beamten ſind angewieſen, in ihren Funktionen mit der ſtrengſten Selbſtbeherrſchung zu verfahren. Ein Regierungspräſident iſt zu Köln in dem humanen Herrn von Gerlach zweckmäßig gewählt. Auch die Cenſur iſt hier milder als irgendwo in Deutſchland, und geſtattet deshalb dem Zeitungsweſen einen Aufſchwung, der überraſcht. Die Kölniſche Zeitung, in vielen Tauſenden von Exemplaren verbreitet, gilt für eine der beſten in Deutſchland. Unter ihren zahlloſen Ankündigungen fiel mir geſtern folgende auf:

Rother Kleeſamen bei
Görres und Compagnie,
Hahnenſtraße.

Man glaubt aus den Zeiten der Revolution eine Anzeige des „rothen Buchs" mit der galliſchen Hahnendeviſe zu leſen.

Seit einiger Zeit hat ſich in Köln um die neue „Rheiniſche Zeitung" ein Kreis von Talenten zuſammengefunden, die der größten Beachtung würdig ſind. Mehr oder minder genannt, haben ſich dieſe jungen Gelehrten, denen ſich Kaufleute, Beamte, Offiziere anſchließen, die

schwierige Aufgabe gestellt, die praktischen Resultate der Ruge'schen Polemik auf die Beurtheilung der laufenden Zeitgeschichte anzuwenden. Die jungen Doctrinaire der Rheinischen Zeitung haben die Sackgasse der Hegel'schen Geschichtsphilosophie durchbrochen und befinden sich in politischer Hinsicht auf demselben Standpuncte, den in theologischer im nahen Bonn Bruno Bauer vertritt. Talent der Darstellung, dialektische Combination, Witz und Enthusiasmus stehen diesen Schriftstellern reichlich zu Gebote, sie haben mit den fähigsten jungen Talenten in Königsberg, Hannover, am Rhein, der Schweiz und Paris Verbindungen eingeleitet, die ihnen erlauben, ihrer Zeitung auch gutgewählte Thatsachen und aus Beobachtungen geschöpfte Sachberichte einzuverleiben. Um ganz verständlich zu werden, dürfte hier die Theorie wohl etwas von ihren Formeln opfern müssen. Das Kölner „Henneschen" ist eben nicht gemacht, Hegelianer zu werden.

Mit der Eisenbahn fährt man in drei Stunden nach Aachen, der alten Kaiserstadt. Victor Hugo hat den ganzen Rhein aufgeregt. Alle Städte, alle Kathedralen fühlen sich verletzt. Er hat die Sehenswürdigkeiten nicht gläubig anerkennen wollen, er hat die Küster und die Fremdenführer für ihre Trinkgelder zittern gemacht. Victor Hugo klagt über die Theorien unsrer Politik und über die Saucen unsrer Küche. Dort

ſuchen ihn die Publiciſten, hier die Gaſtwirthe zu widerlegen. Man ſchlägt in den Fremdenbüchern nach. „War jemals ein Victor Hugo hier logiert?" „Vor ſechs Jahren ein Vicomte Hugo!" „Hat er Hammelfleiſch gegeſſen, wie er behauptet?" „Nein, es war Boeuf à la mode." Ich lernte deutſche Wirthe kennen, die ihm wirklich dieſe Ungenauigkeiten im Journal des Debats vorhalten wollten.

Ich war im Aachner Dom. Ein erhabener Bau, deſſen tauſendjähriger Urſprung aus allen Zuthaten der Zeit und ſelbſt den geſchmackloſeſten, den Rococo-Stuccaturen der innern Kuppel, unverkennbar hervorleuchtet! Von Karl dem Großen begründet, zweimal durch Feuersbrunſt beinahe völlig zerſtört, ausgebaut, überbaut, hier ſchöpferiſch, dort geflickt, hat das erhabene Gebäude ſeinen urſprünglichen byzantiniſchen Charakter nicht ganz verloren, ſondern macht einen Eindruck, mehr mauriſch als gothiſch. Wären die Springquellen und die Oleander da, man würde ſich an die Alhambra erinnert fühlen. Mondſchein dazu und Nachtigallen hätten wir in Deutſchland ſchon.

Sonderbar, daß der Teufel mit allen deutſchen Domen ſein Spiel getrieben hat. Alle unſre großen Münſter, vom magdeburger bis zum aachner, ſind der Hölle zum Trotz erbaut. An alle dieſe ehrwürdigen Gebäude knüpft ſich die Sage von den Drohungen des Teufels

von Wetten, die er mit den Baumeistern eingegangen wäre, von seinen Anerbietungen, an den großen Werken mitzuarbeiten. Sonderbar aber auch, daß ich jedes Mal, wenn ich einen deutschen Dom sehe, mit dem Teufel Mitleiden habe. Die Priester und Bauleute haben den Armen überall mitarbeiten lassen, haben ihm die erste in den Dom gehende Seele versprochen und ihn dann, wenn das Werk fertig war, schmählig getäuscht. Steine half er tragen, Berge half er versetzen, er fügte Quadern auf Quadern, der arme Teufel, und wenn ihm beim Bau unserer Gotteshäuser heißer wurde, als in der Hölle, dann betrogen sie den Schelm und schenkten ihm für seine treuen Dienste statt der ersten Menschenseele die Seele eines Hundes, die Unsterblichkeit eines Wolfes. Wer wollte dem Teufel verdenken, daß er sich seitdem an den frommen Betrügern zu rächen sucht, daß er Steine vom Brocken auf den magdeburger Dom wirft, daß er sich an die Eisenringe der Thür am aachner Dom klammert und sie ausreißen will; wer wollte ihm verdenken, daß er noch heute um die Dome schleicht, daß durch ihn es nirgends heftiger stürmt und windiger pfeift, als um die Kirchen, und daß er sich freut, wenn die Philosophen beweisen, wie die Idee des Christenthums, so rein, so göttlichen Ursprungs sie war, doch nicht ohne Lug und Trug in die Wirklichkeit getreten ist.

Uebrigens hätten die aachner Baumeiſter dem Teufel auch immerhin die erſte, in die Kirche gehende Menſchenſeele ſchenken können, wenn nämlich der links an der Pforte befindliche Tannenzapfen die geſchenkte Seele geweſen iſt. Der Tannenzapfen, von Eiſen geformt, ſoll die Seele des rechts ſtehenden, kläglich blickenden Wolfes geweſen ſein. Gibt es doch Menſchen genug, deren Seele eher einem hölzernen, ungenießbaren Tannenapfel als dem Odem Gottes ähnelt. Einer der Herren Vorſteher des Kaatzer'ſchen Leſeinſtituts, dem ich für ſeine freundliche und zuvorkommende Begleitung dankbar verpflichtet bin, äußerte indeſſen mit vielem Grund, daß Tannenzapfen und Wölfin wahrſcheinlich zu römiſchen Waſſerkünſten gedient hätten. Die Wölfin iſt die Amme des Romulus, und der Pinienapfel ein Attribut des Bachusdienſtes, dem die Römer am Rheine überall die Symbole ihrer Götterlehre widmeten.

Im Dome ſelbſt, der durch ſeine unregelmäßige Bauart, ſeine ſpaniſchen, ungariſchen, walloniſchen Nebenkapellen ein zwar winkliges Anſehen bekommt, ſich aber dadurch förmlich in einen Complex von Begebenheiten, in ein Stück Geſchichte verwandelt, ſah ich den berühmten Evangelienſtuhl in ſeiner unförmlichen überladenen Koſtbarkeit, und dachte beim Grabmale Otto's III. an J. Moſen's Trauerſpiel. Wenn die Fakta, auf welche dieſer Dichter ſein Werk begründete, wahr ſind,

welch ein erschütternder Abstand zwischen jenen Scenen südlicher Leidenschaft und diesem stillen nordischen, kalten marmornen Grabmale, das des vergifteten Kaisers Reste birgt! Der Schweizer des Doms ist nur Suisse par profession, wie V. Hugo von ihm sagte, aber ich seh's, er könnte es auch par naissance sein. „Ich schicke mich in Alles," war sein cosmopolitisches Geständniß. Am wenigsten aber scheint er, wie V. Hugo behauptet, den Franzosen geneigt, denn indem wir jenen bronzenen Adler betrachteten, der, ein Geschenk eines alten deutschen Kaisers, den Chorknaben zum Notenpult beim Messesingen dient und wir den französischen Donnerkeil in seinen Klauen etwas wacklig fanden, hört' ich von ihm die Aeußerung: „Die Franzosen haben aus diesem Adler ihren gewöhnlichen Kukkuk gemacht. Ueberall Kukkuks, sehen Sie da, meine Herren, auch da oben am Chor drei französische Kukkuks!" — Es waren drei vergoldete Napoleonsadler am Chor der Kapelle. Ein Gallomae hätte sie nicht Kukkuks genannt.

Wie kann man auch hier französisch gesinnt sein, in Aachen, wo Alles an deutsche Größe erinnert, im aachner Dome, wo man überall die Spuren jenes Vandalismus erblickt, der die Siege der Franzosen begleitete! Frankreichs Avantgarde sind Ideen, die die Brust jedes freien Mannes heben; das gros d'armée sind soldatischer Uebermuth, die Nachzügler sind Beutesucht und

Vandalismus. Im Konventgange liegen zerstückt die Granitsäulen, welche die Franzosen im Revolutionskriege aus dem Dome fortnahmen und mit hölzernen ersetzten. 1815 wurden sie wieder zurückgebracht. Der marmorne römische Sarkophag, der dem Kaiser Augustus gehört haben soll, kehrte mit Verstümmlungen gemeinster Art wieder. An dem Hautrelief, das den Raub der Proserpina darstellt, waren dem Pluto und der schönen Tochter Demeter's, allen Dienern der Unterwelt und der Erde, die Nasen abgeschlagen, nur ein einziger kleiner Amor hatte seine Nase vor den Franzosen gerettet. Daß sie Kaiser Karl's marmornen Königsstuhl nicht zertrümmerten, geschah wol nur, weil sie gewohnt sind, Charlemagne ihrer Nationalität zu vindiciren und aus der Geschichte der Franken die Geschichte der Franzosen zu machen.

Zweifelnd und andächtig stand ich vor diesem einfachen Sessel, auf dem Karl der Große im Grabe ruhte und der der Sorgenstuhl aller deutschen Kaiser war, die nicht später in Frankfurt gekrönt wurden. Seit man anfing, unsre wichtigsten politischen Festhandlungen mehr in das Innere Deutschlands zu verlegen, von Aachen nach Frankfurt, von Frankfurt nach Regensburg, von Regensburg nach Wien, ist auch Deutschland äußerlich kleiner, innerlich schwächer geworden. Um den Franzosen alle ihre Rheinträume zu benehmen, sollten

die Könige von Preußen ihre Reſidenz von Berlin nach Köln verlegen. Der Stuhl Karl's des Großen! Wie oft habe ich ihn nennen hören. Da iſt er! Die größten deutſchen Kaiſer, Otto, Friedrich, Heinrich, haben auf ihm geſeſſen, gewählt von den Fürſten des Reichs, zum erſten Mal betraut mit dem Apfel und dem Schwerte des Reiches. Dieſe Stufen, wie glatt, dieſer Stuhl, wie marmorn, dieſe Lehne, wie kalt! Napoleon wagte es nicht, ſich auf den Stuhl Karl's niederzuſetzen, und ſchalt Joſephinen, die ſo eitel war, es zu thun. Man hatte der Creolin ein rothſammtnes Kiſſen untergelegt. Man blickt hinüber nach Süden, nach Italien, nach Rom. O wäre der erſte Gedanke dieſer neu gekrönten Herrſcher, wenn ſie auf dieſem Stuhle ſaßen, nicht ſtets dies unglückſelige Rom geweſen! Hatten ſie doch das Schwert, den Apfel, den Adler; mußten ſie alle dem Duft des römiſchen Salböls erliegen und hin, hin nach Rom, wo die deutſche Kraft und nicht ſelten das eigne Leben ihr Grab fanden? Otto III. ſaß auch auf dieſem Stuhl, blickte nach Rom und ſo, wie er drüben liegt in der Kapelle, kehrte er zurück. Der bronzene Adler drüben, von dem die Schüler jetzt die Meſſe ſingen, hat ſeine Füße kümmerlich zuſammengeklemmt. Er ſteht ſo unſicher, daß ſie wol auf den Gedanken kommen konnten, ihm zwiſchen die Krallen den franzöſiſchen Donnerkeil zu ſtecken. Aber groß und gewaltig

hat er seine Flügel ausgebreitet. Fliegen, fliegen hin nach Rom, der äußeren, leeren, phantastischen Würde wegen! Das Reich verfällt daheim, der Kern des besten Volkes, das den Kaiser begleitet, entnervt, der Römerzug die einzige Kaiserthat. Ironischer Künstler, der du auf den Rücken des Adlers drüben eine Fledermaus befestigtest! Es war vielleicht nichts, als der Künstlerhumor des Mittelalters, der auf die weitgebreiteten Adlerfittige eine teuflisch grinzende Fledermaus von gleichem Metall ausspannte: aber deuten dürfen wir das Symbol. Ja, die Hierarchie liegt spöttisch grinsend auf dem deutschen Adler, der dunkle häßliche Vogel der Nacht auf dem Rücken des sonnanstrebenden Königs. Armes Vaterland, deine Adler flogen und nicht du, nur die Fledermäuse stiegen empor auf ihnen.

Durchschauert von den erhabenen Erinnerungen dieser heiligen Stätten, floh ich aus dem Dom auf die Höhe, die die Stadt beschirmt, den reizend gelegenen Lousberg. Was sollt' ich mit den „kleinen" und den „großen" Reliquien? Den Betenden dort am Fußboden laß ich dieses Haar Mariens, diese Gebeine der Apostel, diese Nägel vom Kreuze Christi. Glücklicher frommer Wahn! Glücklich durch Das, was du glaubst! Eine zweifelnde Seele sieht diese Knochen nur mit Wehmuth an, mit Wehmuth, daß der Himmel ihr den Gedanken gab und daß es keine andern Reliquien der Ideenwelt,

keine Heiligthümer der Gedanken gibt, als die Gedanken selbst! Ihr küßt diese Knochen, ihr frommen Kranken, und ihr seid genesen! Ihr weint in diese heiligen Tücher, ihr Leidtragenden, und ihr seid getröstet! Wir, die wir nichts glauben als den Zweifel, wir Armen, die wir unsichtbar den Gott suchen, den ihr sichtbar an eure Lippen drückt, wir Schmerzzerrissenen und Ungetrösteten, wir haben keine Linnen, keine Gebeine, keine Kreuze. Unsre Reliquie ist Gott, unsre Religion der Schmerz, unser Gottesdienst die Thräne.

Auch den Schädel Karl's des Großen laß ich dem Sakristan. Ich mag nicht sehen, daß ein Lohnbedienter mit dem Finger auf den Schädel Karl's des Großen klopft, um zu zeigen, daß er jetzt so hell klingt, wie der Schädel eines gewöhnlichen Fürsten unsrer Tage. Ich besteige den Lousberg. Ueberall Teufelssagen, überall der Teufel drohend, überall geprellt von den Priestern. Aachen steckt voller Teufel, wie es 1817 voller Diplomaten steckte. Diese brauten und kochten laulichte Protokolle, jene brauen und sieden die heißen Quellen, durch welche Aachen Spaa verdrängt hat. Das ganze Land, das sich vom Lousberg in die Ebene vor uns ausbreitet, ist vulkanisch. Nachts muß es leuchten von blauen Flämmchen. Im alten Thurme am Fuße hausen die Wichtelmännchen, das kleine Volk der Zwerge, das auf seinen kleinen ledernen Höschen überall den

Minen und Metalladern nachrutscht. Dort Holland, drüben Belgien. Riesenschornsteine dampfen über die schon grünende Ebene. Tief im Thale das sonnenbeschienene Aachen, etwas zerflossen in seiner Lage, nicht begrenzt genug für uns und eingefriedigt, um sich ganz darin heimisch zu fühlen. Eine Stadt, gleichsam ohne Mauern und Thore, geschaffen nur als Uebergang in neue Regionen, in Länder fremder Zunge, die ich morgen begrüßen werde.

Schon treibt es Frühling in der Brust. Draußen die Hollundersträuche blicken schon mit ihren grünen Erstlingsgrüßen, drinnen wallt und wogt das Herz. Liebe und Freiheit! Ein langentbehrter, hier wiedergefundener Freund liest mir in schönen lyrischen Klängen Frühlingslieder vor, die er in der Zeit der Trennung dichtete. Grüner Wald, Gesang der Vögel, Glück der Seele. Belaube sich Dir, mein guter Wihl, auch Dein Lebensbaum blütenvoll und sangesreich!

Ich sprach L. Lax, den schweigsam gewordenen Erzähler, der es verdient, daß man ihn zum Reden auffordert, W. von Lüdemann, der für das berliner Polizeiministerium die belgische Grenze und für die Blätter der literarischen Unterhaltung noch immer die Literatur überwacht, Oberst von Schepeler, den Kenner Spaniens, Drinhaus, der in seinen „Zeitfragen" sehr fragliche Antworten gegeben hat, Dr. Müller, der sich Ver-

dienſte um die aachner Mundart erwirbt; Buchhändler Mayer, der ſich freute, daß Bulwer einen neuen Roman geſchrieben hat, und deſſen Haus durch eine geiſtreiche Gattin und talentvolle Kinder zu den geſuchteſten Rendezvous der fremden Künſtler und Gelehrten gehört. In einer von den Kenntniſſen des Redakteurs der „Aachner Zeitung", von der Gemüthlichkeit Lüdemann's und dem kauſtiſchen Witze des Oberſten Schepeler erheiterten Geſellſchaft trug Dr. Müller Gedichte in aachner Mundart vor. Dieſe Sprache iſt wol die auffallendſte aller unſerer Dialekte. Sie hat beinahe aufgehört, deutſch zu ſein. Sie hat walloniſche, flämiſche, franzöſiſche, ſpaniſche, engliſche, ja man behauptet in Folge der Bäder und Congreſſe ſelbſt türkiſche Elemente in ſich aufgenommen. Sie ſteht ſo iſolirt, daß ſie nur in Aachen geſprochen wird. Selbſt die Bauern der Umgegend, die Bewohner des nahen Burdſcheid, die Tuchmacher in Eupen ſprechen einen abweichenden Dialekt. Dies aachner Deutſch klingt voll und melodiſch. Wie Dr. Müller's Gedichte beweiſen, eignet es ſich beſonders zum Launigen. Es liegt im Ton eine Naivetät, die unwillkürlich komiſch wirkt.

Lebe nun wohl, Deutſchland! Kein Abſchied, nur ein ſtiller Händedruck. Der Freund weiß, was dieſer feſte Blick ins Auge bedeutet.

Vierter Brief.

Brüſſel, den 12 März.

Ein furchtbares Unwetter tobte uns aus dem Lande der Wallonen entgegen. Bäume wurden entwurzelt, Dächer abgedeckt, wie man aus Brügge ſchreibt, Schiffe entmaſtet; ein Orkan wüthete mit Regen und Schloßen. Die Bergſtröme raſten in wilden Sprüngen über das Geſtein, Brücken wurden fortgeriſſen, die Wege waren in Gefahr, von mächtig anſchwellenden Bächen überſchwemmt zu werden. Die Gewalt des Windes drückte die Scheiben des Coupés ein, ſodaß ich bis auf die Haut durchnäßt in Lüttich ankam.

Was iſt aber alles dies Körperliche, wenn die Neuheit der Eindrücke unſern Geiſt beſchäftigt! Ich verließ Deutſchland, hörte den letzten Mann, der noch in deutſcher Zunge redete, und ſah, daß dieſer plötzliche Uebergang in ein fremdes Idiom kein Märchen war. Kein Uebergang, keine Vermittelung, plötzlich ein anderes Volk in dieſen Bergen, eine andere Sprache in dieſen

Thälern. Die Landessprache ist wallonisch, ein entartetes oder noch eher ein anomal entwickeltes Französisch. Die Sprache der Douanen, der Gasthöfe, der Postbüreaus ist französisch. Alles bekommt einen andern Anstrich. Die Menschen blicken nicht mehr wie bei uns nach Osten, sondern Alles neigt sich nach Westen. Paris ist die Sonne, die das geistige Wachsthum dieser Gegenden zeitigt. In den Wirthsstuben Erinnerungen an Napoleon, französische Landkarten, Pläne von Brüssel und Paris. Keine Beschwerdenbücher mehr in den Passagierzimmern, keine Kalender mehr mit den Bildnissen der königlichen Familie aus Berlin, keine Lithographien mehr, die die Magna Charta des preußischen Staats — „Meine Zeit in Unruhe" und „Auf Dich, meinen lieben Fritz" in saubrer Schönschrift verewigen. Ich muß alle Schleusen meiner Sprachkenntnisse öffnen, um mich oben zu erhalten, und doch werd' ich die Besinnung verlieren. Meidinger, Mozin, Thibaut, ihr Geister des Diktionairs und der Grammatik, verlaßt mich nicht! Mir ist zu Muthe, wie damals, als ich schwimmen lernte. Der Hallore warf mich ohne Weiteres in die Spree. Nun hilf dir selbst, le ciel t'aidera.

Und der Himmel hilft, aber Geld ist Gottes Sache nicht. Diese Franken, diese Sous, diese Centimen! Noch eben hatt' ich meine schönen Preußenthaler, meine

lieben vaterländiſchen Silbergroſchen und nun eine Fauſt voll Kupfer! Dreißig, fünfzig, fünf und ſiebenzig Centimen — die kleinſte Zahlung zwingt mich zum Rechnen. Ich werde alle meine Hegel'ſche Philoſophie vergeſſen und wieder mit Meyer Hirſch und der Algebra anfangen müſſen. Nur um das Kupfer los zu werden, zahl' ich Trinkgelder, wie ein grand Seigneur. Ein Frank hat zwanzig Sous, ein Sou hat fünf Centimes, hundert Centimes ſind ein Frank. Ich werde ſehen, ob ich es behalte.

Ich fange auch an, immer beſcheidener zu werden, und muß mich um ſo mehr für einen Zwerg halten, als ich mit einem Rieſen gefahren bin. Links der Bruder des Eremiten von Gauting, der Oberſt von Hallberg Broich, rechts nicht etwa ein großer Mann, ſondern in der That ein Rieſe. Ueber zwölf Perſonen, die ſich in Verviers einſchreiben ließen, ſtreckte dieſes Ungethüm ſeine cyclopiſchen Hände. Beim Einſteigen reichte er mit der Mütze bis an die Imperiale und bog den eiſernen Fußtritt krumm, indem er in das Coupé ſtieg. Im Wagen mußte er den Hut abnehmen und gerieth dadurch fortwährend in Gefahr, ſich in den Maſchen des an der Decke hängenden Netzes, wie Abſalom in der Eiche, zu verſtricken. Ich hatte die ſchwierige Aufgabe, neben dieſem Phänomen, das nur für einen Platz bezahlt hatte, mir den meinigen zu

behaupten. Wenn man mich plötzlich vermißt hätte, würde man mich unter der Achselhöhle dieses Patagoniers gefunden haben. Einige Augenblicke entschlummernd, griff ich im Erwachen nach Etwas, das mir wie ein Bein vorkam: es war der Arm des Riesen. Er hatte einen Mantel von so großem Umfange, daß er nicht nur ihn, sondern mich, den dritten Passagier, und zuletzt noch die von dem Sturm zerbrochene Fensterscheibe bedeckte. Es war dies Mr. Bihin, jener bekannte sieben Fuß hohe Riese, der sich vor mehreren Jahren in allen Hauptstädten der Welt für Geld sehen ließ und sich jetzt, da er (besonders in Amerika) sehr reich geworden ist, seinen Landsleuten, den Belgiern, umsonst zeigt. Ich empfehle allen kleinen Leuten, die gern wachsen möchten, die Bäder von Spaa. Mr. Bihin, aus Spaa gebürtig, ist ein bescheidener Mann. Ich bewunderte die Sanftmuth seines Wesens, die Zuvorkommenheit seiner Manieren, die Grundsätze, nach denen ein Riese seine Frau regiert. Mr. Bihin hat eine kleine Frau gefunden, die sich nicht nur nicht vor ihm erschrickt, sondern die ihn sogar liebt. „Sie ist Französin," sagte er, „und ein wenig launisch. Ich setze ihr aber nie Gewalt entgegen, sondern zähme sie durch Sanftmuth." — Aus dem Munde eines Riesen ein merkwürdiges Geständniß. Mr. Bihin zeigte mir ein brevet, worin ihm als propriétaire rentier erlaubt

wurde, im ganzen Bereiche Belgiens zu ſchießen. Seine Jagdflinte hing quer über unſern Häuptern. Ich beklage jene unglücklichen Geſchöpfe, die dieſem furchtbaren Jäger plötzlich einſam im Walde begegnen und nicht wiſſen, daß es Rieſen geben kann, die die Launen ihrer Frauen durch Sanftmuth zähmen.

Von Verviers bis Lüttich iſt der Weg von maleriſcher Schönheit. Zu beiden Seiten Felſen, Steinbrüche, abwechſelnd mit anmuthigen Wieſen und auf den Abhängen und Bergvorſprüngen dichtgeſcharte Fruchtbäume. Das furchtbare Unwetter hüllte Alles in Grau, verwuſch alle Farben des Bodens und der Ströme in Gelb. Bald wird einer der kühnſten Schienenwege durch dieſe Straßen, durch dieſe Berge gehen. Keine Schwierigkeit umgangen, jede durchbrochen. Wo man hinblickt, ein kühn in die längſten Berge gehauener Weg, eine dunkle Pforte, durch welche bald die glühende Lokomotive donnern wird. Lüttich, das maleriſch zu beiden Seiten der Meuſe gelegenen Liége, verſetzt uns in die Poeſie des Mittelalters, in die Induſtrie der Gegenwart. Hier werden die berühmten lütticher Waffen geſchmiedet. Die ganze Stadt hat etwas Maſſives, etwas Stählernes. Von der Brücke aus in der Abenddämmerung ſieht man die Oefen dampfen, die Eſſen glühen; Feuerſäulen ſteigen über die Dächer auf, ganze Straßen ſind erhellt vom rothen Flammen-

schein. Alles hämmert, Alles schmiedet. Ein tapferer Anblick, alle diese Waffenschmiede und Schwerdtfeger, klopfend, das Feuer schürend, am Amboß den Hammer schwingend, dort Messer, hier Degenklingen, Schuß-, Stoß- und Hiebwaffen, Pistolen, Bajonette, Gewehrläufe, ein werdendes Arsenal, die Initiative eines Schlachtfeldes. Sprecht, ihr wackern Schmiede, einen guten Zaubersegen in eure Metalle! Wenn ihr die heiligen Bannformeln über das gehämmerte Erz murmelt, weihet diese Schwerdter einer guten Sache! Betet, daß diese eure Klingen nie gezogen werden für Tyrannei und Völkerdruck, daß sie zerspringen in der Hand der Meineidigen, daß sie siegen in der Hand der Gerechten.

Welch ein reiches, üppiges Land dieses Belgien! Die Ebenen fruchtbar, die Ströme durchfurcht von belasteten Nachen, die Städte blühend vom Verkehr, da und dort die stolzesten Erinnerungen des Mittelalters. Noch immer berühmt durch den Flor des Handels, den Fleiß des Gewerbes. Die Kirchen überall Gewähr des behaglichen Bürgersinnes, der seine Städte mit seinem Reichthum schmücken wollte, die Rathhäuser, stolz wie Asyle der Bürgerfreiheit. Belgien ist auf der Stufe, die Frankreich nie, Deutschland sehr spät erreichen wird. Belgien hat die abstrakte Freiheit und die Freiheit der deutschen mittelalterlichen Städtebildung. Es ist frei im Allgemeinen und frei im Besondern.

An Tirlemont, Löwen, Mecheln führt uns die Eisenbahn vorüber nach Brüssel. Es ist Nacht. Der Sturm hat sich gelegt. Brausend jagt das wilde Heer eines uns begegnenden Convois vorüber. In den Bahnhöfen dampfen und schnauben die geheizten Eisenmaschienen. Funken knistern hoch in die Luft. Bei der Ankunft in Brüssel fühlt man sich betäubt in diesem Gewühl von glühenden Maschinen, von Fackeln, die unserm tastenden Fuß über hundert sich durchkreuzende Schienenwege fortleuchten. Das dampft, das schnaubt, das zischt, das hustet aus den Lokomotiven um uns her; wir wissen kaum, wie wir uns in einem Omnibus, der uns in die Stadt führt, zurechtfinden. Endlich Ruhe im Hôtel de Flandres.

Ich kann Brüssel nicht in allen seinen Merkwürdigkeiten studiren. Für Brüssels größte Merkwürdigkeit gilt Antwerpen. In meinen Wanderungen durch die hügelige Hauptstadt des jungen Königreichs suchte ich mir das alte Brüssel. Man muß sich nicht blenden lassen von den pariser Affektationen Brüssels, von den glitzernden Schaufenstern, den Manieren und Redeweisen; der Kern dieser polirten Schaale ist ein echt germanischer, ein flamändischer, der in Antwerpen und Gent noch unverkennbar deutsch ist. Unter Karl V. war Gent größer als Paris. Je mettrai Paris dans mon gant, war der Calembourg des großen Kaisers,

der hier auf diesem majestätischen Stadthause seiner unermeßlichen Herrschaft entsagte, um in Spanien zu beten und Uhren zu bauen. Auf diesem Marktplatze vor dem Stadthause sind Egmont und Horn enthauptet worden. Drüben in dem Brothause, wo jetzt die hellen Fenster eines Casinos leuchten, stand Alba und blickte kalt dem blutigen Schauspiele zu. Man muß auf diesem Platze an Egmont und Goethe denken. In jenem Estaminet, wo man das etwas herbe Pharo-Bier trinkt, mitten unter jenen Blousen könnten Soest, Jetter und Buyk sitzen, könnten streiten über ihre Privilegien, streiten, bis sich Vansen in den Hader mischt, Vansen, das Prototyp der de Potters, der Kats, der Bartels. Ein junger Literat aus Antwerpen hatte den Faust ins Flamändische übersetzt. Ich rieth ihm, es mit Egmont zu versuchen.

In Brüssel hat das wallonisch-französische Element äußerlich das deutsch-flamändische besiegt. Mehr als zwei Drittel des Landes sind aber Flamänder. Ihre Sprache ist holländisch; doch gestehen sie es nicht gern. Die pariser Kultur, die Abhängigkeit von der französischen Politik und den französischen leitenden Ideen hat über ganz Belgien eine Haut gezogen, die keine natürliche ist. Es ist eine Kruste, keine Haut. Sie hat keine organischen Funktionen, sie ist nur der klägliche Nachdruck der pariser Erfindungen, das Echo der französischen

Tonangabe. Man beobachte dieſe armſeligen Zeitungen Belgiens! So groß ihre Anzahl, ſo gering ihr Inhalt. Hätte nicht jedes Journal eine gewiſſe Anknüpfung an irgend eine Parteimeinung des Landes, an die katholiſche oder orangiſtiſche oder freimaueriſche Partei, an die Partei der Bank oder die Partei der induſtriellen Geſellſchaft, man würde nicht wiſſen, wozu dieſe Unmaſſe Papiers bedruckt wird. Alle geben ſie nur Frankreich wieder: Frankreichs Wahrheiten, Halbwahrheiten und Lügen, die Premiers Paris, die Entremets, die Faits und Accidensſiniſtres und die Feuilletons. Brüſſel erſcheint ärmlich, wenn man es beſucht, um ſich hier auf Paris vorzubereiten.

Gegen dieſe Richtung iſt aber eine Reaction eingetreten. Vorläufig muß man freilich noch die flamändiſchen Beſtrebungen eine Literatur nennen, die gleichſam erſt noch einen Verleger ſucht. Aber von allen Seiten regt ſich doch der Drang, frei und ſelbſtändig zu werden. Man wird die Literatur dieſes Landes von dem place de la bourse in den Platz des Hôtel de ville verſetzen, aus den Cafés in die Eſtaminets, aus dem Frack in die Blouſe. Man wird das Siegel wieder von dieſen hohen Domen löſen, die Sprache dieſer wunderbaren Bauten enträthſeln. Man wird die klaſſiſchen Gemälde der flamändiſchen Schule nicht vom Pinſel allein in Antwerpen fortſetzen laſſen, ſondern

auch die Feder wieder in die alte germaniſche Erinnerung tauchen. Erwägt man, welche Blüten die däniſche Literatur auf einem Stamm von ſo wenigen Millionen, die dieſe Sprache reden, treibt, erwägt man Schweden, Ungarn, Böhmen, warum ſollten die Flamänder ſich nicht zu einer eignen Literatur emancipiren können, ein Volk von mehr als drei Millionen in Belgien ſelbſt, ohne das wenn auch feindſelige, doch ſtammverwandte Holland? Die holländiſche Literatur, ohnedem veraltet, zurückgeblieben, in Vorurtheilen verroſtet, kann von dieſem regen Treiben in Belgien nur erfriſcht und Holland zuletzt ſogar noch eine geiſtige Eroberung des feindlichen Schweſterſtaates werden.

Jede Literatur, die ſich nicht im mythiſchen Zeitalter durch ſich ſelbſt begründet hat, oder durch eine bedeutende naive Kraft, ein Talent erſter Größe, ein Genie, getragen wird, muß ſich an die Entwickelungen verwandter Völker anſchließen. Die flamändiſche junge Bewegung wird, von Frankreich zurückgewieſen, nur wählen können zwiſchen England und Deutſchland. Zu befördern, daß ſie Deutſchland wählt, iſt der Zweck einer hier vor wenigen Monaten von einem geiſtreichen und federkundigen deutſchen Literaten, Dr. Kuranda, begründeten Wochenſchrift, Grenzboten. Dieſe Revüe erſcheint in wöchentlichen Heften und verdient ihrer rein nationalen, Deutſchland zur Ehre gereichenden Tendenz

wegen, die allgemeinste Beachtung. Wie betrübend, daß eine so wichtige Zeitschrift in Deutschland äußere Hemmungen finden konnte! Sie erobert den deutschen Interessen ein neues Terrain und wird aus diesem Gesichtspunkt sogar von der hiesigen Bank, die in materieller Hinsicht einen Anschluß Belgiens an Deutschland wünscht, unterstützt. Kuranda besitzt zugleich gesellige Formen genug, um hier in jeder Weise die deutsche Literatur würdig zu vertreten.

Dem großen orangistischen Procès monstre beizuwohnen, hab' ich keine Lust. In Paris selbst werd' ich noch genug solcher Farcen erleben. Die richterliche Gewalt hat der Unmasse der Angeklagten, dem Wirrwarr der Zeugen und der Gleichgültigkeit des Publikums gegenüber kaum Kraft genug, sich in ihrer ersten Rolle zu behaupten. Fast scheint es, als führten eher die Angeklagten als die Richter die Verhandlung. Ich sitze, von Wanderungen ermüdet, auf meinem Zimmer und sehe mir in nächster Umgebung diese allmäligen Aenderungen der Sitte an. Das Feuer lodert schon im marmornen Kamine. Das große Himmelbett mit seinen breiten Dimensionen, die Tassen ohne Henkel, Henkel dagegen an den Nachttischen für die nassen Tücher, schon eine andere Methode der Bedienung, schon eine andere Vertheilung der dienenden Aemter. Endlich klärt sich auch draußen der Himmel wieder auf. Ein

schöner Tag. Im Park sehnen sich die gegen Winterfrost eingehüllten Statüen aus ihren Strohmänteln heraus. Auch die Bäume, stolze hohe Rüster und Platanen, möchten die häßlichen Hüllen, in die man sie kleidete, abwerfen; jene blechernen Schilde, mit denen man ihre Wunden verbunden hat, die Wunden der Septembertage. In diesem Park wurde Belgiens Unabhängigkeit erkämpft. Hier in diesem tiefen Grunde unter den Büschen modern die Gebeine von Hunderten der gefallenen Holländer. Die Bäume sind zerfetzt von Kugeln, und wo die Rinde von ihnen zu sehr gelitten hat, wo das Wachsthum von den grausamen Wunden zu sehr bedroht schien, hat man die Narben verdeckt, damit sie langsam heilen. Ein furchtbarer Anblick muß dieser Kampf gewesen sein. Die Holländer, zusammengeschart, von allen Seiten den Kugeln des Volks preisgegeben, hier in diesem Park. Drüben und draußen von Dächern, aus Fenstern herab das Feuer der Insurgenten. Waffen, schnell zusammengerafft, alte Helme, alte Panzer aus spanischen Zeiten her, hoch zu Roß die Führer des Aufstandes, Knaben die Trommeln rührend, die Frauen dazwischen, anfeuernd, Kugeln bringend, die Verwundeten verbindend, die Sterbenden beweinend. Im Eingang der Deputirtenkammer zeigt ein großes Gemälde von Wappens, wie diese Freiheit, eine Treppe höher in diesem Hause frei zu reden und frei abzustim-

men für die Interessen des Volkes, draußen unter den Herbstbäumen, drüben im Park, erkauft wurde. Das Gemälde ist etwas verworren gruppirt, und die Einheit zu sehr in einer Sterbescene conzentrirt, die uns die siegende Revolution nicht vergegenwärtigen kann. Das Riesengemälde de Kayser's, das links die Schlacht bei Woringen darstellt, steht künstlerisch wol auf einem höheren Standpunkt. Es ist das Trübe der Freiheit, daß sie Künstler wol begeistern, aber nicht schaffen kann. Man kann sehr wahr sein, ohne daß man schön ist.

St. Gudule ist von innen erhabener als von außen. Die Kanzel dieses Münsters, ganz aus Holz geschnitzt, ist ein Meisterstück der Erfindung und Ausführung; sie ist ein Gedicht. Das herrliche Werk stellt die Geschichte des Sündenfalls und der Erlösung vor. Unten Adam und Eva, vom Engel aus dem Paradiese getrieben, die Schlange, riesenhaft sich um den Baum der Erkenntniß ringelnd, oben das Evangelium, in katholischer Auffassung, durch die Sternenkönigin Maria dargestellt. Wie lieblich der Humor des Mittelalters! Das Paradies ausgeschmückt mit allen seinen Bewohnern, selbst den Affen nicht zu vergessen. Wenn der Geistliche die Kanzel besteigt, droht ihm ein lustiger Maki auf die Schulter zu springen. Jetzt sollte ein Künstler Kanzeln bauen, an denen er Affen anbrächte! Man würde es für eben so geschmacklos, als irreligiös erklären, und doch haben

wir das Mittelalter nicht erreicht, weder in seiner Schnitzkunst, noch in seiner Andacht. Am Arme Eva's hing an einem dünnen Zwirnsfaden ein Hirtenbrief des Erzbischofs von Mecheln, ein Ablaßbrief; unwillkürlich sinniger Trost für alle liebenden Töchter Eva's, für Alle, die unten vor der Welt das Paradies verlieren und oben bei Gott die Gnade finden.

Am Place de la bourse arbeitete ein Privattelegraph. Daß sich Privatleute Telegraphen halten können, ist einer der Horreurs, vor denen die deutsche Politik erschrecken würde. Dies ist indessen wahrscheinlich jener lügenhafte Berichterstatter, der die antwerpener Börsengerüchte so unsicher macht, und dem wir in Hamburg so viele verkehrte Nachrichten über Spanien und Frankreich verdanken.

Nichts von einer kläglichen Theatervorstellung im Park, nichts von den trois Suisses und den mille Colonnes, nichts von dem neuen Journal „die Nasenstüber" und dem alten Journal „Mephistopheles", in dem ich mehr Rohheit als Witz gefunden habe, nichts von der Gewissenlosigkeit des schändlichsten Nachdrucksystems gegen ein Land, dem Belgien seine Freiheit verdankt, nichts von Herrn Haumann, der sich durch seinen Nachdruck Häuser baut; ich rüste mich auf Frankreich, nach dem ich morgen abreise. Schon führt eine Eisenbahn nach Mons ins Hennegau oder in den Ainaut, wie es

hier heißt, in Gegenden, die hiſtoriſch berühmt ſind aus den Zeiten der Grafen von der Mark, der wilden Ardenneneber. Bald wird dieſe Eiſenbahn Brüſſel unmittelbar mit Paris verbinden. So hat Belgien zwei ausgeſtreckte Eiſenarme, einen nach Frankreich, einen nach Deutſchland. Die Eiſenbahn nach Paris, die Eiſenbahn nach Köln. Belgien wählt, welche Hand es mit dieſen Armen drücken ſoll. Eine wird es wählen, aber es muß die Hand eines Mannes ſein.

Fünfter Brief.

Paris, den 17. März.

Grade heute, es ist mein Geburtstag, fühl' ich denn doch, daß ich über die Jahre der Illusionen hinauskomme. Oft getäuscht, hab' ich mich gewöhnt, nichts mehr zu erwarten. Ich habe mir die meisten Dinge von der Poesie, die ich früher an sie anknüpfte, selbst entkleidet. Der Schmelz, den sie besitzen, er wird ihnen darum bleiben; Das erfreuet uns nur noch wahrhaft, was uns überrascht.

Das Meiste, was wir schön, erhaben, groß finden, haben wir in unsrer Vorstellung uns schöner, erhabener, größer gedacht. Die ersten Berge, die wir sahen, schienen uns kleiner, als sie uns hätten erscheinen müssen, um uns vollkommen zu befriedigen. Die gerühmtesten Wunder der Welt, wenn wir sie sahen, blieben hinter Kupferstichen, Erzählungen, hinter unsern Phantasien zurück. Die Liebe! Nahm sie nicht anders sich aus, als wir noch kein Herz gefunden hatten, das wir unser

nennen durften? Wem gab sie, als wir wirklich liebten, nicht Größeres, als wir hofften, und wem — nicht Kleineres?

Je älter man wird, desto bescheidener, desto anspruchloser sollte man werden. Man sollte die Grenze sich ziehen können für Alles, was diese Welt gewähren kann. Sie hat Alles und gibt so wenig. Wie viel Glück, wie viel Freude — nur dir ist nichts davon beschieden! Armes Herz, so hast du entbehren gelernt, bist einfacher in deinen Wünschen, reiner in deinen Genüssen, glücklicher geworden in deinen kleinen Befriedigungen!

Nur ein abstracter Mensch, ein Mensch, der in Büchern heimischer ist, als unter Seinesgleichen, konnte nach Italien reisen und sich stören lassen durch Alles, was die Natur diesem wunderbaren Lande als Zugabe seiner Wunder gegeben hat. Da die Wunder der Erde natürliche sein müssen, so wirft auch Alles, was himmlischer Abglanz scheint, seinen irdischen Schatten. Wie klein jene Fremden, die unser Vaterland besuchten und alles Das zum Maßstab ihres Urtheils über das Ganze nahmen, was sie im Einzelnen befremdet, was von ihren Gewohnheiten abweicht oder wirklichen Tadel verdient. Ich kam nach Frankreich mit Indignation über hundert widerliche Eindrücke. Ein jämmerlicher Postwagen, gedrückte, erbärmliche Plätze, ein grober Conducteur, nicht die Spur von Aufmerksamkeit auf das

Befinden der Reisenden. Schlechte Kost, Prellerei, für den kleinsten Dienst geöffnete Hände, die gemeinste Plusmacherei in Allem, was uns begegnet. In jeder Festung, die wir passirten, wurden die Pässe abgefordert, nur damit die Unterbedienten Trinkgeld fordern konnten. In Peronne verschmachtete ich vor Durst. Es war noch nicht zehn Uhr Abends. Ich äußere mein Bedürfniß: keiner der Passagiere hat den Muth, den plumpen Conducteur zum Oeffnen des Schlags zu bewegen, keiner steht mir bei, meine Bitten um ein verre d'eau sucrée zu unterstützen. Der Conducteur hört mein ganzes Lexikon französischer Flüche und läßt ruhig weiter fahren. Ich dachte, daß unter Ludwig XI. in Peronne Hunderte verschmachtet sind, und duldete bis zum nächsten Morgen, wo wir Milchkaffee statt Kaffee mit Milch, förmlich eine Suppe und einen großen Löffel, unser Frühstück damit statt zu trinken, zu essen bekamen. Und doch! Ich will nicht klagen. Ich will Frankreich nicht, wie es Manche gethan haben, nach seinem Milchkaffee und seinen Trinkgeldern beurtheilen. Jeder Sou, auf dem ich lese: République française, jedes Bildniß des unglücklichen Ludwig auf der groben Kupfermünze ergreift mich so, daß ich nur noch den welthistorischen Boden unter mir fühle und getrost durch die Barrière St. Denis bei schönstem Frühlingswetter in das große Babel einfahre.

Ich bin in Frankreich, in Paris. Ich muß mich besinnen, um zu wissen, was mir einst dieser Gedanke war. Als Knabe hab' ich Frankreich gehaßt und Paris geliebt. Meine Gedanken klammerten sich an Deutschlands Fall und Deutschlands Größe; meine Gefühle, meine Phantasien schweiften durch Paris, das ich früh kennen lernte aus den Erzählungen meines Vaters. Mein guter Vater war in Paris gewesen, zwei Mal, 1814 und 1815. Er hatte dem Knaben Wunderdinge erzählt von den Boulevards, von Franconi, von einem Hirsch, der durch Feuer springt, von einem Sattler, bei dem er wohnte. Ich bin in Paris, ich möchte nicht Louis Philipp sehen, ich möchte den Sattler besuchen, bei dem mein Vater gewohnt hat. Noch vor der Julirevolution haßt' ich Frankreich. Ein junger, französischer Professor, St. Marc Girardin, kam nach Berlin, um die deutschen Universitäten zu studiren und deutsch zu lernen. Er nahm Unterricht bei mir und erklärte mir Frankreich; ich erklärte ihm Deutschland. Wenn ich ihm gesagt hatte, was Deutschland, was der Tugendbund, was die Burschenschaft war, kam eine Stunde später Gans, Eduard Gans, und sagte ihm, Das, was er von mir über Deutschland gehört hätte, wäre nichts, als eitel Albernheit. Deutschland könne nur durch Frankreich zur politischen Freiheit kommen. So Gans. Gans ist nun todt. St. Marc Girardin

ist maître des requêtes, Staatsrath, Deputirter, Candidat eines Portefeuilles geworden. Und ich? — Wehmuth ergreift mich, wenn ich diese Gedankenreihe verfolge.

Nach der Julirevolution hat sich in der Auffassung Frankreichs Alles geändert. Man empfand nicht für, sondern mit Frankreich. Dieselbe Lage, die Frankreich bei sich verändert hatte, fand sich bei den meisten Völkern Europas vor. Selbst England, so fest gewurzelt in seinen historischen Bedingungen, machte die Reformbill und die Entwickelung des Chartismus zum Nachhall der pariser Bewegung. Deutschland vollends, in seiner politischen Lage sogar hinter den geringen Versprechungen der Wiener Congreß-Acte zurückgeblieben, mußte freudig den Sieg des Constitutionalismus begrüßen, einer politischen Form, die, nur halb bei uns eingeführt, auch in sich selbst schon zusammenfiel. Die Hingebung an Frankreich lag vorausgesetzt in einer beschämenden Selbsterkenntniß. Frankreich wurde der Mittelpunkt und der Leitfaden unsrer Reformen.

Seither hat sich auch dies wieder verändert. Deutschland hat Kraft gewonnen, Frankreich Kraft verloren. In Frankreich ist der Bodensatz der Gährung ans Tageslicht gekommen, bei uns hat die Gährung, die wir Frankreich verdanken, unsere edleren Bestandtheile zum Vorschein gebracht. Frankreich fällt in seine historische Alltagsstimmung zurück, Deutschland ist in der

nämlichen Gefahr, wenn auch der Umweg, den wir neuerdings genommen haben, sehr neu, großartig und bedeutend scheint. Die Dialektik ist schimmernder, origineller als früher; die Axiome sind aber die alten. Diese Bewegung ist nicht gut; aber wir werden sie nicht aufhalten können. Ich sage wir: und verstehe darunter die Denkenden, im Gegensatz zur Masse, die nur Leidenschaft und von der Geschichte Das kennt, was geschehen ist, nicht was geschehen wird.

Das sind Gedankenreihen, die mich viel beschäftigen werden. Vorläufig hab' ich Mühe, meine Gesichtspunkte nicht zu verlieren. Ich muß mich zuweilen besinnen auf das Frankreich, das ich mitgebracht habe, weil das Frankreich, das ich finde, mich irren kann. Louis Philipp, Guizot, Thiers, der bewaffnete Friede, der Friede um jeden Preis, die Pairskammer, die Königsmörder, die Deputirten, die Epiciers, die großen Männer und die kleinen Intriguen, die Kunst und Wissenschaft, Véry, Vefour, Musard — ich habe Mühe, von alle Dem, was ich früher wußte, hier nichts zu vergessen. Ein Fiacrepferd, das auf dem Boulevard für todt liegt, beschäftigt mich mehr, als drüben das Hôtel des capucines, in dem Guizot seine Diners gibt. Eine Holzpflasterung am Ende der Rue Richelieu weckt mehr Betrachtungen in mir, als das heutige Bülletin der Débats. Sie pflastern Paris mit

Holz, um der Revolution den Bauſtoff zu entziehen. Aus Holzblöcken laſſen ſich keine Barricaden mehr machen. Lieber mögen Die, die nicht hören können, übergefahren werden, wenn ſie auf dem Holzpflaſter das Rollen der Wagen nicht vernehmen, als daß Die, die nicht ſehen wollen, ewig in Gefahr ſind, ihre Kronen zu verlieren. Gedankenlos geht Paris an den aufgeriſſenen Straßenecken vorüber und beklagt an der Neuerung nichts, als daß ſie den Spaziergängern eine Zeitlang die freie Paſſage hindert.

Schade, daß die diesjährige Frauenmode widerlich ſchwarze Trauerkleider ſind, es fehlte nichts, um Alles frühlingsſchön zu haben. Blauer Himmel, Sonnenſchein, die Bäume grünen ſchon, die Fontainen am Obelisken glänzen diamanten, in den Champs élysées freuen ſich die Pferde, auf den Boulevards die Menſchen, im Palais royal die Engel. Hunderte von Bonnen führen die kleinen Kinder ſpazieren; Alles will hinaus in's Freie, und es iſt ſo ſchön, daß man in Paris ſelbſt förmlich über Land gehen kann. Zum Ueberfluß iſt der Salon der neuen Gemälde eröffnet. Soll ich dort ſchon hingehen? Draußen Veilchenduft und drinnen die Oelfarbe ſuchen?

In Paris kommt die Kunſtausſtellung mit den Veilchen, in Berlin mit den Aſtern. Ich ziehe den gemalten berliner Nachſommer dem gemalten pariſer Vorfrühling vor.

Auch innerlich, was die Kunst betrifft. Unsre deutschen Ausstellungen bringen mehr Poesie. Bei uns ist die Materei lyrisch, hier will Alles dramatisch sein. Jedes Bild drängt sich hervor, jedes schreit um Beifall. Ich sehe ungeheure Effecte, aber wenig Gefühle. Die Religion ist in einigen riesenhohen Altarblättern bedacht. Es sind Votivtafeln einer Andacht, die nur deshalb für die Heiligen sorgte, weil einige neue Kirchen neue Gemälde haben müssen. Bei neuen Kirchen kommen in Anschlag: Steine, Holz, Gold, Silbergeräth, eine Orgel, ein Gemälde für den Altar. Diese Heiligenbilder gehören zum Baudepartement; man sieht ihnen an, daß sie auf Bestellung gearbeitet sind. Sonst wimmelt es in dem Salon von orientalischen Scenen, Familiengemälden und Portraits. Die ersten sollen für Algier begeistern, die andern das Glück der Ehe veranschaulichen, die letzten sind gemalte Heirathsgesuche. Auf den Familiengemälden sind Kinder und kleine Hunde die Hauptsache, auf den männlichen Portraits die Bärte. Ich mag hier keinen Mann mehr ansehen, weil ich nichts als Haare sehe. Alles trägt mittelalterliche Bärte, die Flaneurs, die Kutscher, die Marquis, die Ouvriers. Man ist von allen Seiten umgeben von Van-Dyks-, von Rubenskopfen, von poetischen Bärten, zu denen prosaische Augen, fahle Lippen und die geschmacklosesten Trachten des Jahrhunderts gehören. Diese Männer lassen sich ihre

Bärte wachsen, ohne daß sie selbst ihren Bärten gewachsen sind.

Die Gemälde des Salons sind im Grunde nichts mehr als gemalte Kupferstiche, colorirte Lithographien. Sie gehen mit wenigen Ausnahmen über den Geist des Kupferstiches und der Lithographie nicht hinaus. Die Mode, die gesellschaftliche Bestimmung scheint die Muse zu sein, die diese Künstler begeistert, und der sie ihre oft schönen und kühnen Talente opfern. An großen Kunstschöpfungen muß eine Periode immer ärmer werden, wo man die Bedeutung der Epoche angefangen hat, so zu verstehen, daß die Menschen dieser Epoche bedeutend wären. Seither wollen denn auch alle diese Philister, die die Haupthebel der Epoche zu sein sich einbilden, sich in der Kunst abgespiegelt finden. Auf den Gemälden, wie in der Poesie, und nirgend mit größerer Tyrannei für die Dichter, als im Drama.

Der Weihrauch der Feuilletons, die den Salon umdampfen, muß erst den frischen Oelgeruch der Kunstausstellung vertreiben. Hinaus in die sonnigen Champs élysées! Hunderte von eleganten Equipagen, mit vorreitenden Jokeys, begleitenden Cavalieren, untermischt mit reitenden Amazonen, machen Queue zu beiden Seiten der Promenade, um bis zum Arc de l'étoile die Renten zu zeigen, die die weißen Handschuhe und die Stulpstiefeln der Jokeys, die diese englischen Wagen,

dieſe Spiegelfenſter, dieſe geſtutzten Roſſe und die Augen der ſchönen Damen, die ſie ziehen, bezahlen. O, dieſe ſchönen, dieſe ſtolzen Augen! Dieſe Fülle von Glanz, dieſer Hintergrund von Glück und Unglück, von Liebe, Leidenſchaft und den dunkelſten Schlaglichtern der Poeſie! Hingelehnt auf ſammtne Polſter, den Arm auf einen Vorſprung der ſeidnen Kiſſen geſtützt, blicken dieſe pariſer Frauen der großen und reichen Welt mit ihren heißen und doch ſo furchtbar ruhigen Augen hinaus durch die niedergelaſſenen Jalouſien des Schlages in die noch kahlen Bäume, die für ſie kein Frühling zu belauben braucht. Oder bedürft auch ihr, ihr ſchönen Weſen, des grünen Schleiers der Natur, um ihn auf euer brennendes Auge zu legen? Brennen dieſe Blicke auch von Schmerzen, können dieſe Augen fiebern, dieſe Finger unter den glacirten Hüllen auch zittern? Habt auch ihr in euren Freuden eure Schmerzen, in eurem Reichthum eure Armuth, in Eurem Uebermaß eure geſtillte Sehnſucht? Seht, dort bringt der aufgerührte Staub ein Beiſpiel unſers Erdenglücks! Louis Philipp, König der Franzoſen, umringt von einer halben Schwadron ſeiner Leibgarde, ein kaum ſichtbares, kleines Fenſter in dem tiefen ſechsſpännigen Wagen, vorüberfliegend, nicht raſtend, nicht zum Schlage hinausblickend, ſich verbergend in der Rücklehne, bei der ſchon drückenden Hitze ſchwer athmend unter dem ſtählernen Ringelpanzer,

den er nach dem Glauben des Volks stets unter seinen Kleidern trägt! Doch davon später.

Wie ich gestern durch Zufall am Palais royal vorüberstreife, find' ich le Cid angekündigt. Dem. Rachel Chimène. Das Glück will mir wohl. Beim ersten Spaziergang seh' ich den König, bei meinem ersten Theaterbesuch die Rachel. Vielleicht wäre es gerathener, wenn ich meine Meinung so lange zurückhielte, bis ich sie zum zweiten Mal gesehen habe. Ich will sie noch oft sehen, will ihr ganzes Repertoir von sechs Rollen studiren. Möglich, daß ich noch eine bessere Meinung von ihr bekomme, als die ich durch die Chimène erhielt.

Um nun gleich mitten in die pariser Eindrücke hineinzugreifen, so bekenne ich mit großem Leidwesen, daß diese berühmte junge Schauspielerin mich nicht befriedigt hat. Das Leidwesen geht nicht auf Rachel Félix, sondern auf die Möglichkeit, wie man in unserm Zeitalter berühmt sein kann, ohne es wahrhaft zu verdienen. Ungleich sind die Gaben des Geschicks, ungleicher noch die Belohnungen des Genies ausgetheilt. Dem Einen wächst der Lorbeer so hoch, daß seine Stirne ihn nie erreichen wird, dem Andern wuchert er unter den Füßen, wie Brennnesseln. Dieser niedrig wachsende Lorbeer erstickt aber auch oft in den Brennnesseln. Der Ruhm der Rachel ist nicht so hoch, daß er über Janin's Kritik erhaben wäre.

Man rühmt am Corneille'schen Cid, daß er natürlicher ist, als die französische Tragödie natürlich zu sein erlaubt. Man versteht vielleicht einige Verwandlungen darunter, die gegen die Einheit des Ortes verstoßen. Ich finde das Natürliche des Cid in seinen Fehlern und seine Fehler in seinen Vorzügen. Das Stück ist planlos, und, da es von einem starken Geiste ausging, naiv. Das Naive des Cid ist sein schönster Vorzug, und wer diese Tragödie ganz ehren will, muß als Schauspieler sie in ihrer Naivetät beleben, muß in ihr mehr Empfindung entwickeln, als sonst auf dem französischen Cothurn üblich ist.

Dem. Rachel hat dem Cid des Corneille diese Ehre nicht erwiesen. Sie war eine eben so frostige, mürrische, gelangweilte Chimêne, als die echte Chimêne ein warmes, liebendes, lebensfrohes, gutes Mädchen sein soll. Der Kampf zwischen Liebe und Pflicht würde nicht von Corneille auf die Schultern Chimênens gelegt worden sein, nicht in ihre Wangen, in ihre Augen, in die Biegungen ihrer Stimme hineingedichtet, wenn er sich in Chimênen ein Wesen gedacht hätte, wie es Dem. Rachel wiedergibt. Diese Schauspielerin scheint von ihrer Pflicht, den Mörder des Vaters zu hassen, so erfüllt, daß man nicht weiß, warum die Pflicht mit ihrer Liebe in Kampf geräth. Sie hat keine Liebe, sie hat sie wol in ihren Worten, nicht in ihren Mienen.

Corneille wußte, was Chimène will: Dem. Rachel wußte nicht, was Corneille will.

Die Rachel iſt eine lange hagre Geſtalt, mit Zügen, die grade nicht unſchön ſind, mit Augen, die nicht blitzen, doch ſchimmern, wohlbegabt, angewieſen vielleicht auf den Beruf, den ſie wählte. Doch zuvörderſt gebricht es ihr an Organ. Dieſe noch ſo junge Schauſpielerin hat in ihrer Stimme nur noch Kraft, wenn ſie ihre Stimme anſtrengt. Für den gewöhnlichen Lauf des Dialogs fehlt ihrem Organ Lieblichkeit, Fülle, Metall. Sollte man glauben, daß Dem. Rachel eine Schauſpielerin iſt, die Anſtrengung verlangt, um in Stellen, die nicht leidenſchaftlich ſind, gehört zu werden?

Chimène, von einer deutſchen jungen Tragödin geſpielt, würde zunächſt die liebende Geliebte des Mannes ſein, den die Umſtände ſie zu haſſen zwingen. Dem. Rachel liebt nicht. Sie hat allerdings die Scala der Liebestöne, ſie weiß, wenn man mit der Stimme zittern, wo man die Augen niederſchlagen muß, ſie weiß, welche Sätze man fallen laſſen, welche Worte hervorheben, welche Abgänge man in einander ſchleifen und zuſammengurgeln muß, um das Publicum klatſchen zu machen — das iſt aber Alles. Ein Gemüth zu verſchenken, ein Herz uns zu geben, hat ſie nicht. Sie declamirt vortrefflich. Sie hat alle Regeln des dramatiſchen Vortrags inne, ſie weiß, wo Gleichgültigkeit,

wo Ironie, wo langſames, wo ſchnelles Sprechen wirkt, ihr ganzes Spiel iſt, wie man das in der deutſchen Theaterſprache nennt, aus Druckern zuſammengeſetzt, aber ſie producirt, was ſie ſpricht, aus ſich ſelbſt nicht wieder. Nichts erſchöpft ſie, nichts bewegt ſie. Sie liebt nicht, nicht einmal lächeln kann ſie. Chimêne, und nicht ein einziges Lächeln! Nicht einmal ein Anlauf, das Lächeln werden könnte und ſich nur in einen Schmerzenszug verwandelte.

Ihre einzige, dem Gefühl ſich nähernde Stelle war, wo ſie Act 5, Scene 1 zu ſchließen hat, indem ſie Rodrigue anredet:

Sors vainqueur d'un combat dont Chimène est le prix.
Adieu: ce mot lâché me fait rougir de honte.

Das Gefühl, das ſie hier zeigte, beſtand in Folgendem: Sie zerlegte das Wort Chimêne in ſeine drei Sylbentheile und ſetzte auf jede förmlich ein muſikaliſches Trillerzeichen. Sie trillerte erſt Chi-, dann meckerte ſie mê- und ließ rallentando die ganze muſikaliſche Figur auslaufen in die letzte Sylbe -ne, die ſie wiederum nur trillernd ausſprach. Dann bückte ſie ſich, als ſuchte ſie auf dem Boden etwas, ſprach leiſe ihr rougir de honte aus und lief zuletzt in die Couliſſe fort, wie eine über eine Schmeichelei rothwerdende Griſette, die die Schürze zwiſchen die Beine klemmt und, um ihre Verlegenheit zu verbergen, auf und davon

läuft. Uebrigens fand man dieſes kleinliche und gemeine Spiel bewunderungswürdig.

Gerechtfertigt werden kann die Kälte der Rachel durch den Character der Franzöſinnen überhaupt. Ich werde mich durch Proben nicht überzeugen können, aber ich glaube, daß die franzöſiſchen Frauen es verſtehen, ſich in der Liebe eine größere Selbſtändigkeit zu erhalten, als die deutſchen. Ich glaube, daß die Hingebung einer Franzöſin die einer Deutſchen nicht erreicht. Es iſt mir immer vorgekommen, als wenn in Frankreich die Liebe ein Vertrag iſt, dem ein gewiſſes Bewußtſein von gegenſeitigen Rechten und Pflichten zum Grunde liegt. Ohne Zweifel iſt in der franzöſiſchen Liebe noch bei weitem mehr der Character der Chevalerie vorherrſchend, als bei uns, die wir uns durch Höflichkeit nie auszeichneten. Die Franzöſinnen lieben, ohne auf die égards zu verzichten, die man ihnen ſchenken mußte, ehe ſie erhörten. Die deutſche Liebe wird ihren ſinnlichen Fond ſchneller erſchöpfen, als die franzöſiſche, die ein Talent beſitzt, auch hier zu ökonomiſiren. Eine franzöſiſche Liebe wird den Mann mehr beſchäftigen, als eine deutſche; ſie wird ihm minder ſchnell geſchenkt werden, als bei uns, aber auch dafür länger andauern. So kommt in den Charakter der franzöſiſchen Sexualverhältniſſe ein abſtractes Element, etwas Bewußtes, etwas Gedankenmäßiges, das wir nicht kennen. Die

ſinnliche Flamme lodert in einem Behälter, aus dem ſie, auch in der Kunſt, und ganz beſonders in ihr, nur ſpielend hervorzüngeln darf, nicht aufſteigen in voller heiliger Lohe.

Auch die Liebeskälte der Männer hat mich im Eid angefröſtelt. So abgeſchmackt und kindiſch ſich die Helden des Vaudevilles ſtellen, wenn ſie verliebt ſind, ſo kalt war die tragiſche Liebe Rodrigue's. Oder lag die Schuld dieſes völlig ungenügenden Eindrucks an Ligier? Dieſer Schauſpieler hat eine gewiſſe ungeſchlachte Roheit, die für ſeine Rolle vollkommen paſſen möchte, aber ſie ſchien ihm angeboren zu ſein, noch mehr, ſie ſchien dem Publikum männliche Größe zu bedeuten. Ligier iſt nicht mit einem unſrer berühmten deutſchen „erſten Liebhaber", unſern Taſſo- und Poſaſpielern, zu vergleichen. Was er an Kraft und Natürlichkeit vor ihnen voraushaben mag, das fehlte ihm an Grazie, Anmuth und Würde. Ein unſchöner Kopf, eine plumpe Geſtalt. Dafür freilich ein großes Redetalent und die feinſte Nüancirung aller nur möglichen declamatoriſchen Effecte. Der Vortrag der Scene, wo er die Schlacht am Meere ſchildert, war ein Meiſterſtück.

Ein durchaus tüchtiger und mir ſehr lieb gewordener Schauſpieler iſt Guyon, der den Don Diego ſpielte. Hier wehte mich etwas von unſerer guten deutſchen „alten Schule" an, nicht von der alten Schule, die

ihren Stolz nur darin findet, daß sie schlecht auswendig lernt, sondern von jener alten Schule, die durch biedre Treuherzigkeit des Tons, Natürlichkeit des Benehmens und jenen Humor sich auszeichnet, den die echte Mimenkunst auch beim Erhabensten, ja selbst noch beim Schmerze zu entfalten weiß.

Das Ensemble war gut, das Arrangement ohne Bedeutung. Die Weise des Spiels der untergeordneten Rollen entsprach der Vorstellung nicht, die man von der Tradition des Théatre français hat. Wenn Ligier den Unterleib vorstreckt, die Rachel gegen alle Gesetze der dramatischen Aktion ganze Tiraden mit vorgestrecktem Zeigefinger declamirt, dann kann es nicht Wunder nehmen, daß eine Confidente beim Reden die Hände so familiär zusammenlegt, wie eine Ladendame, die ihren handelnden Käufern erklärt: Es thut mir leid, prix fixes, wir schlagen nichts vor! — Die Bärte waren auch hier, wie jetzt fast überall die Hauptsache. Schöne Bärte, schlechte Schauspieler.

Die Stimmung des Publicums war merkwürdig. Jede politische Anspielung, jede schöne Stelle wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. Gewiße Force-Phrasen erregten allgemeine Theilnahme. Vieles, Vieles davon hat mich verwundet. Ich liebe diesen französischen Pathos nicht, ich liebe diese Lakonismen nicht, die meist erhaben klingen sollen und zuweilen gemein sind. Als Ro-

drigue den Grafen auffordert, sich mit ihm zu schlagen, und dieser ausweicht, sagt Ligier:

As-tu peur de mourir?

Er sprach diese Worte mit einer Kälte, mit einem Hohn, daß man Fouquier Tinville zu sehen glaubte, der einem Girondisten die Süßigkeit der Guillotine vormalen will. Die Franzosen waren außer sich über dieses: as-tu peur de mourir. Vielleicht in ihrem Sinn mit Recht, mit Recht in der Erinnerung an ihre Geschichte, mit Recht an die Erinnerung der blutigen, furchtbaren Dinge, die sie nicht würden ertragen haben, ohne einen finstern, ruhigen Todesmuth.

Bei drei Stellen war der Applaus von specieller Bedeutung. Man klatschte begeistert bei der schönen Phrase:

Je suis jeune, il est vrai, mais aux âmes bien nées
La valeur n'attend pas le nombre des années.

Noch größer war die Aufregung bei den Versen, wo der König sich weigert, Krieg zu führen mit den Worten: Sortir d'une bataille et combattre à l'instant, und Diego mit Beziehung auf die obenerwähnte Schilderung der Schlacht mit ruhiger Ironie sagt:

Rodrigue a pris haleine en vous la racontant.

„Der Friede um jeden Preis" hätte hier bei dem donnernden Jubel der Menge beschämt zu Boden blicken

müſſen. Endlich wurde der Verſuch einer kleinen Partei, bei den Worten:

Et quand un roi commande, on lui doit obéir

zu klatſchen, mit lautem Lachen und ziſchend zurückgewieſen. Als der Vorhang fiel, rief man die Rachel, Ligier und Guyon hervor. Sie kamen und verbeugten ſich. Ich fixirte die Rachel. Kein Lächeln, noch immer kein Lächeln! Stummer, ſtarrer Ernſt in ihren Mienen. Die gemalte Kälte!

Sechster Brief.

Paris, den 19. März 1842.

Guizot hat wegen eines häuslichen Krankheitsfalles mehrere Tage nicht empfangen. Gestern war zum ersten Mal wieder im Hotel des Capucines jener Salon geöffnet, den hier jede politische Renommée unterhält, um an dessen Besuch den Grad zu zeigen, auf welchem sein politischer Thermometer steht. Guizot's Salon war nicht sehr gefüllt; theils Militairs, theils Gesandte, einige Deputirte und Gelehrte. Die Charwoche hat begonnen. Die in der Nähe von Paris auf dem Lande wohnenden Staatsmänner machen sich Ferien.

Ich wurde Guizot vorgestellt. Für einen Ketzer eigenthümlich genug, nach dem Gesandten des Papstes. Guizot ist klein, von Figur gedrungen, ein angehender Sechsziger. Auge und Haltung lebhaft, der Vortrag sehr bestimmt; die Lebhaftigkeit schien sich fast der Reizbarkeit zu nähern; es lag eine gewisse Spannung, eine gezwungene Elasticität in seinem Wesen. Wenn ich

Digitized by Google

seine gegenwärtige Stellung bedenke, wenn ich nichts vergleiche, als nur die polemischen Artikel der Oppositionsblätter von heute früh, die Drohung, daß sich in allen Seehäfen der Kaufmannsstand eines nicht gegebenen Gesetzes wegen gegen ihn erheben würde, die triumphirende Hinweisung auf das Resultat der bevorstehenden Wahlen, so ist es nicht zu verwundern, daß Guizot's Innerstes über sein Aeußeres hinauszulangen scheint. Sein ganzes Wesen schien mir wie galvanisirt.

Frankreichs Allianz, sei's nun unter Guizot mit England oder unter Molé mit Rußland, wird schwerlich etwas Aufrichtiges und Dauerndes sein. So hat Frankreich denn allerdings das größte Interesse, sich mit Deutschland zu verständigen. Unglücklicherweise ist aber Deutschland ein Land, das einer bestimmten politischen Sympathie nicht fähig ist. Man kann von den Sympathien des Rheins sprechen und hat nicht die Sympathien der Donau. Die Stimmung des Volks ist nicht die der Gelehrten. Die Regierungen haben wieder ihr System für sich und hängen von Preußen und Oesterreich ab, zwei Staaten, deren Politik sich noch immer nicht hat entschließen können, rein und ausschließlich deutsch zu sein. So ist es außerordentlich schwer, irgendwie für die Stimmung Deutschlands gut zu sagen.

Vor zehn Jahren, noch unter Casimir Perier, der zuerst anfing, die Julimonarchie ihres revolutionairen

Ursprungs zu entkleiden, war die französische Politik darauf bedacht, in den westlichen und südlichen kleinern Staaten Deutschlands die alten Rheinbundsideen zu nähren. Die Stimmung des deutschen Volkes war beinahe reif, sich von einem Regierungssystem loszusagen, das die Protokolle von 1832 gegeben und in jenen unglücklichen Verhaftnahmen und Verfolgungen das einzige Mittel erblickte, Deutschland zu beruhigen. Später haben sich alle diese Dinge geändert; Vieles, was Andre ihrer Weisheit zuschreiben werden, muß man der Erschöpfung zuschreiben. In Frankreich geschieht Alles durch die Personen, in Deutschland geschieht Alles durch die Umstände.

Wenn es Frankreichs Interesse ist, von Richelieu bis Thiers bewiesen es alle seine Staatsmänner, Deutschland uneinig zu wissen, so hätte es den Moment der kölnischen Wirren benutzen können, um die drohende und damals wirklich eingetretene Spaltung weiter aufzureißen. Frankreich ist aber solchen umgreifenden Unternehmungen nicht mehr gewachsen. Den innern Parteiungen, die das Land zerfleischen, preisgegeben, geleitet von einer Politik, die nur die Befestigung der Dynastie Orleans einzig und allein im Auge hat, hätte es auch, wie es jetzt ist, nicht die moralische und religiöse Weihe besessen, um der katholischen Sache in dem Sinne sich anzunehmen, wie Graf Montalembert und die ihm ähn-

lich gesinnte Partei vielleicht die Grundzüge dieses Schutzes würde entworfen haben. Frankreich wird nur noch von administrativen Ideen regiert. Es ist die Regierung einer absoluten Polizei. Frankreich hätte den legitimistischen Principien des Romanismus gegenüber eine andre Weltanschauung, die rein liberale, fest begründen können. Seitdem es sich aber vor dieser Weltanschauung selber fürchtet, sind ihm auch die Zügel der Weltregierung entfallen. Frankreichs Regierung ist kein Organismus mehr, sondern nur noch Administration. Von Ministerium zu Ministerium, von Kammersitzung zu Kammersitzung befestigt man nichts, als die Centralisation. Hatte es doch selbst eine Fehde mit dem Erzbischof von Paris, wie konnte es den Erzbischof von Köln in Schutz nehmen!

Auch die deutsche Politik ist mehr administrativ und polizeilich, als organisch. Es liegt dies in der Furcht vor der Revolution. Als man sahe, daß die liberale Partei mit ihren constitutionellen Wünschen sich in die kirchliche Fehde mischte und der Zwiespalt zwischen deutschem Norden und deutschem Süden immer bedenklicher wurde, beeilte man sich, das kirchliche Gebiet zu verlassen, die schwebende religiöse Frage wie nur irgend möglich beizulegen und das locker werdende Band des Zusammenhanges am Bundestage enger wieder als je zu knüpfen. Die Festungen sind ihrem Ausbau näher

gebracht worden, die eben ausbrechende Krisis der orientalischen Frage erlaubte, unter einem guten Vorwande, den Kriegszustand aller deutschen Territorien zu prüfen und zu verbessern, die Rheinfrage mit ihren poetischen und musikalischen Accidenzien kam hinzu, und so hat sich Deutschland im Augenblick eines Zusammenhanges, einer Einigkeit zu erfreuen, die ihm plötzlich eine seit lange nicht behauptete Stellung gegeben hat. Die französische Politik ist in diesem Augenblick Deutschland nicht gewachsen.

Die Thatsache dieses unsres Aufschwunges kann für jeden Deutschen nur erhebend sein. Wenn die Regierungen so verständig sind und dem revolutionairen Princip dadurch zuvorkommen, daß sie die Versprechungen desselben zu ihren eignen Leistungen machen, so wird Deutschland zunehmen an Kraft, an Kraft des Widerstandes, an Kraft, dulden zu können, an Kraft der Neutralität. Eine handelnde Kraft kann aus Deutschland nicht werden, so lange sein Zusammenhang ein Mechanismus ist. Mechanisch lassen sich sechszig Hände zu zwei Händen vereinigen, aber nicht dreißig Willensmeinungen zu einem Willen. Doch hindert das nichts. Schon als europäischer Schwerpunkt ist Deutschland groß, und wenn unsre Regierungen nicht zu schroff dem Volksleben sich entziehen, wenn nicht so unzeitige Erbitterungen, wie die von Seiten der ministeriellen Partei

in Baden und der dynaſtiſchen in Hannover das zunehmende Vertrauen ſtören, ſo könnte wol eine Zeit kommen, wo die Frage: Monsieur est Allemand? in einem politiſchen pariſer Salon an uns gerichtet, uns nicht in Verlegenheit ſetzt, ſondern mit einer kräftigen Bejahung ſtolz beantwortet werden kann.

Es iſt eine Lieblingswendung der Franzoſen, Deutſchland müſſe mit Frankreich Hand in Hand gehen. Früher klang dieſe Phraſe etwas nach der Klugheit des Löwen, der den Eſel einladet, an der gemeinſchaftlichen Beute Theil zu nehmen; jetzt liegt wirklich etwas Aufrichtiges darin. Die Franzoſen räumen uns ſo außerordentlich viel ein, daß man mehr als mistrauiſch wäre, ihren Verſicherungen keinen Glauben zu ſchenken. Die Franzoſen bedauern ſelbſt, daß die Rheinfrage von einigen allzu ſanguiniſchen Hitzköpfen, von einigen Radoteurs aufgeworfen wurde, die gern mit Phraſen parabiren. Die Franzoſen ſagen: Nehmt uns nicht übel, daß wir zuweilen an unſere Eroberungen denken; ſeid ihr doch zwei Mal in unſerm Lande geweſen, im Revolutionskriege und am Ende der großen Tragödie Napoleon! Man ſagte mir: „Nur die ſinkenden Größen in Frankreich, Größen, die keine populaire Idee mehr zu verarbeiten haben, greifen nach dem letzten Rettungsbret, nach der Rheinfrage.“ Es wären dies die Geiſter, die Frankreich ſelbſt ſchon aufgegeben hätte.

Ich rathe allen Deutschen, die nach Frankreich reisen, dort im Gefühl ihrer Nationalität aufzutreten. Die Franzosen kennen an sich selbst keine andere Methode sich einzuführen und achten nur diese. Freilich muß sich ein unabhängiges, tief verstimmtes Gefühl überwinden. Aber ich mochte nicht grollen mit dem Vaterlande in einem Augenblick, wo man in Frankreich anfängt, bei der Frage: Monsieur est Allemand? den Hut abzuziehen.

Was gibt dem deutschen Namen in Paris dies Feierliche und Bedeutsame? Nicht der Bundestag, sondern der Geist unsres Volks! Unsre einst große Geschichte, unser Tiefsinn, unsre Poesie! Guizot stellte mir frei, deutsch zu reden; er behielt sich nur die französische Antwort vor. Ich wollte ihn nicht auf die Probe stellen, aber daß er es wagt, deutsch verstehen zu wollen, ist schon ehrenvoll für uns. Man schätzt jetzt in Frankreich mehr an uns, als nur den deutschen Sammlerfleiß. Man kauft mehr von unsrer Literatur, als nur unsre medicinischen, historischen, philologischen Werke. Man ist von unserm Fleiß auf unser Genie übergegangen. Man wird uns in Allem die Form absprechen und mit großem Rechte, in dem Meisten aber, vielleicht mit Ausnahme der socialen Philosophie, uns nur das Tiefste und Gründlichste zuerkennen. Es gilt in Frankreich für ein Mittel, sich einen Weg zu bahnen, wenn

man eine specialité allemande iſt. Unſre Muſik iſt uns zugeſtanden. Die Muſik iſt unſre Domaine. Auch die Malerei wird es werden, wenn der hieſige Salon ſich von Jahr zu Jahr, wie es den Anſchein hat, verſchlechtert und aus der deutſchen Kunſt die unglückſelige Heiligenjagd und Myſticiſterei verbannt wird. Am weiteſten zurück ſind die Franzoſen allerdings in der Anerkennung unſrer neuen Poeſie. Und mit Recht. Denn unſre neuere deutſche Poeſie iſt zu ſehr die Frucht der franzöſiſchen geweſen. Es lag darin ein nothwendiges Geſetz, das wir befolgen mußten wider Willen. Die Zeit wird kommen, wo wir auch hier die Franzoſen, die in der ſchönen Literatur weiter als wir waren, aber es jetzt nicht mehr ſind, wieder einholen, vielleicht übertreffen.

Ich komme auf Guizot noch einmal zurück. Je vous reserve encore une heure du matin, ou nous causerons à notre aise. Wir werden wahrſcheinlich über deutſche Philoſophie ſprechen. Es iſt die gewöhnliche Koſt, die die Franzoſen den deutſchen Beſuchern vorſetzen. Guizot iſt ein guter Philoſoph. Dies hindert aber nicht, daß ihn heute die Kammer über den Runkelrübenzucker interpellirt und er wie ein Oekonom darauf antworten wird.

Siebenter Brief.

Paris, den 22. März.

Das Frühlingswetter will doch noch nicht Bestand haben. Ein regnerischer Tag, grau der Himmel, trüber die immer trübe Seine; alle Steine auf den Straßen zum Hinfallen schmuzig. Man flüchtet sich in die Passagen, ins Palais-Royal. Die Passagen, die Lesekabinette sind Oerter, wo man sich Rendezvous gibt. Man ißt im Boeuf à la Mode, im grand Vatel, im Restaurant anglais. Very, Vefour, den Rocher de Cancale spart man sich noch auf, wenn ein schöner Tag, eine heitere Stimmung kommt.

Meine ersten Studien sind der Oertlichkeit gewidmet. Ich habe mir den Plan von Paris gekauft, abgedruckt auf einem Taschentuch. So unregelmäßig Paris gebaut ist, so hat es doch gewisse topographische Punkte, von denen aus man sich wenigstens über die Arrondissements, über die Brücken, die bedeutenden Gebäude und Hauptplätze zurecht findet. Großartig ist der An-

blick der Stadt vom Pont-Neuf. An beiden Seiten der Seine dehnt sich die ungeheuere Stadt mit ihren Quais, ihren Paläſten, ihren Kirchen. Im Gewühl der engen Straßen wird man fortgedrängt. Die Laſtträger, die Ausrufer, Alles umſchwirrt, umwirrt uns. Mit Mühe erreichen wir die Punkte, die wir ſuchen. Neugierig bleiben wir an den Läden ſtehen, an den Straßenecken, an die ſie die ungeheuern bunten Plakate heften, an hundert Erſcheinungen, die von unſern deutſchen Gewohnheiten abweichen.

Auf dem Boulevards ſtreifen die Flaneurs. Tauſende von Fremden zeigen ſich zum erſten Mal, wie ſie ſich in dem neuen pariſer Coſtüme ausnehmen. Frauen, die uns verwirren würden, wenn ſie ſo hübſch, wie elegant wären, treten auf uns zu: „Pardon, vous êtes Monsieur Albert?“ Der künſtliche Irrthum zerrinnt in eine ironiſche Verlegenheit, die nur uns, nicht die ſich doppelt irrende Dame irre macht. Dort rechts von Notre-Dame de Lorette, links hier von den bains chinois erzählt man uns mehr, als ſich beim Nachforſchen beſtätigen möchte. Die Phantaſie erfindet über Paris mehr, als die Stadt in Wirklichkeit darbietet. Ermüdet von den Wanderungen, ermüdet von dieſem Prüfen, Aufnehmen, Beobachten, fühlt' man, wie überſpät doch in Paris gegeſſen wird, und tritt drüben ins Café Foy ein, um den Charivari zu leſen, Chocolade à la

crême zu trinken. Die dame du Comptoir zeichnet mit wichtiger Miene den gezahlten Frank in ihr Hauptbuch ein. Wüßte man nicht, daß dieſe Frauen in gewiſſem Sinn eine doppelte Buchhaltung führen, man würde die Mode der dames du comptoir lächerlich finden.

Ich ſahe an meinem zweiten Theaterabend die Dejazet, und der erſte Anblick, der erſte Ton den ſie ſprach, der erſte Gruß ihres Genies im Palais-Royal-Theater entlockte mir, während Alles lachte, Thränen. Ich weiß nicht, alles Große und Schöne macht mich weinen. Ich kenne keine andere Bewunderung, als eine mit feuchten Augen. Jedes große Wort, das irgendwo geſprochen wurde, jede That, die göttlicher iſt, als die menſchliche Kraft, rührt mich. Ich kann meine Wehmuth nicht zurückhalten, daß das Große ſo einzeln ſteht, daß das Erhabene nicht von dieſer Welt iſt. Und wenn ich gezweifelt habe, wenn ich mistraue und ich mich plötzlich getäuſcht ſehe — auch die Rachel hätte mich ſo erſchüttern können, wenn ich meine Erwartung beſtätigt gefunden hätte. Die Dejazet übertraf aber meine Erwartung.

Sie ſpielte in einem kleinen Schubladenſtück, la fille de Dominique. Sie iſt die Tochter eines verſtorbenen königlichen Schauſpielers zur Zeit Molière's. Sie kommt nach Paris, um ſich unter die Truppe aufnehmen zu laſſen, der ihr Vater angehörte. Sie ſoll Pro-

ben ihres Talents ablegen und hat es ſchon gethan, ehe man es vermuthete. Sie war beim Schauſpieler Baron geweſen und hatte ſich als Bäuerin, als phantaſtiſche Dame, als junger Tambour von der königlichen Garde präſentirt. In allen dieſen Rollen ſehen wir ſie. Sie tritt in ländlicher Tracht mit ihrem Tragbündel auf. Das erſte Wort, das ſie ſpricht, ihr erſter Schritt, ließ mich die große Wahrheit ihres Spiels erkennen. Es iſt keine Königin, keine Fee, keine Dame eines Scribe'ſchen Luſtſpiels, es iſt die junge Bäuerin, die angehende Griſette, die Heldin des Vaudevilles. Alles an ihr neckiſch, lieblich, wahr. Dabei die ſicherſten Bewegungen und trotz ihrer rauhen Altſtimme, trotz ihres Organs, in dem viel wilde Nächte, viel Champagnerräuſche zu ſchlummern ſcheinen, doch ein Vortrag des Couplets, der rein in der Intonation, geſchmackvoll in der Behandlung des Geſanges und nicht ſelten erſchütternd in ſeiner Wirkung iſt. Ich kann die ganze Entfaltung dieſes eigenthümlichen Spieles hier nicht entwickeln. Alles, was ſie gab, war Variation des liebliebliebſten: Je danse, je chante, je danse!

Und dieſe Erſcheinung nahmen, fand ich, die Franzoſen ſchon ziemlich leicht hin. Sie ſtießen ſich, man ſah es wohl, ſchon an den 45 Jahren dieſer Schauſpielerin. Arme Dejazet! 45 Jahre! Ein Glück, daß ſie wenigſtens noch lieben kann. Noch hat ſie Leidenſchaft und die

Leidenschaft wird sie jung erhalten. Die Dejazet ist nicht schön und war es nie. Sie würde vielleicht weniger genial sein, wenn sie schöner wäre. Auch weil sie geistreich ist, kann sie nicht schön sein. Man behauptet, sie wäre reich an guten Einfällen. Man hat eine Sammlung ihrer Calembourgs unter dem Titel: Perroquet de Mademoiselle Dejazet herausgegeben. Wenn man sie in dem Dessert des gestrigen Theaterabends sahe, möchte man glauben, daß diese Autorschaft keine erfundene ist. Das Stück: un scandale, wurde fast ganz aus dem Stegreif gespielt. Die Dejazet erschien darin auf der Gallerie des ersten Logenranges, als Madame Fromageac, plauderte vertraut mit ihrem Begleiter, machte sich über das Publicum lustig, sprach ins Parterre hinein und erzählte ihre Lebensgeschichte als Madame Fromageac. Es fehlte hier natürlich nicht an den ärgsten Zweideutigkeiten, die sie indessen alle mit einem sich immer gleichbleibenden Anstand vortrug. Mes péres et méres étaient, fing sie an, unterbrach sich aber und fragte einen der Schauspieler auf der Bühne, ob es französisch wäre zu sagen: mes pérés? — Sie bekam die witzige Antwort, daß „mes péres" leider nur zu französisch wäre. Mitten im lustigsten Zuge ihrer Lebensgeschichte erscheint im dritten Range ihr Mann und stellt sie von dort zur Rede, wie sie mit einem Liebhaber ins Theater gehen könne.

Das drolligſte Intermezzo beginnt. Mann und Frau zanken ſich und werfen ſich einander die Nichterfüllung ihrer ehelichen Verbindlichkeiten vor. Um dem Publicum einen Beweis von der Dummheit ihres Mannes zu geben, erzählte ſie, ſie eſſe gerne junge Hühner und wäre mit Herrn Fromageac, ihrem Gatten, gegangen, um ſich welche zu kaufen. Der Geflügelhändler hätte für das Stück 1½ Frcs. gefordert: für alle ſechs aber, die er hatte, ſechs Franken. Was thut mein Geizhals von Gatte? Er handelt und handelt, nimmt erſt eins und dann noch eins und ſchließt endlich den Kauf ſo ab, daß er vier nimmt, das Stück zu 1½ Frcs., macht ſechs Franken, ſtatt daß er dafür hätte alle ſechs haben können!

Von den übrigen Mitſpielenden läßt ſich nicht viel Bedeutendes ſagen. Ravez hat eine gute, paſſive Komik. Im Allgemeinen mach' ich vielerlei Entdeckungen über die Bildung der franzöſiſchen Schauſpieler. Zum Beſten der deutſchen theil' ich ſie ſpäter mit.

Wenn man in den Leſekabinetten die Unzahl von Zeitungen ſieht, die man in Deutſchland kaum dem Namen nach kennt, Zeitungen, die nicht aus der Nothwendigkeit eines politiſchen Dranges, ſondern nur aus Geldſpeculation entſtehen, wenn man dieſe Gleichgültigkeit der Maſſe, die Intereſſeloſigkeit der Verhandlungen in den geſetzgebenden Körpern zuſammennimmt, ſo

möchte man die gesammte politische Debatte Frankreichs, die ganze sociale Polemik, die uns im Auslande so beschäftigt, für eine Erfindung der Journale halten. Und doch, unter dem Einerlei der Alltäglichkeit sind alle diese Parteien, alle diese Gährungen und Leidenschaften da. Viertausend Arbeiter, die mitten in diesem so geregelt scheinenden Leben und Treiben täglich frühe auf dem Grêve-Platze stehen und noch nicht wissen, wovon sie den Tag leben sollen, wenn sie keine Beschäftigung finden, zehntausend, die unsicher über den morgenden Tag, zwanzigtausend, die unsicher sind über die nächste Woche — das ist der Krankheitsstoff, der sich täglich von der äußern Haut dieser Stadt, von den Barrieren und den Faubourgs auf die innern Theile des gesellschaftlichen Körpers werfen kann, auf den Bund der Macht mit dem Reichthum, auf die Würden und das Besitzthum. Es ist wahr, immer schwächer wird jene politische Opposition, die nur aus Leidenschaft, wie bei den Legitimisten, nur aus Princip und Ehrgeiz, wie bei dem größten Theil der parlamentarischen Opposition, gegen die nun seit zwölf Jahren bestehende Ordnung der Dinge geführt wird: immer stärker aber dafür die Opposition des Bedürfnisses und der Widerspruch der arbeitenden gegen die genießenden Klassen. Hier in Frankreich, wo noch kein Steffens gewagt hat zu sagen, daß den Armen ihre Arbeit Genuß, und den Reichen ihr Genuß

Arbeit wäre, hier fängt durch die grellste Hervorstellung dieses Gesichtspunktes die politische Polemik an, sich immer mehr zu vereinfachen. Der Communismus ist nicht blos das Glaubensbekenntniß einiger verworrenen Handwerker, sondern die wissenschaftliche Theorie einiger Denker geworden, die inmitten zwischen den Debats und dem National einen neuen methodischen Widerspruch begründen, der einen erstaunlichen Zulauf findet. Es ist dies die Partei, aus deren Schoße die Königsmörder kommen, die Partei, welcher zu Liebe George Sand ihren Frack mit der Blouse, die revue des deux mondes mit der revue indépendante vertauscht hat, dieselbe Partei, welche die Gedichte der Handwerker über die Gedichte Lamartine's und Victor Hugo's setzt und kürzlich erklärt hat, ein Gassenkehrer in Paris, der seine Gedichte soeben herausgegeben hat, wäre der größte jetzt lebende Dichter in Frankreich.

Die Noth der Zeiten drängt. Die Bedürfnisse des Volkes müssen uns heilig sein. Ehre den Geistern, die ihre Gedanken einer so edlen Sache, der Wohlfahrt des Volkes widmen, die für ihre Betrachtungen, Vertheidigungen und Vorschläge den üblichen Undank der Masse, dem Golde, den Belohnungen und Bestechungen der Reichen vorziehen! Aber der Weg, den die neue communistische Philosophie Frankreichs einschlägt, ist nicht der rechte. Er führt vom Ziele ab, er verdirbt die

Wiſſenſchaft und beſſert nicht die Glückſeligkeit. Er ſchleudert uns in den Materialismus des vorigen Jahrhunderts zurück und überliefert uns entweder der Revolution oder dem Aberglauben. Denn von dieſem Materialismus zum Aberglauben iſt nur ein Schritt. Wie Lamennais vom Katholicismus ausging und zum Communismus kam, ſo wird Pierre Leroux vom Communismus ausgehen und zum Katholicismus zurückkehren.

Frankreich hat jetzt die Sucht, neue Philoſophien und neue Geſellſchaften zu bauen. Die erſten ſind geiſtlos, wie können die zweiten richtig ſein? Geiſtlos iſt dies Schematiſiren der Stände, der Beſchäftigungen, der Arbeiten und des Lohnes, das die Communiſten von St. Simon und Fourier geerbt haben. Man ſoll die Geſellſchaft nicht deshalb ſo hinnehmen, wie ſie iſt, weil die Geſchichte ſie ſo gebildet hat, ſondern weil man nicht die Fähigkeit hat, auf dem Papier eine abſtrakte Geſellſchaftsbildung aus Nichts hervorzurufen. Alle unſere faktiſchen Verhältniſſe, unſere Wünſche und Bedürfniſſe drängen über eure Paragraphen hinaus, ihr zeichnet die Arbeit hin, wo die Menge ſchon Genuß will, ihr macht Unterſcheidungen, die ſich von ſelbſt aufheben, ihr theilt und ordnet und wißt nicht, daß die Maſſe nach Einheit, alle Unterſchiede nach Aufhebung ſtreben! Ihr reißt die ganze gegenwärtige Geſellſchaft

ein, um dieſe Geſellſchaft glücklich zu machen. Ihr wollt der Geſchichte eine ſchöne Zukunft geben, ohne daß ihr die nachwirkende Kraft der Vergangenheit erſticken könnt!

Ich ziehe die Oppoſition im alten Sinne vor. Ich ziehe es vor, den Staat, wie er jetzt iſt, nicht für einen Rechnungsfehler zu halten, den man nicht tilgen kann, wenn man nicht ganz auf den erſten Anſatz, auf das Einmaleins und die vier Spezies der Geſellſchaft zurückgeht, ſondern ich halte ihn für einen erkrankten Organismus, der ſich heilen läßt, ohne ihn darum zu zerſtören. Die moderne Geſellſchaft in ihrer ungleichen Vertheilung der Güter, in ihren Laſten auf die Arbeitenden, in allen den Ungerechtigkeiten, die die oft künſtliche Zuſammenſetzung unſerer Verhältniſſe mit ſich bringt, iſt ein vegetativer Organismus, deſſen Wurzeln zwar hie und da von der ſchützenden Erde entblößt ſind, die aber noch tief genug in den Schoß der Geſchichte greifen, um ihm noch auf lange Zeiten Wachsthum und kräftige Entfaltung zu ſichern. Die wahre Philoſophie und die politiſche Oppoſition, die ſoeben bei uns in Deutſchland einen ſo erhabenen Bund mit der Philoſophie geſchloſſen hat, beide ſind berufen, dieſen Organismus zu überwachen. Wuchernde Auswüchſe — fort mit ihnen! Erſtorbene Aeſte — weggeſägt! Grünes junges Laub, was an den Zweigen anſetzt — geſchont,

gepflegt! Die sociale Philosophie unsrer Tage darf nie den historischen Boden verlieren, nie unsere objektiven Bedürfnisse, unsere faktischen Nothwendigkeiten absichtlich vergessen wollen. Man überwache die Entwickelung des modernen Staates, sorge aus reinem, edlem, rechtem Herzen für das Reine, Edle und Rechte, man verbessere die Gesellschaft, indem man sie ermuthigt, an ihren göttlichen, ihr inwohnenden Geist zu glauben, nicht indem man sie lehrt, sich für verworfen zu halten und sich neu zu begründen — aus Nichts!

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Ich habe diese moderne, socialistische Philosophie Frankreichs einen veredelten Materialismus genannt. Ich nenne sie einen Materialismus, der sich auf Genußsucht begründet, und leite diese aus dem französischen Charakter her. Alles jammert jetzt in Frankreich über die Last der Arbeit. Niemand will arbeiten, weil es Menschen gibt, die genießen. Ja, sie wollen arbeiten, aber nur zehn Jahre, sie wollen in zehn Jahren so viel erwerben, daß sie dreißig Jahre lang von ihren Renten leben können. Arbeit, Renten. Um diese Begriffe dreht sich in Frankreich Alles. Man ist so erfaßt von der Genußsucht, so erschöpft vom Verlangen nach sinnlichen Anregungen, daß man das Proletariat in Renten umzaubern und die Mittelstraße, die einzig das Proletariat zu Renten brin-

gen kann, die Arbeit, überſpringen möchte. Alles träumt hier von plötzlichem Glück, Alles will mit einem Schlage haben, woran man in friedlichen und fleißigen Zeiten die ganze Kraft ſeines Lebens ſetzte. Die Erfindungen der Dichter ſind voll von plötzlicher Umgeſtaltung häuslicher Exiſtenzen, Alles ſchwärmt von Marquiſinnen, Prinzeſſinnen, von den Wundern der Tauſend und einen Nacht. Es iſt ein Opiumrauſch, der das ganze Volk ergriffen hat. Die Induſtrie hat hierin noch mehr verdorben, als die Poeſie. Die Induſtrie hat den Aktienſchwindel erzeugt, die Exploitationen aller möglichen Dinge, die man zu künſtlichen Bedürfniſſen machen wollte, und die Manie für Dividenden. Alle dieſe Neuerungen entſprechen dem Charakter der Franzoſen. Wer weiß nicht, daß ein Franzoſe glücklich iſt, es dahin zu bringen, endlich mit einer kleinen Rente ſich zur Ruhe zu ſetzen? Und wäre die Rente noch ſo klein, wären es nur jährlich 1000 Franks: er hungert, er darbt ſich die Bedürniſſe vom Munde weg, er iſt mit 1000 Franks vorm Hungertode geſichert, braucht nicht zu arbeiten, zieht nach Paris — und flanirt.

Als Europa noch nicht geſittet war, machten es um zu Renten zu kommen die Franzoſen anders. Sie gingen in den Krieg. Sie plünderten und beraubten als Normannen die Küſten bis nach Sizilien, ſie ſchloſſen

ſich allen kriegeriſchen Expeditionen an. Die Kreuzzüge führten ſie zu Hunderttauſenden aus dem Lande, als Armagnacs dienten ſie, wo ſie Geld fanden. Napoleon verſtand es vortrefflich, dieſem alten franzöſiſchen Räuber- und Erpreſſungsſinn ſeine Befriedigung zu verſchaffen. Millionen ſchleppten die Friedensſchlüſſe und Brandſchatzungen nach Frankreich für das Ganze, Millionen ſchleppten mit ihnen die Einzelnen fort. Die nobelſten Charaktere des Schlachtfeldes waren Wucherer in der Einquartierung. Die größte Laſt der gegenwärtigen franzöſiſchen Politik, die Eroberung Algiers, würde längſt nicht mehr ſo drückend auf den Schultern des Landes liegen, wenn nicht die Officiere und Beamten ihre Miſſion nach Afrika nur als eine Gelegenheit anſähen, in der Weiſe römiſcher Proconſuln ſich dort ein Vermögen zu machen. Vor einigen Jahren wurde ein ſchmuziger Prozeß verhandelt, bei welchem es offen zum Vorſchein kam, daß Louis Philippe ſelbſt, der ſich auf Renten verſteht, einem General in Algier ein Commando mit der Weiſung gab, dort ſeine zerrütteten Vermögensumſtände wieder herzuſtellen.

Ehrſucht beſeelt in Frankreich die Gebildeten, Geldſucht die Maſſen. Darum bei ſo vielen der Wunſch nach Krieg; nur Krieg, es ſei für welche Sache es ſei! Da man England und Spanien nicht erobern

kann, Italien zu arm, und Rußland zu kalt iſt, ſo kann nur Deuſchland die Beute werden, das paſſive, ſparſame, dumme Deutſchland. Doch ich will noch nicht urtheilen, ich will erſt beobachten. Die Auſſenſeite kann täuſchen und in das Innere hab' ich erſt noch einzudringen.

Achter Brief.

Paris, den 23. März 1842.

Ehe meine Empfehlungen wirken, muß ich mich in den Theatern zerſtreuen. Ich werde ſie künftig vergeſſen und beeile mich, die Aufgabe, ſie zu ſtudiren, je früher je lieber, abzuthun. Ich fange ſie übrigens von rückwärts an. Das Bedeutendſte, wenigſtens Das, was Fremde zuerſt aufſuchen, behalt' ich mir für zuletzt vor. So war ich noch nicht bei den Italienern, noch nicht in der großen Oper, ging aber geſtern in die komiſche. Die komiſche Oper in Paris, in das geſchmackvolle, etwas zu helle ehemalige italieniſche Theater aufgenommen, iſt ein Abſenker der großen Oper, ein Abſenker, der jetzt ſeine eignen Wurzeln ſchlägt. Die glücklichen Würfe Auber's und Adam's haben dieſem Theater eine Selbſtändigkeit erhalten, die nicht ganz natürlich iſt. Früher kannte man die abſolute Trennung des Tragiſchen und Komiſchen in der Oper noch nicht. Man führte ſie ſpäter ein, zum großen Nachtheil für das Opernweſen

ſelbſt. Bedenkt man, daß Paris den Ton für alle Theater Europas, mit Ausnahme der italieniſchen, angibt, ſo wird man dieſe dauernde Trennung beider Operngattungen um ſo gefährlicher finden, als wir grade ihr den Verfall der reinen muſikaliſchen Rhetorik vorzuwerfen haben. Die tragiſche Oper, um immer tragiſch zu ſein, hat das Repertoir der klaſſiſchen und romantiſchen Tragödie geplündert. Die komiſche Oper, um immer komiſch zu ſein, iſt zum größten Theil dem Vaudeville verſchuldet. Drüben, in der Rue Lepelletier hat die muſikaliſche Malerei der Leidenſchaften, die Ausmalung der decorativen Staffagen, das Aufgebot großer Effekte und maſſenhafter Anhäufungen ſo überhand genommen, wie hier die Muſik zum Spiel, der geſunde kräftige Ton zur ſchaumgebacknen Spielerei herabgeſunken iſt. So geht die eigentliche Bedeutung der Muſik faſt verloren. Der tragiſche oder komiſche Zweck des Librettos überwiegt den Werth der Töne, die hier nur noch zur grelleren Belebung des Sujets verwandt werden.

Aber nicht blos, daß durch dieſe Trennung der komiſchen und heroiſchen Opernmuſik der Zweck der dramatiſchen Tonmalerei leidet, auch die Kunſt des Geſanges geht verloren. Drüben in der Rue Lepelletier ſingen die Sänger faſt nur noch Dialog und Recitative, hier in der Rue Favart ſprechen ſie mehr, als ſie ſingen. Wenn auch bei einer Einigung beider Operngattungen

die Hauptſtimmen verwandt würden je nach ihrem Talent, für das Ernſte oder Komiſche, ſo gibt es doch eine Menge untergeordneter Parthieen, deren Beſetzung keine Specialitäten verlangt. Ein großer Theil des Perſonals der komiſchen Oper, fand ich, ſingt und ſpielt ſehr tragiſch. Um mich von dem Verhältniß der deutſchen Bühne zur franzöſiſchen genau zu unterrichten, wollte ich grade mir bekannte Sachen ſehen. Man gab an einem Abend: Johann von Paris und Richard Löwenherz.

Der Darſteller des Johann von Paris heißt Puig, ein Tenor, lang und hager, d. h. nicht gebaut, wie Tenore gebaut ſein müſſen. Unſchöne Stimme. Einige kräftige Bruſttöne, das Uebrige Fiſtel, die mit widerlicher Geſchmackloſigkeit zuweilen bis in die höchſten Regionen ſchweifte. Der Geſang ſo brodirt und colorirt, daß man oft die urſprüngliche Grundlage des Tons kaum wieder erkannte. Puig kann ſich weder im Geſang, noch im naiven Spiel mit Mantius vergleichen. Doch, was ſage ich, naiv? Puig ſpielte ſeinen Johann von Paris mit einem dicken modernen Backenbart, ohne die Spur chevalereſken Humors, ganz in der Tournüre des modernen Dandysmus, d. h. gar ſchön friſirt, ſonſt aber phlegmatiſch, eitel und geiſtlos.

Die Prinzeſſin von Navarra war Mad. Roſſi, eine große Schönheit, eine Stimme vom reinſten Metall.

Sie wußte ihre Stimme auf eine ſchwindelnde Höhe zu bringen, trillerte rein und ſtickte ihren Geſang mit den feinſten brüſſeler Tonſpitzen aus. Bei aller friſchen Schönheit war ſie todtenkalt, eckig und ſteif in jeder ihrer Bewegungen. Sie ſchien aus dem Chor genommen und zum erſten Male auf eine Stelle befördert zu ſein, in der ſie, was Spiel betrifft, von der gewöhnlichſten deutſchen Roturière, wie vielmehr von Sophie Löwe würde übertroffen ſein.

Der Seneſchall war mittelmäßig, Pedrillo ſchlecht, Olivier, der Page, wurde durch eine hübſche Dem. Reilly erträglich wiedergegeben. Das Chorperſonal müßte für die pariſer komiſche Oper anmuthigere Geſtalten aufweiſen. Im Arrangement bemerkte ich einige Abweichungen von unſrer Art, dieſes einfache Operettchen darzuſtellen. Zu empfehlen ſcheint mir, daß nur Olivier das Troubadourlied vorn ſingt, Johann aber und die Prinzeſſin ihren Vers von der Tafel aus ſingen. Bei uns gehen die beiden letzten gleichfalls an die Lampen, was der Situation gänzlich unangemeſſen iſt und dem ſcherzenden Tafelliede den abſichtlichen und daher unpaſſenden Stempel einer Geſangsprobe aufdrückt. Bei uns entfernt ſich Johann, als ihn der Seneſchall zu den Füßen der Prinzeſſin findet. Hier bleibt er, kann auch daher nicht im Moment der Erkennung ſeinen Mantel abwerfen und à l'allemande ſeinen prinzlichen

Stern zeigen. Dafür ziehen seine Reisebegleiter in dem Augenblick, als er ihnen seine Braut vorstellt, ihren Degen und legen ihn als Zeichen der Huldigung auf die Brust.

Richard Löwenherz, die zweite Oper, die ich hörte, verfolgt mich schon von Lüttich aus, wo Grétry, der Erfinder dieser schönen rührenden Töne, mitten unter den Fabriken und Schmiedehämmern geboren wurde. In Brüssel wie in Lüttich sang den Blondel Chollet, einst gefeierter Spieltenor der pariser komischen Oper, jetzt ausgeschieden. Hier sang ihn Masset, der früher der Dirigent des Orchesters dieser Bühne war und vom Kapellmeisterstuhl auf die Bretter gestiegen ist. Stimme und Spiel erschienen mir frisch, ohne grade bedeutend zu sein. Anziehend war, daß er seine Geige selbst spielen konnte. Richard war wieder der lange Puig, dem ich auch jetzt, wo er ohnedies schon heiser geworden war, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Anna Thillon, eine geborne Engländerin, die „Freundin" Auber's, eine Lionne der Gesangswelt, sang Laurette mit zarter Stimme, spielte graziös und wirkte durch ihre zarte Figur und ihr sprechendes Auge. Daß sie das Französische englisch aussprach, schien sie dem Publikum noch pikanter zu machen. In der Anordnung gefiel mir das Schlußtableau. In Deutschland wird Richard meist mit einigem Blechgerassel, einigen pappenen Harnischen, einigem

Kolophonium und mehreren Todten und Verwundeten befreit. Hier sieht man nur den eroberten Dürrenstein, malerisch staffirt mit Flaggen und Sturmleitern, Alles unbeweglich, ein lebendes Bild. Dagegen schien mir das Wiederfinden Blondel's und Richard's nicht so gut arrangirt, wie in Hamburg, wo ich die liebliche Oper zuletzt sah. Wurda, obgleich nicht mehr im Besitz einer Stimme, wie Masset's, riß doch mehr hin. Masset steigt hier auf einen Baumstamm, um seinen König zu sehen. Der Baumstamm ist zu schwächlich für die ergreifende Situation. Auch interessirt man sich mehr für die Gefühle des Freundes, der den König entdeckt, als für die Gefühle des Königs, der den Freund findet. Deshalb muß Blondel, mit dem wir mehr empfinden, auch mehr in der Mitte des Bildes stehen und die Scene beherrschen.

Diese Oper hat Manchem in der Revolution das Leben gekostet. Die Worte: Richard, ô mon Roi, l'univers t'abandonne, harmlos hingesungen, konnten auf die Guillotine bringen. Es ist noch jetzt die Oper der Henriquinquisten. In dem bekannten Lied von Sultan Sollman vermißte ich den Refrain: „Was gehen uns die Türken an!" eine Anspielung, die in Berlin so viel Anklang gefunden hat, als es sich darum handelte, Deutschland um die Interessen Rußlands Frankreichs und Englands in einen Krieg zu verwickeln.

„Was gehen uns die Türken an!" Die Franzosen würden diesen Refrain nicht so aufgenommen haben, wie die Berliner; denn sie halten sich, trotz Victor Hugo, für die einzig legitimen Erben der Türkei.

Die Beziehungen Frankreichs zu Rußland werden noch lebhafter hier besprochen, als die mit Deutschland. So auffallend es klingt, so sind die Franzosen doch mit Rußland vertrauter, als mit Deutschland. Der Grund ist, weil die Bildung, die Rußland an den europäischen Angelegenheiten Theil nehmen läßt, eine nur französische ist. Ein russischer Gesandter wurde französischer Minister, der Herzog von Richelieu, und ein französischer Minister wurde russischer Gesandter, der Graf Pozzo di Borgo.

Die deutsche Sprache macht sich in Petersburg durch die deutschen Ansiedler und Einwohner geltend. Die französische ist die, durch welche sich der Russe zur Bildung emancipirt. Seit Katharina der Großen, die Voltaire's Bibliothek an sich kaufte und in ihr wahrscheinlich die Entwürfe jener Dramen fand, für deren Verfasserin sie gilt, ist Rußland in geistiger Hinsicht eine Commandite Frankreichs. Rußland ist für Frankreich, was für England seine Kolonien sind. Mit keiner europäischen Nation kann sich der Franzose leichter verständigen, als mit der russischen, denn diese legt von allen Nationen am meisten von ihrer Ursprünglichkeit

ab, um dem Franzosen zu ähneln. Der Kaiser Nicolaus bekämpft zwar dieses System, aber da er sein Land bilden will, so kann er das einzige Mittel dazu, die leichten, mundgerechten französischen Elemente, nicht gänzlich unterdrücken. In Petersburg ist ein französisches Theater, das in unmittelbarem Verkehr mit Paris steht. Petersburg ist noch immer die Zuflucht der Tanzmeister, Friseurs, Hauslehrer, Gouvernanten, Fechtlehrer und Schauspieler von Paris. Die jüngste Ukase des Kaisers hebt die Pensionirung nach zehn Jahren für alle fremden Künstler auf. Die hiesigen Journale machen darüber einen großen Lärm. Wer den Franzosen seine Bildung verdankt, den behandeln sie am wenigsten wie einen der Ihrigen. Niemand wird hier mehr verspottet, als Katharina und Friedrich der Große. Wenn den kleinen Blättern der Witz ausgeht, so polemisiren sie gegen Preußen und Rußland. Sie drohen jetzt Petersburg, daß Paris sich entschlossen hätte, es zur Strafe für jene Ukase verwildern zu lassen. Und doch warten ganze Scharen auf das nächste Dampfboot, das von Havre nach Petersburg geht: Tanzmeister mit steifen Füßen, Maler, die hier von den Daguerreotypisten verdrängt werden, Gelehrte, die bei aller ihrer Unwissenheit doch immer den Vortheil voraushaben, daß sie französisch können, Schauspieler, die nicht einmal bei den folies dramatiques mehr unterkommen konnten, ein jeune

premier, der schon einen Bauch ansetzt, eine première amoureuse, die schon über das Alter Balzac's hinaus ist. Die Taglioni haben die Russen schon. Die Rachel werden sie bald auch haben können. Zwar ist sie mündig geworden, zwar ist sie Societaire der „Schauspieler des Königs", dennoch sehnt sie sich von Paris fort. Seit einigen Wochen schließt sie sich von aller Welt ab und erscheint nur noch, wenn sie auf der Bühne zu knirschen oder die Augen zu rollen und dabei ihre Alexandriner zu singen hat. Die Arme! Sie ist das Opfer der Männer, das Opfer unsrer Bosheit geworden! Die Rachel würde jetzt nach London gehen können und gewiß sein dürfen, daß sie die Königin Victoria nicht mehr in ihre Cirkel zöge. d'Arlincourt kann sie nicht mehr als die neue Jungfrau von Orleans besingen. Man hielt früher so viel auf ihre Tugend, sie machte Aufsehen damit, daß sie sich im Leben für eben so kalt gab, wie sie in ihren Rollen spielt. Nun ist sie überführt, daß sie auch lieben kann. Lieben? Paris ist nicht so kalt, um einem jungen Mädchen die Glut ihres Herzens zum Vorwurf zu machen. Paris würde die Rachel noch ehren, auch wenn sie ihrer Leidenschaft erlegen wäre. Aber sie hat Véron erhört, sie hat jenen bekannten Véron, der, ohne Schriftsteller zu sein, die Revue de Paris begründete, der, ohne von Musik etwas zu verstehen, die pariser große Oper zur Direction, d. h. wie

man es hier nennt, zum Exploitiren erhielt, sie hat Véron erhört. Véron soll um den Besitz der Rachel an der Table d'Hôte des Hotel des Princes gewettet haben, wie Richelieu in dem bekannten Lustspiele von Dumas über den Besitz der Demoiselle de Belle-Isle wettet, wie vor einigen Jahren ein Cavalier in Berlin um die Tänzerin Wandt wettete. Man würde die Rachel bemitleiden, wenn Véron jung wäre. Véron ist aber alt, dick und häßlich. Diese Liebe ist nichts als wieder eine Maklergeschichte des Papa Felix gewesen; denn Véron hat Geld. Man darf in Paris lieben, lieben bis zum Scandal, aber man muß kein Geld nehmen.

Das ewige Schaukelsystem der hiesigen Politik ist Anschließung entweder an England oder Rußland. Man begreift aber nicht, was eine Allianz mit Rußland sagen soll, während die Antipathie des russischen Kaisers gegen den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Frankreich eher zu- als abnimmt. Vielleicht will Louis Philippe nur vermeiden, daß sich das kaiserliche Haus nicht zu sehr mit den Prätendenten seines Thrones verschwägert und nach einem Leuchtenberg auch einen Bourbon in seinen Familienkreis aufnimmt. Die Politik Louis Philipp's ist leider mehr dynastisch, als national, mehr seiner eigenen Befestigung, als den Interessen Frankreichs gewidmet.

In der orientalischen Frage, da sie nun doch durch Richard Löwenherz angeregt ist, wird Rußland sich im-

mer nur durch Isolirung behaupten. Rußland legt die eiserne Faust auf die Erbschaft des Türkenreiches, es hat den Vorsprung der Oertlichkeit, es braucht seine beiden Arme nur vom schwarzen Meer und Persien zusammenzudrücken, um zu haben, was es wahrscheinlich will. Es liegt etwas Stolzes, etwas Großes in dieser ruhigen Kälte, die Rußland Frankreich gegenüber stellt, es liegt etwas Kleines in diesem Buhlen Louis Philipp's um Eintracht mit dem Kabinet von St. Petersburg. In der orientalischen Frage wird sich Frankreich eben so wenig geltend machen können, wie in der Rheinfrage, obgleich es den Rhein einen französischen Fluß und das mittelländische Meer einen französischen See nennt. Es fehlt dem Frankreich von heute an Muth und Entschlossenheit. Louis Philippe, sich selbst für den unveränderlichen Gedanken des Schicksals haltend, überläßt es vielleicht seinen Söhnen, die Demüthigungen ihres Vaters einst zu rächen. Er selbst ist Bürger, seine Söhne erzieht er zu Kriegern.

Die Anrede an den König, die immer noch hier zu Neujahr üblich ist und die der König nicht missen will, weil sie ihn in jener Eintracht mit den Fürsten sehen läßt, die er so sehr wünscht, würde in diesem Jahre bekanntlich auf den russischen Gesandten gefallen sein, er hat sich entfernt. Dafür ist der französische Ambassadeur am petersburger Hofe gleichfalls nicht auf seiner

Mission. Ich hatte das Vergnügen, den Baron von Barante kennen zu lernen. Ein feiner, zuvorkommender Staatsmann, der in der gelehrten Welt als Historiker eines bedeutenden Rufs sich erfreut. Seine Geschichte der Herzöge von Burgund in sechs Bänden ist eines der gediegensten Werke, welches die neue historische Literatur aufzuweisen hat. Herr von Barante sagte, er wäre der einzige französische Schriftsteller, der sich über die belgischen Nachdrucker nicht zu beklagen hätte. Sie hätten ihm zwar das Eigenthum seines Buchs geraubt, dafür aber aus belgischen Hülfsquellen, aus den Archiven der ehemaligen Theile Burgunds, die an Belgien gekommen sind, sein Werk so vermehrt, vervollständigt und berichtigt, daß es ein ganz neues und viel besseres geworden wäre. Herr von Barante bemerkte unter Andern: „Sie werden Frankreich sehr still finden!" — desto besser läßt es sich studiren. Hier ist nichts still. Der Lärm ist nur zuweilen entfernter, zuweilen näher. Die Leidenschaften schlummern nur und träumen. Aus diesen Träumen muß man wahrsagen und deuten die Geheimnisse. Frankreich ist jenem geblendeten Simson zu vergleichen, der nur im Stillen abwartet, bis ihm wieder die Locken wachsen. Er wird sie noch einmal schütteln, entweder siegen oder sich vielleicht auf immer unter den Trümmern begraben müssen.

Neunter Brief.

Paris, den 24. März.

Man klagt hier über Mangel an Nachrichten. Die Franzoſen langweilen ſich, die deutſchen Berichterſtatter ſind in Verlegenheit, Neues nach Augsburg und Berlin zu melden, und doch geſchieht ſo viel, drängt ſich ſo viel, Leben und Tod, Sieg und Niederlage. Hier wird etwas geboren, dort etwas begraben. Leichen und Wiegen, wo man hinblickt, und die Morgue wird von den Opfern der Seine nicht leer.

Es iſt ein eignes Leben in Paris. In jeder Stunde geſchieht etwas ganz im Stillen, das uns auswärts, wenn wir davon hören, Tagelang beſchäftigt. Hier kündigt ſich Unzähliges pomphaft an und endet unbedeutend, und Manches ſcheint anfangs geringfügig und wird bedeutend. Das unglückſelige Wetter! Der Schmuz von Paris! Ich hätte nicht ausbleiben ſollen, den Obſequien Cherubini's in der Kirche St. Roch beizuwohnen.

Mit Cherubini ist die letzte Stütze des klassischen Contrapunktes in Frankreich gestorben. Wenn man Auber zum Nachfolger in seinem Direktorat des Conservatoires machte, so bewiese dies, wie verlegen man wäre, einen würdigern zu finden. Halévy, den man als gründlichen Theoretiker schätzt, würde, wenn er nicht zu jung wäre, Cherubini gefolgt sein; denn er besitzt Alles, was zum Akademiker gehört, theoretische Kenntnisse und kein Genie. So hat man nun, glaub' ich, Auber gewählt, der weder kenntnißreich, noch genial ist, aber ein ungeheures Talent. Wird Auber die große Trommel in die Kirchenmusik einführen?

An demselben Tage, wo man den Componisten des „Wasserträgers" zur Ruhe brstattete, wurde auch Balzac begraben. Er lebt noch, aber seine Dramen sind todt. Dem Vautrin sind die „Hülfsquellen Quinolas" auf dem Fuß gefolgt. Seit acht Tagen redete man von der bevorstehenden Aufführung des Quinola. Man lockte das Publikum mit falschen Affichen ins zweite französische Theater, das Theater de l'Odéon, jenseits der Seine, man wies es ab, lockte wieder und machte Die, die Lust hatten, das Stück ohne Prozeß zu verurtheilen, irre. Und doch ist es gefallen. Ich erstaunte, das ganze pariser Publikum gegen Balzac so gereizt zu finden. Alles haßt ihn, Alles verfolgt ihn. Kein Bedauern über seinen Fall, allgemeine Schadenfreude.

Es iſt, als wenn die geiſtvollen Erfindungen dieſes Erzählers nicht vorhanden wären, als wenn Frankreich nicht Urſache hätte, auf dies ſeltne Talent ſtolz zu ſein!

Balzac ſcheint durch ſeine Perſönlichkeit viel von dem Vorſprunge ſeines Talents zu verlieren. Man wirft ihm Arroganz und Geldgier vor. Beides ſind Fehler, die allerdings den Ruhm eines Dichters untergraben können. Daß Balzac anmaßend iſt, beſtätigt die Manier ſeiner Erzählungen, ſeine Art, ſie einzuleiten, ſeine Selbſtbeſpiegelung, ſeine Selbſtkritik. Er geht von dem Grundſatz aus, daß ein Schriftſteller, der für etwas gelten wolle, zuvörderſt ſelbſt etwas auf ſich halten müſſe. Daher kommt er jedes Mal, wenn ihm der Stoff ausgeht, auf ſich zu ſprechen. Man hält dies, was vielleicht nur Verlegenheit und Nothhülfe iſt, für Eitelkeit. Balzac's Geldgier findet man in vielen flüchtigen, ſeinem Namen keine Ehre machenden Produktionen beſtätigt. Man vergibt einem guten Autor wirklich nichts ſchwerer, als ein ſchlechtes Buch. Balzac hat unter viel vorzüglichen mehre Werke geſchrieben, die ſeiner unwürdig ſind. Man nennt dies nicht Erſchöpfung, man bemitleidet es nicht, als die nothwendige Folge dieſer ewigen Anſtrengung, dieſes ewigen Schaffens, nein, man haßt es, als ſeinen Geiz!

Vollends war Balzac verloren, als man erfuhr, er hätte ſich die drei erſten Vorſtellungen des Quinola als

Entschädigung für die Tantième der folgenden Vorstellungen bedungen. Es ist hier Sitte, daß die Autoren, um sich schnell in Besitz einer großen Summe zu setzen und den Weitläufigkeiten der spätern Verrechnungen auszuweichen, mit der Gesammteinnahme der ersten Vorstellungen dem Impressario das Recht verkaufen, alle folgenden Einnahmen ungeschmälert für sich zu behalten. So Scribe im Theater français. Wenn nun der Autor die Plätze so verkauft, wie sie kassenüblich sind, so ist diese Finanzoperation ganz in der Ordnung; wenn aber, wie Balzac es thut, eine Agiotage eröffnet wird, wenn man für die Stalles statt fünf Franken funfzehn fordert, für Logen 100 Franken, so kann sich der Verfasser des Quinola nicht wundern, wenn man Eugenie Grandet und den Père Goriot vergißt und seine Werke kläglich zu Fall bringt. Heute sind wol nahe an hundert Kritiken über Quinola erschienen. Ich glaube, Balzac liest nicht eine einzige und zählt seine Fünffrankenthaler.

Um auf den rechten Weg zu kommen, der uns zur Liebenswürdigkeit der Franzosen führt, muß man öfters Bouffé sehen. Ich sah' ihn im Gymnase als Oncle Baptiste. Es ist dies wieder eines jener Stücke, in denen Souvestre die Poesie des Handwerkerstandes schildert. G. Sand emancipirt die Handwerker als Dichter, Souvestre als Gedichte. Wer in Frankreich Glück

machen will, muß ſich zu einer Spezialität ausbilden. Wie es hier wiſſenſchaftliche Spezialitäten gibt, die ſich, wie z. B. Michel Chevalier ausſchließlich die Eiſenbahnen vorbehalten, ſo gibt es dichteriſche, die Alles, was ſie ſchreiben, in einem beſtimmten Genre halten. Das Genre Souveſtre's iſt eine Sphäre, die Sphäre der Handwerker.

Es iſt ſchön an Souveſtre, daß er der Poeſie ein neues Feld gewann. Er hat poetiſches Leben entdeckt in Gegenden, über welche früher nur die Pflugſchar der Proſa ging. Sein Streben, eine neue Poeſie zu ſchaffen, iſt lobenswerth, inſofern er die alte nicht zerſtört. Es iſt Schade, daß Souveſtre nicht gerecht gegen die Einen ſein kann, ohne zuweilen ungerecht gegen die Andern zu werden. Im Hamelin ſchon begann er, das Comptoir der Kaufleute, die Strumpfwirkereien, die Weberſtühle, die Rechnungsabſchlüſſe, die Wochenlöhnungen an die Arbeiter zu poetiſchen Staffagen zu machen: er entdeckte hier eine neue Poeſie, aber er wurde ungerecht gegen die alte. Sein Cantal ſpricht gegen die ewig dauernde und von Gott eingeſetzte Ariſtokratie des Geiſtes mehr Dinge, als ein Strumpfwirker verantworten kann.

Im Oncle Baptiste, der keinen eigentlichen Erfindungswerth hat und nur von Bouffé getragen wird, iſt die Polemik gegen Das, was bisher für poetiſch ge-

golten hat, weniger beleidigend. Das kleine Stück würde auch in Deutschland Glück machen, wenn es sich nicht zu sehr um die in Deutschland theatralisch abgenutzten Fallissemente drehte, wenn es mit seiner eigenthümlichen musikalischen Begleitung vorgetragen würde, endlich wenn man bei uns Bouffé hätte, d. h. dreißig Bouffé's; denn das ist das Unglück in Deutschland, daß bei uns ein Stück nur dann seine Probe bestanden hat, wenn es an dreißig Theatern gut gegeben ist!

Bouffé ist einer der wahrsten, liebenswürdigsten Schauspieler, die ich je gesehen habe. Er überraschte mich um so mehr, als ich mir von ihm eine andere Vorstellung gemacht hatte. Bouffé hat nichts von einem Bouffon. Er ist eine hagere, kleine, schmächtige Figur, mit scharf ausgeprägten Zügen, etwa wie Döring in Deutschland. Bouffé hat die Physiognomie eines Mephistopheles und das Auge eines Engels. So glänzend sein Blick, so feurig die Blitze, die sein Auge entsendet, so seelenvoll ist es doch wieder umblaut, so gemüthlich umflort. Wenn er lacht, so legen die Falten sich, wie bei allen bedeutenden Menschen, die, wenn sie lachen, bitter aussehen. Man sieht erst die Schlangen um den Mund, dann glänzen die schönsten weißen Zähne, und es wird das ein seelenvolles, liebes Lächeln, was erst beinahe ein teufliſches zu werden schien. Es ist sehr leicht sagen, daß Bouffé, der gute, lustige Onkel

Baptiſte, etwas Deutſches habe. Onkel Baptiſte iſt ein echter Franzoſe, ein Franzoſe, der nur ſeinem Beruf und ſeinem Vergnügen lebt, der keine andere Leidenſchaft kennt, als die für ſeine Frau und ſeine Ehre. Onkel Baptiſte iſt galant, witzig, gemüthlich: er iſt die Freude ſeiner Nichten und Neffen; er vergißt keinen Geburtstag: er hat immer die Taſchen voll kleiner Geſchenke; Alles drängt ſich um ihn und will ihn herzen, ihm liebkoſen. Er hat nur eine Freude, Andre glücklich zu machen, und nur einen Schmerz, ohne Kinder zu ſein.

Onkel Baptiſte iſt Compagnon ſeines Bruders. Sein Bruder leitet das Comptoir, er leitet das Atelier. Jener führt die Feder, er den Hammer. Er tritt zuerſt in Hemdärmeln, im Schurzfell auf. Sein Bruder verläßt ihn, zieht in die Stadt. Rührender Schmerz in Baptiſte's Zügen. Bouffé's Spiel ſteigert ſich. Eine klagende, (ſehr weſentliche!) Muſik beginnt. Bouffé ſpricht den Abſchied. Er will luſtig ſein, er will dem Bruder zeigen, daß ſeine Undankbarkeit nicht im Stande wäre, ſeinen guten Humor zu verſtimmen, er verſucht ein Lied zu trällern und die künſtlichen Töne der Freude erſticken ihm in ſeinen Thränen. Die Franzoſen haben kein Wort für Gemüth, aber ſie haben die Sache.

Im zweiten Akt entfaltet ſich Bouffé noch großartiger. Er hat ſeinem Bruder verziehen, er beſucht ihn mit ſeiner dicken, drolligen kleinen Frau. Der Zufall

will, daß er zwar gut aufgenommen wird, aber daß ihn ein Anderer, den er an dem Syſteme ſeines Bruders betheiligt glaubt, beleidigt. Erbittert verläßt er das Haus, um drüben bei einem Reſtaurant einzukehren. „Ich habe alle Reſtaurants von Paris in meiner Taſche," ſagt er. Die ganze Familie verſammelt ſich, weil ſie ihn vermißt. Der Bruder ſelbſt, der ältere, iſt in größter Verlegenheit, er muß ſich für fallit erklären. Da öffnet ſich die Thüre, eine geiſterhafte Muſik beginnt und Bouffé, ganz blaß, ein geſpenſtiſcher Anblick, tritt herein. Feierlich ſchreitet er vor, man erwartet eine ungeheure That, und Bouffé nähert ſich nur einem Stuhl und ſagt: „Meine Frau hat ihre Hutſchachtel vergeſſen!" So komiſch der Contraſt iſt, man wagt nicht zu lachen. Aber noch mehr! Bouffé, der blaſſe Bouffé, iſt betrunken. Er lallt kurze, feierliche Worte, die Augen leuchten unheimlich, der Mund preßt ſich krampfhaft zuſammen, dazu die wehmüthige Muſik. Bouffé iſt erhaben in dieſer Trunkenheit. Alles weint. Ich weine noch, indem ich's niederſchreibe und mir Alles vergegenwärtige. Ein ariſtokratiſcher Graf nennt ihn „ivre." Er ſagt: „Ja ich bins. Im Wein liegt Etwas, was Schmerzen tröſtet: ich bin trunken, weil ich Kummer habe." Die Situation ſteigert ſich noch mehr. Bouffé erfährt das Unglück des Bruders; er erkennt, daß er verſäumt habe, ihn zu retten, das Gefühl der

Scham und der furchtbarſten Reue überkommt ihn mit tragiſcher Gewalt, er wird durch den ungeheuren Gegendruck der Wirklichkeit vor unſern Augen nüchtern, er beſinnt ſich, er erhebt ſich, er rettet ſeinen Bruder — man braucht dieſe Situation nur zu nennen, und jede Phantaſie muß ſich ſelber ausmalen, was Bouffé iſt.

Zehnter Brief.

Paris, den 26. März 1842.

Eine der schwierigsten Finanzfragen dieses Landes ist die Ausgleichung der einheimischen Rübenfabrikation mit dem Interesse der Colonien. Frankreich kann seine Colonien nicht aufgeben. Es ist in einer argen Klemme, ob es die Fabrikanten des Landes oder die Schwarzen opfern soll. Opfert es die Schwarzen in den Colonien, so opfert es die Plantagenbesitzer und entzieht den Colonien ihren Kern, ihre Bedeutung, die auf Frankreich rückströmende Wohlhabenheit der dortigen Einwohner, die Garantien und Anknüpfungen seiner Flotte. Opfert es die Fabrikanten, so nimmt der Hader, die Anfeindung im Lande, der Haß der Parteien kein Ende. Das jetzige Frankreich ist in seiner Politik auf die materiellen Interessen begründet, wie kann es wagen, eines dieser materiellen Interessen zu verletzen!

Das Ministerium hatte sich anheischig gemacht, in den ersten drei Monaten der diesjährigen Kammersitzung

über dieſe ſchwierige Frage ein Geſetz einzubringen. Man vermuthet, daß es die Colonien begünſtigen und den Zuckerfabrikanten ihre Vorräthe abkaufen würde. Jetzt bittet das Miniſterium um Aufſchub. Die Frage wäre zu ſchwierig, die Arbeit der Unterſuchung des Thatbeſtandes noch nicht ganz vollendet. Guizot wünſcht Vertagung der Frage bis auf die nächſte, neu zu wählende Kammer.

Hier wittert die Oppoſition eine Falle. Sie griff in der Sitzung am Mittwoch die Miniſter mit materiellen und theoretiſchen Gegengründen an. Sie drückte unverſchleiert aus, daß das Miniſterium mit dieſer Vertagung nur beabſichtige, die neuen Wahlen wieder unter den Geſichtspunkt der materiellen Intereſſen zu ſtellen und von der Kammer wiederum die unabhängige, freie Intelligenz auszuſchließen.

Jedenfalls iſt dieſe Vorausſetzung eine Gewiſſensfrage, über die ſich nichts entſcheiden läßt. In der Verhandlung ſchienen mir zwei Dinge beſonders bemerkenswerth. Die Oppoſition verbrüdert ſich mit den ſogenannten Generalconſeils der Hafenſtädte, mit Corporationen von einer entſchieden illiberalen Tendenz, wie die vor mehreren Jahren an ſie gerichteten und von ihnen ſo auffallend egoiſtiſch beantworteten commerziellen Fragen beweiſen. Damals empörte ſich die ganze liberale Preſſe, der National an der Spitze, gegen die General-

conseils. Jetzt fraterniſiren ſie. Es iſt in Frankreich, wie bei allen haltloſen, nicht ganz despotiſchen und nicht ganz freiſinnigen Zwiſchenzuſtänden immer ſo, daß Parteien und Intereſſen zuſammenkommen, ſie wiſſen nicht wie. Das Zweite iſt noch auffallender. In Baden ſagt das Miniſterium zur Kammer, die materiellen Fragen litten unter ihren theoretiſchen Doctrinen und Formſtreitigkeiten. Hier in Paris wirft die Oppoſition daſſelbe den Miniſtern vor. Hier ſind die Miniſter die Unpraktiſchen, die Unzeitgemäßen, die Männer der Phraſe. Keine Eiſenbahnen, keine Canäle, keine Zuckergeſetze! ruft hier die Oppoſition, die ſich mit dem materiellen Eigennutz der Maſſe zu vereinigen ſucht. Guizot, als guter Theoretiker, ſollte dieſe Umkehr der Debatte nicht aufkommen laſſen, denn in unſrer Zeit iſt nichts tödtlicher als der Widerſpruch der Materie. Die Herrſchaft des Geiſtes ſcheint einem andern Jahrhundert aufbehalten zu ſein.

Die heilige Woche iſt kalt. Ein froſtiges Longchamps, ein Longchamps mit rothen Naſen, ein Longchamps im Muff und Pelzmantel. Die Feiertage kommen zu früh. Die Erde hat ſich noch nicht ſchmücken können, ſie würdig zu empfangen. Der Schmuck der Menſchen ſah eben ſo kahl aus, wie die elyſeiſchen Felder. Man weiß, daß Longchamps die Mode erfindet. Ich habe keine neue geſehen, aber morgen werden alle

Follets, alle petits couriers des dames, alle Pſyche's in ihren Bülletins von neuen Trachten erzählen, die ſchon fertig und erfunden waren, ehe Longchamps kam. Manche der Caroſſen hab' ich ſehr in Verdacht, daß ihr Beſitzer ſtatt einer Dame, die darin zu ſitzen ſchien, nur eine Modefigur ſchickte, die tragen mußte, was ſeinem Intereſſe an Shawls, ſeidenen und ſammetnen Stoffen entſprechend iſt. Vier junge Elegants trugen Hüte von geripptem Zeuge, die ſehr häßlich ausſehen, aber nun ſicher Mode werden. Man kann hier bei einem Modehändler Kleider erſtehen, wenn man ſich erbietet, ſie auf Longchamps in die Mode zu bringen. Gäbe man nur dieſe häßliche, ſchwarze Trauertracht auf! Alle Frauen auf den Boulevards trauern und viele doch nur um den Verluſt ihrer Schönheit. Man muß ſehr ſchön ſein, um über die ſchmeichelnden Farben des Regenbogens erhaben zu ſein.

In den elyſeiſchen Feldern drängten und wogten Tauſende. Rechts und links die Zuſchauer. In der Mitte zwei Wagenreihen, eine gehende, eine kommende. In der Mitte paſſiren die entſchieden Vornehmen. Ich bemerke, daß der Franzoſe im Grunde ſehr ſervil iſt. Titel und Rang macht bei ihm Alles. Wenn der ganze Ruhm von Freiheit und Gleichheit doch nur eine Einbildung wäre! Die Demokratie kann zwar die Vornehmheit nicht aufheben, aber ſie ſollte machen, daß

der Vornehme sich fürchtet, vornehm zu erscheinen. Wo man hier hinblickt, sieht man gesellschaftliche Anomalien, die für ein Land, das zwei Revolutionen erlebt hat, nicht passen. Es ist beklemmend, wenn man denkt, daß hier noch einmal eine dritte Ausgleichung stattfinden könnte.

Unter den zahllosen Wagen des Longchamps sind die meisten gemiethet. Vielen Kleidern sieht man an, daß sie morgen auf den mont de pieté wandern werden. Die reichsten und schwersten Stoffe tragen meist ältere Damen, die wenigstens heute träumen können, den nächsten Sommer wieder in die Mode zu kommen. Sonderbar, daß jede dieser nachlässig hingelehnten Personen sich einbildet, das ganze Longchamps drehe sich um sie. Armer Tropfen in dem Meere! Hinter den glänzenden Caroſſen, wenn sie nicht das Privilegium haben, in der Mitte zu fahren, sieht man ambulante Annoncen, Wagen mit gemalten Anpreisungen neuer Erfindungen: ein Reiter mit bunter Fahne und dem Volk das Wunder predigend: „In der Straße Poissonniére Stiefeln für zehn Franken!" — Dahinter Wagen, die die beste englische Stiefelwichse empfehlen, ein ambulanter großer Ofen, Alles schreit und bittet um Zuspruch, auch einige schmachtende Augen, die in ihrem Wagen nicht wissen, daß hinter ihrer poetischen Erscheinung sich gleich die größte Prosa, Stiefelwichse,

ankündigt. So wallen und wogen die Massen hinauf bis zum Triumphbogen de l'étoile.

Rechts und links zur Seite das gaffende Volk. Keines ist neugieriger als das pariser. Es fehlt Musik, es fehlt Freude und Lust; freilich, es fehlt noch der Frühling. Nur die Kinder sind glücklich. Sie fahren in langen Omnibus, von drei stattlich gehörnten Ziegenböcken gezogen, mit Schellen und bunten Bändern. Policinell treibt seine Späße. Eigen, daß die Spitze des Volkshumors immer Prügel sind. Napoleon winkt in allen möglichen Stellungen zum Besuch kleiner naturhistorischer Museen, optischer Cabinette, zum Besuch von Flohkünsteleien, Carousels u. s. w. Auch wiegen kann man sich lassen, was ich thäte, wenn ich die Kilogramme in meine deutschen Pfunde zu übersetzen wüßte. Drüben sind Krokodille, Athleten, Misgeburten zu sehen. Eine Taschenspielergilde lockt durch eine klägliche Musik die kleinen französischen Voltigeurs, junge Recruten, meist unansehnliches, aber kernhaftes Volk, zu seinen Künsten. Die Kinder des Taschenspielers geschminkt, mit bloßem Halse in der Kälte, frösteln und mit Waldhörnern lustige Lieder blasend, die ihnen wie Lügen in der kalten Luft erfrieren. All das bunte Elend zieht sich hinauf bis an den Arc de l'étoile, der den Siegen Napoleon's gewidmet ist. Es ist ein schönes Felsengebäude, aber kalt, wie der Wind, der um die Höhe

pfeift. In Hautreliefs wird Napoleon gekrönt für Siege über ächzende, verwundete, sterbende Barbaren, in denen wir zum Theil unsre deutschen Brüder erkennen. Im Innern nennt eine Reihenfolge von Namen die Orte, wo Napoleon siegte. Erst folgen sie sich geschwätzig aufeinander, dann rücken Jahre und Meilen dazwischen, Moskau, „Wurschen" sind die letzten — von den übrigen schweigt die Geschichte, nämlich die französische.

Am Charfreitage hofft' ich in Notre-Dame zu jeder Stunde Gesänge, Orgelklänge, singende Priester und betende Gläubige zu finden. Ich täuschte mich. Nur ein kleiner Troß von Bettlern und Armen kniete in einem dunkeln Winkel, in welchem einige Lichter brannten. Es sollte dies das Grab des Heilands sein. „Und den Armen wird das Evangelium gepredigt." Nur eine einzige vornehme Dame befand sich vor dem Grabe, mitten unter den Bettlern und Armen. Draußen vor der hohen Eingangspforte des uralten Doms zeigte ihr haltender Wagen ein altes, gräfliches Wappen. An einem Pfeiler saß ein Chorknabe mit einem bronzenen Christus, dessen Wunden und Nägelmale die Herantretenden küßten. Wer es konnte, zahlte einen Sou. Wer nicht, dem blieben darum doch die Wunden offen, aber der Chorknabe wischte jeden Kuß ab. Und mit Recht; in Paris gibt es sehr sündige Lippen. In einer kleinen Capelle stand auf der einen Seite ein hohes

Altarbild des Erlösers, auf der andern war die Wand übertüncht, weil sie zu viel der weltlichen Inschriften trug. Und doch las ich neuerdings: „Ich liebe Dich: wann werd' ich Dich wiedersehen?" — Mit Bleistift stand darunter: „Demain."

Das Innere der Notre-Dame hat nicht ganz das Ergreifende, das man in andern alten Kathedralen findet. Das innere Schiff ist zu klein gegen die nebenher laufenden Gänge. Die Capellen folgen zu regelmäßig aufeinander. Der Eindruck hat etwas von dem Unheiligen, Weltlichen, beinahe Theatralischen des berliner Doms. Nach außen ist die Front minder erhaben, als der Seitenanblick, doch macht sich das Ganze im Verlauf der Betrachtung ergreifender, als bei der ersten Begrüßung. Neben dem Trost der Armen ist drüben das Hôtel de Dieu, der Trost der Kranken. Und wem kein Arzt mehr helfen konnte, wem die Arznei der Religion und der Balsam der Kunst den Schmerz des Lebens nicht linderte, der findet dort unten Trost in den Armen des Todes und der Verzweiflung. Auf hundert Schritt liegt unter Fischen und Gemüsekräutern, die dort verkauft werden, neben Notre-Dame und dem Hôtel de Dieu die gräßliche Morgue.

Elfter Brief.

Paris, den 27. März 1842.

Dichter in Paris zu ſein, iſt ſchwerer, als in der Provinz. Dichter in Frankreich zu ſein, iſt ſchwerer als in Deutſchland. Mitten unter dieſen politiſchen Debatten, dieſer Witzjagd der Journale, dieſer haarſcharfen Verſtandesbildung, mitten unter dieſen Leidenſchaften, dieſer Sucht nach Effekt, mitten in dieſem unruhigen Paris, dieſen kalten poeſie- und glaubenloſen Kirchen, mitten in dem Krämergeiſt mit ſeinen Boutiken, ſeinen Schauſtellungen, ſeinen geſellſchaftlichen Anſprüchen — die elyſäiſchen Felder und der Bois de Boulogne reichen nicht aus, um da der Ermüdung Schatten, der Melancholie Troſt zu geben.

Es gehört in Paris zum Dichter großes Genie und große Entſagung. Sich all' dieſen Schimmer und all dieſen Schmuz vom Auge bannen und es nur heften können auf die Springbrunnen, die Blumen und die Sterne, die auch hier am dunkeln Nachthimmel ſtrah-

len, das vermag man nur durch eine große Einbildungskraft oder durch ein moraliſches Selbſtbewußtſein, das ſtarken Geiſtern große Ueberwindung koſtet, genügſamen von der Natur gegeben iſt. Ich ſehe zuweilen im Gewühl der Maſſen, die ſich durch die Straßen drängen, einige Jünglinge abbiegen in die engern, einſamern Gaſſen. Ich ſehe ſchweigſam ernſte Luſtwandler am Quai des Auguſtins, am Quai du Louvre, am Quai Voltaire. Sie blicken in die immer bewegte, dunkle Seine, ſie verfolgen die gelben Lichter, mit denen die ſcheidende Sonne die letzten Spitzen der Thürme vergoldet; ſie ſtellen ſich an einen der unzähligen Büchertröbel hin, die zu beiden Seiten der Seine aufgeſchichtet ſind. Sie behandeln ein altes vergeſſenes Buch. Es iſt ihnen zu theuer. Sie ſchreiten weiter, blaſſe Mienen, ein triefliegendes Auge, das Haar lang und ſchwarz, eine trübe, finſtere Erſcheinung, die mich feſſelt, ſeitdem die Paſſagen und die Boulevards mit ihrem ewigen Einerlei mir langweilig ſind. Dieſe einſamen Träumer ſind die Dichter, die Denker Frankreichs, die eine Zukunft haben werden, weil ſie ſich vorbereiten durch Entſagung. Es gibt in Frankreich viel Talente, die es verſchmähen, der Mode des Tages zu huldigen, Talente, die ſich für eine neue Epoche aufſparen. Ja, nicht einmal alle die Namen, die wir am Fuße der Feuilletons treffen, ſchwelgen in jener behaglichen Exiſtenz

die wir in Frankreich mit der Führung der Feder zu verbinden pflegen. Die bedeutenderen Kräfte der französischen Literatur, die Träumer, die Dichter sind arm, wie in Deutschland.

—— Gérard, der Uebersetzer des Faust, der Verfasser jenes wunderlichen Studentendramas Leo Burckart, das vor zwei Jahren auf der Porte St. Martin so viel Glück machte, Gérard wurde von der Direction des zweiten Theater Français, dem Odéon, aufgefordert, in der deutschen Literatur Stoff für die französische Bühne zu suchen. Es ist eine unglückliche Sache mit diesem Odéontheater! Es liegt drüben jenseits der Seine, nahe dem Quartier Latin, es ist der Tummelplatz der muthwilligen Studenten. Alle seine Stücke fallen durch. Nun will man, um nicht immer die französischen Autoren zum Fall zu bringen, die deutschen vorschieben. Man will Schiller, Goethe, Lessing, besonders aber die neuesten Dichter des deutschen Theaters, Raupach, Blum, Devrient, die Birch-Pfeiffer, vor den französischen Studenten durchfallen lassen. Da die Mission des Odéons das Fiasco ist, so ist es Nationalsache Frankreichs geworden, das Odéon der Literatur des Auslandes zu widmen.

Gérard fragte mich nach deutschen Schlachtopfern. Mit mehr Eitelkeit hätt' ich mich mehr großmüthig zeigen können. Ich hielt mit meinen eignen Stücken zurück. „Zuvörderst Emilia Galotti von Lessing."

„Iſt ſchon gegeben.“

„Goethe.“

„Iſt ſchon überſetzt.“

„Schiller.“

„Iſt ſchon gedruckt. Maria Stuart iſt auf dem Theater Français. Kabale und Liebe iſt bekannt als la fille du musicien. Auch die brigands ſind ſchon gegeben.“

„Kotzebue.“

„Hat das Meiſte aus dem Franzöſiſchen genommen, und Das, was ihm eigen iſt, wurde ſchon überſetzt. Manches, was urſprünglich franzöſiſch, wurde deutſch und kam deutſch-franzöſiſch wieder nach Frankreich zurück.“

„Iffland.“

„Seine Welt wird in Frankreich nicht verſtanden.“

„Raupach.“

Iſidor und Olga wurde im Süjet erzählt. Gérard kannte es ſchon als les deux fréres polonais. „Die Geſchwiſter“ iſt dem Franzöſiſchen entlehnt: l'incendiaire. Vormund und Mündel. Der engliſche Roman, aus dem Raupach ſchöpfte, iſt auch im Franzöſiſchen benutzt. Die Luſtſpiele Raupach's ſind zu deutſch.

„Die Verirrungen, von Devrient.“

„Müßten auf drei Acte gekürzt werden.“

Vieles wurde noch aufgezählt, aber das Meiſte war in dieſer und jener Form ſchon einmal dageweſen. Auch Friedrich den Großen, in allen möglichen Lagen, hat

man schon nachgehustet, nachgehinkt, nachgeschnupft, ganz so, wie ihn Töpfer und Seydelmann bei uns spielten. Ich empfahl Daniel, den Wändekratzer, im Erdvertrag. Das Wort, „nach Hoffmann" elektrisirt jeden Franzosen. Aber auch hier wollte man schon etwas Aehnliches besitzen. Alle unsere Hofräthe, Husarenrittmeister, unsere treuen und treulosen Gatten und Gattinnen, alle unsere Thränen und Rührungen sind in Frankreich schon einmal ausgelacht worden. Es ist schwer, diese Demüthigung, die früher nicht bemerkt wurde, jetzt, wo sie ein System werden soll, noch einmal neu in Scene zu setzen.

Um mich von den unglücklichen Folgen dieser Germanisirung des Odéons doch zuletzt nicht ganz auszuschließen, entwickelte ich Gérard den Inhalt meines „Werner." Dieser und Robert's „Macht der Verhältnisse" schienen anzusprechen. Aber eine neue Schwierigkeit! Beide Stücke sind auf den Unterschied der Stände begründet. Werner tritt aus dem Adel in den Bürgerstand zurück, Eduard Weiß erschießt einen Adeligen, weil er ihm Satisfaction verweigert. „In Frankreich," sagte Gérard, „hat man keinen Adel." „In Frankreich," fügte er hinzu, „verweigert kein adeliger Officier einem bürgerlichen Schriftsteller Satisfaction." Das Letzte geb' ich zu, das Erste nicht. Frankreich hat den Unterschied des Adels von der Bürgerklasse bis zur klaffenden Wunde, bis zur höchsten

Spitze der Anomalie, aber das geb' ich zu, man will dieſen Unterſchied nicht auf der Bühne ſehen, man darf ihn dort nicht zur Vorausſetzung einer ernſten Intrigue nehmen, man würde das Factum des Unterſchiedes verſpotten, noch ehe es ſich entwickelt hat. So ſind wir in allen Vorausſetzungen der geſelligen Grundlagen des Dramas gegen die Franzoſen zurück und werden wol auf die Ehre, ſie mit unſrer Bühne bekannt zu machen, verzichten müſſen. Bei dem unglücklichen Privilegium des Odéon jedenfalls ein Erfolg, zu dem wir uns Glück wünſchen können.

Die Rivalin der Rachel, Dem. Maxime, hört' ich in einer Soiree des Phrenologen La Corbière. Es iſt hier Sitte, daß Alles, was in der Oeffentlichkeit eine Geltung erſtrebt, in den Salons den Grundſtein dazu legt. Dem. Maxime, in dem Bewußtſein, die baldige Nachfolgerin der Rachel zu werden, ſprach eine Scene aus der Andromaque. Sie ſprach ſie nicht, ſie deklamirte ſie nicht, ſie ſpielte ſie. Mitten im Zimmer wurde ein kleiner Cirkus gemacht, auf dem ſie ſich wie auf den Bretern bewegte. Sie ſprang hin und her, rang in ihrem Schmerze, ſchoß bald vorwärts, bald rückwärts, wie auf der Bühne. Um den Effekt zu erhöhen, las ein Anderer (ſie ſpielte einen Dialog) mit monotoner, ängſtlich unbedeutender Stimme die Gegenworte ab, ohne auch im Geringſten in Affekt zu kommen.

Ich kann nicht leugnen, daß Dem. Maxime einige Stellen hübsch sprach, mehr Natur als die Rachel zeigte und von der Musterkarte der vielen ausgebotenen Affekte besonders gut ein freilich schon etwas zu weitgehendes Weinen traf, glaube ihr aber keine große Zukunft versprechen zu können. Sie ahmt die wilde Leidenschaft und den Ton der Georges nach, aber ihre Stimme ist rauh, zu männlich, zu belegt. Ihre Figur ist klein, untersetzt, und ihr Vortrag, bei der Kürze ihres Halses, dadurch sehr gestört, daß man sie nach jeder Phrase beklemmend laut Athem schöpfen hört.

Odillon Barrot war in demselben Salon, den zuweilen auch Lamennais und Thibeaudeau besuchen. Odillon Barrot ist ein Fünfziger; stark, behaglich in seinem Aeußern, viel älter und minder sanguinisch, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Man kann Odillon Barrot's Augen nicht sehen, da sie hinter einer Brille versteckt sind. Sein Wesen verräth den etwas pathetischen Advokaten, der hinter seinem Barreau die Angelegenheiten Anderer vertheidigt, ohne sich selbst an ihnen zu betheiligen. Es muß für bequeme Gemüther ein eignes wohliges Gefühl sein, einen auf den Tod Angeklagten zu vertheidigen, ohne selbst hingerichtet zu werden. Odillon Barrot hat wenig Intriguantes in seiner Art: man gewöhnt sich hier in Paris, Das, was uns Vertrauen einflößt und nach Gutmüthigkeit aussieht, deutsch

zu nennen. Odillon Barrot's Stellung zur Gegenwart Frankreichs iſt nicht mehr ſo bedeutend, wie vor zehn Jahren. Er hat ſich den Miniſterien zu oft genähert und zu viel Phraſen geſprochen, um noch in der Kammer von großem Gewicht zu ſein. Er war zuweilen daran, Miniſter zu werden. Wär' er es geworden, er hätte das volle, lange Haar nicht mehr, das ihm noch vom Scheitel fällt. Es wäre grau wie Guizot's, weiß wie das Haar des noch jugendlichen Thiers.

Wie hier ein Theil der Preſſe gegen die Miniſter ſteht, zeige beiſpielsweiſe folgende ſogenannte makaroniſche Umſchreibung des jetzt ſo viel beſprochenen Stabat mater.

LE STABAT
DE LA PRESSE.

Stabat pressa dolorosa
Près de Martin*) lacrymosa,
Dum pendebat mandatus.

Cujus boursam, per amendam,
Très platam et dessechatam,
Pertransivit le fiscus.

*) Martin (du Nord), Miniſter.

O quam tristis et saignata,
Fuit illa carottata,
En attendant l'obitus.

Gemi Stabat, et pleurebat
Et tremblabat quand videbat,
Echarpam commissairi.

Quis proletaire non fleret,
Pauvram pressam quand videret,
In tanto guet-à-pento.

Qui pourrait non contristari,
Pauverettam contemplari,
Contristantem payso?

Pour les péchés grandae gentis,
Vidit libertatam noiris,
Condamnata jugibus.

Vidit dabord *Populairum*,
Modam et *Nationalum*,
Deboursantes noyautos.

Hélas! Pressa, pauvra beta,
Pressurata, ruinata,
Comme crachas Philippos!

Fac Martinus, cum mendatis,
Au *Corsaire* songe gratis,
Et noyautibus idem.

Fac ut Pasquierus simarré,
Hebertus et Frankus-Carré
Nos ménagent ibidem.

Virgo virginum praeclara,
Justitia non aveugla
Glaivum tuum rengaina.

Epargna nos Pélagiam,
Forçam, Conciergeriam.
Et Micheli vincula.

Quando Systemus crevera,
Corsairus cachucharera
En chantant alleluja!

Bemerkenswerth iſt am Schluß die Zuſammenſtellung, daß der Corſaire, wenn das „Syſtem" „verrecken" ſollte, Halleluja ſingen und dabei die Cachucha tanzen würde.

Dieſe Miſchung der Religion mit dem Ballet, dieſe infernaliſchen Ironien ſollen früher in den Muſardbällen gefeiert worden ſein. Jetzt iſt Muſard in London und hat nichts zurückgelaſſen, als in der rue Vivienne alle Tage ein langweiliges Konzert, wo man ſtill und andächtig ein Programm von allerhand ſchlechter Modemuſik herunterſpielen hört. Das Palais Royal moraliſch, keine Spielhäuſer mehr, kein Cancan, kein Muſard. Die Einen behaupten, Paris wäre ſittlicher geworden. Die Anderen, welche dieſe Sittlichkeit an Paris ſehr langweilig finden, vertröſten auf den Bal Georges, auf die Chaumière, auf den Faſching im Freien.

Zwölfter Brief.

Paris, den 29. März.

Auch in St. Eustache fand ich ein trübes, düstres Heidenthum, und so feierte ich meine Ostern mit Musik und Poesie, mit einem reinern Christenthum, als es diese monotonen, gedankenlosen, von aus- und eingehenden Neugierigen gestörten Offizien thun.

Ich hörte im Conservatoire Beethoven. Der Saal der Societé des concerts liegt in der rue Bergére, das Orchester nimmt auf einem Theater Platz. Die Sängerchöre stehen in der ersten Reihe des Parquets und entfernen sich nach jeder Nummer, die sie im Zusammenhang gesungen haben. Der Dirigent im weißen Haar ist der Kapellmeister der großen Oper, Habeneck, kein Deutscher. Im ganzen Orchester ist nur ein einziger Deutscher.

Dafür ist aber die Musik deutsch. Nicht eine italienische, nicht eine französische Piece. Das ganze Programm deutsche Musik. Nach der Ouvertüre zur Fin-

galshöhle von Mendelsohn Bartholdy, die mit der den Franzosen eigenen Frische ausgeführt wurde, folgte Mozart's Ave verum, corpus. Die Sänger und (meist häßliche) Sängerinnen sprachen zwar verüm corpüs, doch hinderte das nicht, daß der heilige Morgengruß an den erstandenen Christ in frommer Weihe ertönte. Dann entnahm man aus Beethoven's großem Septuor einzelne Sätze, um mit ihnen ein Experiment zu machen, das zwar nicht die Schönheiten des Componisten, wol aber das Talent dieser Musiker in ein helles Licht stellte. Man hatte die für sieben Instrumente berechnete Composition auf das ganze Orchester vertheilt. Zwanzig Violinen führten die schwierigsten Passagen, die ursprünglich nur einer einzigen übertragen sind, mit einer bewunderungswürdigen Präcision aus. Eine Cadenz, die einem Einzelnen zu schaffen macht, wurde von sämmtlichen Violinen mit unglaublicher Reinheit vorgetragen. Nächstdem kamen Chöre aus dem Messias, in denen die Solostimmen Einiges zu wünschen übrig ließen. Den Beschluß machte in größter Vollendung Beethoven's fünfte Symphonie, dieselbe, die überall missverstanden, zuerst in Paris dem Genie des unsterblichen Tondichters die Bahn brach. Nach dieser Symphonie wurde Beethoven die Losung der hiesigen Musiker. Er ist der Schutzheilige des Conservatoriums geworden. Und welch' eine Schöpfung! Beethoven's Genius in

allen seinen Zaubern, in allen seinen Höhen und Tiefen. Gemüth, Phantasie, Zweifel, Glaube, Himmel und Erde, und zwischen ihm im dritten Satz der Tartarus mit seinen Klüften, mit der schwindelnden Teufelsbrücke der langen, langen Trommelfermate und endlich Sieg, endlich Triumph, der vierte Satz in den dritten verschlungen, Jubel und seligste Ueberwindung.

Dieser ganze Tag war mir heilig. Ich war nach Paris gekommen, um Frankreichs große Männer zu sehen, dem Brennpunkte dieses ewig grollenden Vulkans mich zu nähern, mich zu ergötzen an der Lust des Volkes, mich zu prüfen an seinem Schmerz. Ich fuhr durch die Barrière St. Denis, auf die Boulevards, ich sah diese berühmten Straßen und Plätze, historische Schauer umwehten mich rings. Anknüpfungen der buntesten Art fesselten mich an Vieles, was Andern vielleicht leer erscheint. Ich komme, durstend nach Allem, was nur den Durst des Interesses stillen kann. Bald ist die kalte Prüfung, bald die pochende, bange Erwartung, bald nur die laue Neugier mein Führer. Ich sah schon Manches, werde noch Vieles sehen, aber ich gestehe, daß mich vom ersten Schritt, den ich auf diese Straßen setzte, die Sehnsucht verfolgt, einen Dichter von europäischer Berühmtheit zu besuchen, George Sand.

Es ist nicht nöthig, daß man mir einräumt, George Sand wäre Frankreichs größter, jetzt lebender Schrift-

steller. Es ist nicht nöthig, daß man bewundert, was Allen interessant erscheinen wird. Reizen muß Jeden, auch den Gegner, der Anblick einer Frau, die durch die Tiefe ihrer Ideen, die Poesie ihrer Anschauungen, den Glanz ihrer Darstellung Alles übertrifft, was in Frankreich mit ihr wetteifert. Sie hat Werke geschrieben, die nur Erholungen sind, aber nicht die Vollendung ihrer Schöpfungen ist es allein, die uns an sie fesselt. Es ist die freie Hingebung an den Gedanken, die Aufopferung des Egoismus, ja selbst des Vorurtheils und der Sitte an die edelsten Wallungen des Gefühls. Wie muß mich selbst es hinziehen zu ihr, die uns glauben lehrte an die Sprache des Herzens! Mich, der ich für sie gekämpft, gelitten habe. Dieselbe Welt, dieselben Schmerzen! Und ich werde Georges Sand nicht sehen.

Sie zieht sich zurück. Sie lebt der Pflege des seit Jahren leidenden Musikers Chopin. Sie fürchtet die Zudringlichkeit einer Neugier, die in ihr nicht die Regel der schöneren Natur, sondern nur die Ausnahme beachten will. Und vollends ist sie mistrauisch gegen Touristen. Man hat sie in grotesken Umrissen an die Wand gemalt. Man hat ihre Geheimnisse, ihr Vertrauen nicht heilig gehalten. Man hat sie um Audienzen gebeten und dann herabgezogen in die Sphären, wo wir alle menschlich sind; man hat sie an die Medisance der Reiseliteratur verrathen. Man nannte mir

zwei deutsche Schriftsteller, die sie durch ihre Berichte tief gekränkt hätten. Ich werde mich ihr deshalb nicht nähern. Leidend unter meinen Vorgängern fürcht' ich misverstanden zu werden. Zu stolz, um mich verwechseln zu lassen, werd' ich von Paris scheiden, ohne gesehen zu haben, was mir hier das Liebste werden könnte.

Und doch zieht es mich in ihre Nähe. Nur den Kreis möcht' ich sehen, wo sie waltet, nur wissen, wohin ihr Auge fällt, wenn sie von der Arbeit ihres Geistes erschöpft, das Fenster öffnet, um die Brust an der Luft zu kühlen. Es ist Ostern. Ein sonniger Frühlingstag. Alles strömt auf die Boulevards. Die Gläubigen ruft der Klang der Glocken. Auch ich ziehe hinaus, kaufe Veilchen, Veilchen, um sie an die Brust zu stecken. Hin und wieder, auf und ab. Ermüdet kehr' ich heim und denke der vielen Ostern, der vielen Lichter, in denen uns Feste schon im Leben erschienen sind, bald im rothen Schimmer der Liebe, bald im blauen Duft der Freundschaft, bald in den trübsten Nebeln des Geschicks. Wie sonnig in der Jugend, wie dunkel damals, als wir nicht mehr hofften! Mitten in diesem chaotischen Paris fühlt' ich mich am Ostertage einsamer, als im Dunkel eines deutschen Waldes.

Es trieb mich, wenigstens G. Sand's Wohnung zu sehen. Rue Pigalle 16 dicht in meiner Nähe. Nicht weit von Notre Dame de Lorette. Ich wandre.

Paris bekommt in der Nähe der Rue Pigalle ein neues Anſehen. Hier ſah ich, daß man Landhäuſer mit Gärten in Paris ſelbſt haben kann. An der Rue des Martyrs vorüber, durch die Rue Fontaine, wo ein anmuthiger kleiner Platz im ſchönſten, italieniſchen Geſchmack von Landhäuſern gebildet wird, links die Rue Pigalle 20, 18, 16. — No. 16! Mir klopfte das Herz. Ein großes ſteinernes, neues Haus. Hinten ein Garten, das ſah ich wol. Aber das Haus verſchloſſen. Ein Riegel vor dem Geheimniß, ein Wall, der mich auch nicht einmal die Jalouſien ihres Zimmers ſehen läßt.

Da leſ' ich an der Thür des kalten ſteinernen Hauſes: petit appartement à louer pour un garçon. Ich werde klingeln. Ich werde eine kleine Komödie aufführen. „Hier iſt ein Zimmer zu vermiethen?"

„Für 200 Franken," ſagte die Concierge.

„Wo liegt es?"

„Im Entreſol."

„Nach hinten?"

„Nach vorn, mein Herr."

Das war ſchon unglücklich getroffen. Ich ſah durch den offnen Thorweg einen kleinen Garten und im Hintergrunde einen Pavillon, den G. Sand bewohnt.

„Wollen Sie das Zimmer ſehen?"

„Zeigen Sie mir's." — So konnt' ich noch länger

bleiben und den Ort überblicken, wo Spiridion, die Reise durch Frankreich, wo vielleicht schon Mauprat geschrieben ist.

Die Concierge stieg voran.

„Dies Zimmer ist es, mein Herr!"

Es war geräumig, neu gebaut, ohne Möbeln, niedrig, für zweihundert Franken wohlfeil genug, aber es ging nach vorne: in die sonnige Straße, nicht in die Schatten des Gartens! Wenn gutmüthige Seelen miethen und sie armen Leuten, die harren, bis sie finden, was sie suchen, das kalte Nein in trostreicherer Form aussprechen wollen, so sagen sie: „Ich werde wiederkommen."

„Ich werde wiederkommen, Madame."

— Zur Thür mich wendend fragt' ich: „Wohnt nicht hier G. Sand?"

Im Pavillon, mein Herr.

„Es ist wol zweihundert Franken werth, in der Nähe G. Sand's zu wohnen. Lassen Sie mich den Garten sehen."

Ich stieg hinunter und blickte in den kleinen Garten. Einige Rüster, einige Linden, drei oder vier Anlagen zu Blumenbeeten, wenn der Frühling kommt. Der Raum, der hier bald sich schmücken wird, ist klein, aber drüben sind dieser kleinen Räume mehr, sie bilden eine freie offne Aussicht. Die Vögel von

drüben kommen auf die Bäume von hier. Die Hollunderdüfte von hier würzen die Luft von dort. Was im dritten Garten Raupe iſt, kann im zweiten ſich verpuppen und hier im erſten, in dem Gärtchen G. Sand's, Schmetterling werden. So ſetzt ſich das bunteſte Leben zuſammen, eine fourieriſtiſche ſchöne Gegend, ein Natur-Phalanſtère. So ſeh' ich, daß es in Paris noch immer Oerter gibt, wo man vielleicht nicht grade Dichter werden, aber, wenn man es ſchon iſt, doch bleiben kann.

Die Concierge verſtand das Intereſſe, das ich an dieſem Orte nahm, vollkommen und hinderte mich nicht, länger in dem kleinen Garten zu verweilen. Die Jalouſien waren niedergelaſſen. Dort wohnte ein krankes Herz. Ich begriff dieſe Einſamkeit. Mitten in dem wirren Paris ein ſo ſtiller, kleiner Fleck, wo man lieben, dichten und die Welt verachten kann. Ja es iſt etwas Großes um die moraliſche Kraft des Menſchen, wenn die Natur ſie unterſtützt! Im Angeſicht der Berge, im Angeſicht des Meers, ja nur im ſäuſelnden Schatten einiger alten Lerchenbäume, durch die der Mond mit tröſtendem Glanze ſchimmert, man wird mehr wagen, größer ſein als im Salon, wo die Mediſance herrſcht. Ich rief mir die Nacht mit ihren Sternen, den Frühling mit ſeinen Blüten auf dieſe idylliſche Abgeſchiedenheit hernieder, ich begriff den Geiſt, der in den

Schriften dieſer merkwürdigen Frau lebt. Ich begriff den Muth, es mit dem Urtheil der Welt zu wagen. Ich begriff, daß es eine Nähe der Gottheit gibt, die uns die Entfernung der Menſchen vergeſſen lehrt.

Und ſo blickt' ich um mich, im Geiſte erſchüttert, innerlichſt durchſchauert. Alle Bäume ſchienen ſich hieher zu neigen. Ich fühlte, daß ſelbſt die Gemüther, welche ſich von G. Sand abgeſtoßen fühlen, die Gläubigen, ſelbſt Die, welche dieſe Schriftſtellerin verfolgen, weil ſie Alles verfolgen, die gehäſſigen Gemüther, dieſe feierliche Stille, die mich hier umgab, ehren würden. Was für ſie Neugier geweſen wäre, war Andacht für mich. Die Wunden des eignen Herzens brachen auf. Am Nerv der Seele zuckten die alten Schmerzen, die vergeſſenen vielleicht, aber doch nicht verwundenen.

Ich ging, wehmüthig den Blick zur Erde geſenkt. An den Häuſern entlang ſchlich ich in tiefen Träumen. Gern hätt' ich die beklommene Bruſt aufgelöſt am Herzen eines Freundes. Es war Oſtern. Die Menge ſtrömt in Nôtre Dame de Lorette. Ich will Troſt holen, wo Ihr Andern ihn findet. Ich trete an die Kirche. Ein Polizeiagent weiſt mich drüben auf die andere Seite. Drinnen wieder Polizei. Eine Kirche nach der Mode, ein modiſches Publikum. Tauſende ſich drängend — um was! Um eine Andacht, die für mich keine war. Ein Prieſter ſingt Gebete, in

einem kurzathmigen Rhythmus, als wenn Schüler zum erſten Mal lernen, nach Noten ſingen. Es ſtieß mich ab. Fort, fort! Das iſt keine Religion, die mich tröſten könnte. Ich beſann mich, daß ich ſchon in einem Tempel geweſen war.

Dreizehnter Brief.

Paris, den 30. März 1842.

Das Palais Luxemburg ist ganz den Kindern gewidmet. Vorn in dem schwerfällig verwickelten Gebäude versammeln sich die Pairs; hinten im Garten spielen die Bonnen mit ihren Zöglingen, dicht gegenüber wohnt Jules Janin.

Ich wollte aber heute das Pantheon sehen, das die Franzosen der Unsterblichkeit gewidmet haben. Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Man muß bergaufsteigen, um in die Nähe der Unsterblichen zu kommen.

Endlich erblicke ich das Gebäude. Sonderbar, auch hier noch Schuppen um den vor achtzig Jahren begonnenen Bau, auch hier noch nicht Alles fertig. Wie beim Arc de l'étoile noch Staub von den letzten Steinmetzen, die hier meißelten. Die Franzosen fingen an, ihrer Unsterblichkeit Tempel zu bauen, da sie noch Gelegenheit hatten, unsterblich zu werden. Jetzt in ihrer Pygmäenepoche werden die Tempel erst fertig: jetzt,

wo es so leicht ist, berühmt, und so schwer, unsterblich zu werden.

Das Pantheon war ursprünglich die erste Kirche von Paris. Auf der Stelle, wo es später erbaut wurde, stand eine uralte Kapelle. Das Christenthum ist also hier dem Cultus des Genius erlegen. Das große, in der That imposante Gebäude, mit seiner Riesenkuppel, seinen großartigen, freien, innern Räumen, wurde von Lufflot auf Befehl des funfzehnten Ludwig erbaut. Es sollte eine Kirche der pariser Schutzheiligen, der heiligen Genoveva, werden. Genoveva, das duldende Weib, das Weib des Gehorsams und der Liebe, wich vielleicht gern den Männern. Die Jacobiner wollten ihre Unsterblichen in diese Kirche bringen. Die Altäre wurden weggeräumt, die Reliquien der Genoveva wurden mit denen Marat's vertauscht. Auch aux grandes femmes hätte man es der Genoveva zu Liebe widmen sollen. Die heilige Dulderin Genoveva würde Charlotte Corday mit ihrem Geisterkuß begrüßt haben.

Die Führer geleiteten uns aus den erhabenen Räumen dieses Tempels in die Gewölbe. Als die Bourbonen zurückkamen, gaben sie diese Räume wieder der Genoveva; als Louis Philipp kam, fielen sie wieder den großen Männern zu. So streitet jetzt der Cultus des Glaubens mit dem Cultus des Genius! Wer weiß, ob nicht die Heiligen einst hieher zurückkehren! Wenn

in einer Zeit, wo Alles nach Größe ſtrebt, die großen Männer zu ſehr überhand nehmen, wird man anfangen, wieder den guten Menſchen zu opfern. Wir ſtiegen in die Gewölbe hinab. Wie feucht, wie kalt iſt es in der Nähe der Unſterblichkeit! Warum da unten in den trüben, dunkeln Räumen! Ihr habt Rouſſeau und Voltaire dort hingelegt. Voltaire würde nie dieſe dunkeln Gewölbe für ſeine Gebeine als Ruheort gewählt haben. Voltaire wollte Licht im Leben, er würde auch Licht im Tode gewollt haben. Rouſſeau hätte allerdings das Dunkel geſucht, aber das Dunkel eines verſchwiegenen Parks, einen ſtillen, ſchattigen Blätterhain. Fröſtelnder Gedanke, hier unſterblich zu liegen! Lieber ſeiner Zeit, der Mitwelt genügen, und dann gebettet, wie Uhland ſingt, in Gras und Blumen, oder vergeſſen.

Rouſſeau, der arme, gute, ſchwache Rouſſeau, liegt im tiefſten, feuchteſten Dunkel. Aus ſeinem Sarkophag langt eine Hand heraus, die eine Fackel trägt. Es ſoll dies bedeuten, daß er noch im Grabe leuchtet. Man findet dieſe Idee ſehr ſinnig. Mir war ſie ſchauerlich. Meine alte Mutter fiel mir ein, die mir oft ſagte: Wer Vater und Mutter nicht ehrt, dem wächſt die Hand aus dem Grabe. Auch an Rouſſeau hat ſich die alte Sage bewährt. Rouſſeau ehrte ſeine Eltern, aber der Vater ehrte nicht ſeine Kinder. Im Pantheon wächſt ihm die Hand aus dem Grabe.

Auf der entgegengesetzten Seite liegt Voltaire. Als hätte der eitle Mann es bestellt, sein Sarkophag ist vergoldet und aufgeputzt. Seine Statue blickt sarkastisch auf seine irdischen Ueberreste herab. Dieser ganze dunkle Winkel ist eine Ironie. Voltaire, der war, bezweifelt den Voltaire, der einst sein wird. Dieser Winkel, der Voltaire gewidmet ist, ist keine Apotheose, sondern ein Epigramm. Das grinsende Lächeln des Philosophen von Ferney, durch Marmor verewigt, ist an dieser Stelle fast eine Blasphemie.

Auch das Modell des Pantheon haben die Franzosen ins Pantheon gesetzt. Es mag der Sarkophag seines Erbauers sein. In den übrigen Räumen, dunkeln, unheimlichen Kammern, sind steinerne Särge in beträchtlicher Zahl aufeinander geschichtet. Sie enthalten die Gebeine vieler Unsterblichen, von denen man in den Jahrbüchern der Geschichte und Wissenschaft einst vergebens nach bedeutendern Spuren suchen würde. In Ermangelung großer Männer, hat Talleyrand gesagt, setzt man Beamte ins Pantheon. Und in der That, diese Bureauchefs, diese Akademiker, diese Divisionsgenerale haben ihre Unsterblichkeit wohlfeil erkauft. Nicht daß Frankreich arm an Ruhm wäre, aber selten, daß die Mitwelt den Ruhm der Zeitgenossen zu schätzen weiß und die Nachwelt Zeit findet, an die Vergangenheit zu

denken. Die wahren Größen Frankreichs wird man im Pantheon vergebens ſuchen.

Diejenigen Männer, die immer das Hergebrachte thun, können niemals groß werden. Um unſterblich zu werden, muß man wenigſtens einmal in ſeinem Leben einen großen Irrthum begangen haben. Ich bin unſterblich, denn ich habe mich im Pantheon zwei Mal verirrt. Mit Schrecken denke ich an meine überſtandenen Gefahren zurück. Ich verirrte mich einmal unten bei den Gräbern und das zweite Mal oben auf der Kuppel. Der Führer eilte, den jungen Rekruten, Studenten, Griſetten, die ſich hier die Möglichkeit anſahen, ſo berühmt als Napoleon's Generale, ſo unſterblich wie ein Akademiker, ſo keuſch wie die heilige Genoveva zu werden, die Gräber ihrer großen Urbilder zu nennen. Mich, den gefühligen Deutſchen, den bei jedem Schritt auf hiſtoriſchem Boden hiſtoriſche Wehmuth überkommt, mich hielt es länger in den Todtenkammern zurück, als die Andern. Plötzlich war ich im Dunkel allein. Ich höre den Zug der Vorangehenden, höre die Stimme des Führers, taſte aber an feuchte Wände, abgeſchnitten von den Uebrigen, die mich nicht vermiſſen. Schrecklicher Gedanke, hier mit den franzöſiſchen Unſterblichen eingeſchloſſen zu bleiben, vergeſſen zu werden an der Stätte der Erinnerung, verirrt in dieſer Finſterniß. Ich greife hier, greife dorthin. „Quatre marches“, hatte der

Führer an vielen Orten gesagt. Quatre marches! Ich konnte nichts sehen und fürchtete jeden Augenblick, von quatre zu quatre marches hinunterzustürzen. Vier Schritte bis zur Ewigkeit! Hungertod war eine Idee, die mir oft im Angesicht der französischen Speisezettel, im Angesicht der armseligen pariser Cotelettes, im Angesicht der Zweifrankenmahlzeiten des Palais Royal schon eingefallen war; wie konnt' ich sie hier zurückhalten, hier, wo es keine andere Nahrung für mich gab, als das sardonische Lächeln dieses boshaften Voltaire! Ich resignirte in allem Ernst darauf, das Tageslicht für heute wiederzusehen. Denn so viel Ehrfurcht hatte ich vor den Todten, daß ich nimmermehr gewagt hätte, hier, wo die Gebeine der Unsterblichen ruhen, einen kläglichen Hülfeschrei auszustoßen. Endlich, endlich erblickte ich in weiter Ferne den Schimmer eines Lichts. Er kam näher, wurde heller, ich fand mich zurecht und eilte mit dem Zuge hinaus aus diesen schreckhaften Gewölben zu einem neuen Abenteuer.

Ich stieg nämlich mit meinen Studenten, Rekruten, Grisetten in die Kuppel hinauf. Eine Höhe von 500 Fuß über dem Spiegel der Seine. Ich sah das frische und in der That anziehende Kuppelgemälde von Gros, das in bunter Gruppirung alle bedeutenden Personen, die sich an die Idee des Pantheons in kirchlicher Hinsicht knüpfen, darstellt. Die heilige Genoveva gilt

für ein Meisterstück und hat dem Maler von Karl X. den Adel eingetragen. Sie ist hübsch hingehaucht, luftig und schwebend, verklärt und heilig; nur etwas zu heilig, zu sehr Nonne mit dem Gelübde einer Keuschheit, das der liebenden Mutter des Schmerzenreich widerspricht. Noch höher hinauf steht man in der Kuppel. Drinnen an den Wänden eine Unmasse von Namen, die, mit Bleistift auf die Wand gezeichnet, auf ihre Weise ins Pantheon zu kommen suchen. Warum nicht? Präfekten, dort unten, Maires, Bureauchefs — warum hier oben nicht Commis, Epiciers und Champagnerreisende? Draußen das ungeheure Paris aus der Vogelperspective, dieses Paris, das so Großes erlebt hat, das Paris des vierten Heinrich, des vierzehnten Ludwig, das Paris der Jacobiner, Napoleon's, das Paris der Julirevolution. Notre Dame, die nächste dem Thron des Pantheon, der erste Pair dieses majestätischen Reichs. Welche Fülle berühmter Gebäude, diese Säulen, diese Triumphbogen, und dazwischen die gelbe Seine. Dort der Cimetière Montmartre, drüben der Père Lachaise, ein Pantheon, romantischer noch, als dieses klassische steinerne.

Ich mochte nicht länger oben bleiben. Der wollte wissen, wo Boulogne, der, wo Orleans liegt. Die wollte unten in der Stadt einen Winkel sehen, wo vielleicht in diesem Augenblick ihr Freund ihr untreu ist. Jeder langte sich seine Neigungen, seine heiligen Stätten aus dem

Panorama heraus. Ich eilte die Stufen hinunter, wählte auf Gerathewohl von zwei Treppen die nächste, ſpringe über Drathgitter weg, die ich für blinde Warnungen halte, hüpfe wohlgemuth auf den Vorſprung der Kirche, der etwa 200 Fuß tiefer iſt, als die Kuppel, und will fort. Da fällt die Kuppelthür hinter mir zu. Ich ſuche eine neue und finde ſie nicht. Ich finde ſie, ſie iſt verſchloſſen. Ich warte auf den Führer. Er verſchwindet mit ſeinem Zuge oben in den Lüften auf der Gallerie, ich zähle die Stufen, der Führer kommt nicht. Er iſt die andere Treppe hinunter gegangen und ich bin hier wiederum allein. Vor und rückwärts kein Weg. Rings nichts als Quaderſteine, Gallerien, vor mir das noch immer vogelluftige Panorama, die Entfernung in die Tiefe viel zu weit, um meine Stimme hörbar zu machen. Dreihundert Fuß hoch klettere ich auf der Gallerie herum. Ich winke und ſchwenke mein Taſchentuch in die Luft mit großer Selbſtüberwindung, denn von der ſchlechten pariſer Wäſche hatte es ein großes Loch, das ich mich genirte, dreihundert Fuß hoch dem mediſanten Paris zu zeigen. Eine halbe Stunde reſignirte ich mich, hier oben auf dem Pantheon, wie einſt Quaſimodo drüben auf Notre Dame, zu leben. Ich ſah mich, da es regnen wollte, nach einer Glocke um, um mich unter ihr zu bergen. Endlich aber erblickte ich auf einem andern Flügel des großen Baues eine kleine Figur. Es war

dunkel geworden. Ich hielt es für einen Gnomen, für den finstern Golo, der noch immer Genoveva mit seiner Liebe und seiner Bosheit verfolgt, für einen Miteſſer der Unſterblichkeit, der ſich ärgert, daß Jemand, der mit ihm einſt in einem Zimmer wohnte, unſterblich geworden iſt und er nicht. Ich winkte dem ſchwarzen beweglichen Punkt. Er ſtreckte ein Fragezeichen aus, einen ſchwarzen rußigen Beſen. Es war ein Pantheonfeger, ein Decrotteur des Staubes der Unſterblichkeit. Er lachte, wie Voltaire in den Katakomben unter uns lacht. Er winkte mir Freiheit und Erlöſung zu. Nach einer Viertelſtunde öffnete ſich die Thür. Für einen Franken entging ich der Gefahr, lebendig im Pantheon der Franzoſen beigeſetzt zu werden. Wenn ich den Eifer bedenke, mit dem ich nach dieſem Doppelabenteuer im Hauſe des Ruhms auf die erſte beſte Carte du jour eines Reſtaurant im Palais Royal ſtürzte, ſo bin ich vollkommen der Meinung, daß der Hunger und der Ruhm Geſchwiſterkinder ſind.

Vierzehnter Brief.

Paris, den 31. März 1842.

Nun weiß ich, wie es eigentlich gekommen iſt, daß wir die Schlacht bei Leipzig gewonnen haben. Die Franzoſen ſind an die Preußen verrathen worden und den Verräther hab' ich geſtern kennen gelernt.

Es iſt ein Mann, nahe an den Sechzigen, ein Mann, der ſich vermittelſt ſeiner Halsbinde noch ein Anſehen von Vierzigen zu ſchnüren weiß. Er trägt feine Wäſche, einen gefärbten Backenbart und hat die Manieren mehr eines Maklers, als eines Soldaten. Er iſt Spanier von Geburt, dann in Frankreich naturaliſirt, zu verſchiedenen diplomatiſchen Aufträgen verwandt worden, ſehr reich und bewirbt ſich jetzt um den Geſandtſchaftspoſten an einem der erſten Höfe Europas. Dieſer Mann heißt gewöhnlich Herr Fontenay; ſeit einigen Wochen nennt man ihn Marquis de Lormias. Er gibt täglich offne Audienz am Börſenplatz, in dem eleganten Theater Vaudeville.

Indeſſen Herr Fontenay iſt an der Bedeutung, die er für die Geſchichte des Jahres 1813 gewonnen hat, ſehr unſchuldig. Arago und Vermond, die das kleine Drama: „Die Memoiren des Teufels", geſchrieben haben, ſind es, die ihn mit einem ſo bedeutenden Gewicht in Scene ſetzten. Der Moment, wo es herauskommt, wie eigentlich die Schlacht bei Leipzig verloren ging, macht täglich im Vaudeville außerordentliches Glück. Die Franzoſen nehmen ihn für eine authentiſche hiſtoriſche Aufklärung und ſchmettern dieſen Verräther, Marquis von Lormias, mit einem Beifallsſturm nieder, für den ſich der Teufel, der ihn entlarvt, zu bedanken hat. Die Bewandtniß mit dem Teufel des Vaudevilles und der Schlacht bei Leipzig iſt dieſe: Eine Dame hat ihren Gatten und unter Anderm auch die Papiere verloren, die ſie als die rechtmäßige Trägerin ſeines Namens beſtätigen. Verwandte brauchen dieſen zweiten Verluſt und nehmen ihr und ihrer Tochter die großen Reichthümer, die ſie eben als ihre Erbſchaft antreten will. Verfolgt, verarmt, wird ſie auch von einem Schloſſe vertrieben, das im Munde des Volks für den Sitz allerhand Spukes gilt. Mitten in der Erzählung dieſer Unheimlichkeiten erſcheint ein junger Mann, der ſich bereit erklärt, die Anſprüche der verfolgten Witwe geltend zu machen und ſich dafür die Hand der Tochter bedingt. Auf einem Ball erſcheint er unter der Maske

des Teufels, raunt allen Verfolgern seiner Clientin wunderbare Antecedentien ins Ohr und erreicht den Zweck, diese Leute durch seine Allwissenheit so einzuschüchtern, daß sie ihre Ansprüche aufgeben, vollkommen. Auch finden sich die Papiere wieder. Sie sind eingemauert, von der Hand einer originellen Figur, einer spukhaften Erscheinung, die im ganzen Stück fast nichts als Ja und Nein sagt und über die Wucht ihres Geheimnisses halb wahnsinnig geworden ist. Es ist wirklich Hoffmann's Daniel, der Wändekratzer aus dem Erbvertrag, mit dem wir doch nun zu spät kommen! Die Piece wird vortrefflich gespielt, mit Grazie im Dialog, einfacher Zurückhaltung in den Bewegungen, mit Gefühl in den rührenden Stellen. Der allwissende Teufel ist ein junger Advocat, der durch seine Praxis gewisse Geheimnisse noch genauer kennen lernte, als sie in der Gazette des tribunaux stehen. Er wird von einem Herrn Felix mit außerordentlicher Virtuosität gespielt. Sollte man dies Stück in Deutschland heimisch machen, so dürfte man die Musik nicht aufgeben, die das Ganze sehr sinnig begleitet und die dämonischen Neckereien mit dem Teufel und der Hölle, die sich nachher natürlich auflösen, anschaulicher und greller herausstellt.

Marquis von Lormias muß in der Uebertragung

eine andere Verrätherei an Frankreich begangen haben, als folgende, die ihm Robin vorhält:

L'armée ennemie vous a payé les secrets de l'armée française, dont vous étiez un employé superieur. .... Le prix a été d'un million ... cette somme, vous l'avez reçu dans le village de Lutzen le 14 octobre et le 16 notre armée était detruite sur les bords de la Saala.

So wichtig uns die französischen Memoiren für die Geschichtschreibung sind, diese Memoiren des Teufels werden es nicht werden.

Man kann in Paris nicht von Antecedentien sprechen, ohne an die Politik zu denken. Antecedentien war hier noch vor einigen Jahren ein furchtbares Wort. Jetzt hat man sich daran gewöhnt, weil Jeder die seinen hat. Antecedentien! Man las sie aus dem „Dictionnaire der Windfahnen" heraus, in welchem die Staatsmänner Frankreichs aufgezählt sind und geschildert nach ihren Eiden. Talleyrand war der Oberceremonienmeister der Antecedentien. Er hatte mehr als dreizehn Eide geschworen und alle gebrochen. Die Andern folgten der Reihe nach. Es war eine schreckliche Polemik, damals, als man sich die oft drückenden Nothwendigkeiten der Vergangenheit zu Vorwürfen für die Gegenwart machte. Die, die nichts erlebt hatten, wühlten nach den Inconsequenzen der Greise. Man vergaß

den gewaltigen Umschwung der Begebenheiten, man vergaß die menschliche Schwäche.

Und doch waren Viele zu schwach! Es ist ein kalter Gedanke, zurückzublicken auf die Vergangenheit, ihren Glauben, ihren Glanz und Die, die diesen Glanz anbeteten, diesen Glanz verriethen. Zu schnell flohen sie von dem Besiegten zum Sieger, zu schnell bückten sie sich unter das Joch der Nothwendigkeit. Wenige sind da, die mit der sterbenden Sache gestorben wären, Wenige, die sich in die Fahne hüllten, die sie einst trugen, einst vertheidigten, in die Fahne, um sich still zu verbluten! Wie lockten die neuen Sterne und Ehrenbänder, wie lockten die goldnen Schlüssel und Grafenkronen! Es ist traurig, daß in Frankreich die Greise nicht das Ehrwürdigste sind.

Im Palais Luxembourg sitzen die Pairs. Das Local ist neu, neuer als die Erfindung dieser Würde. Eine Rotunde. An den Seiten die Tribünen der Zuhörer, die sich aber nicht zahlreich einfinden. Gegenüber in einem Einbau der Präsidentenstuhl, die Sitze der Secretaire. Unten die Lehnstühle der Pairs, rothe und grüne Polster, davor Tische und auf ihnen Schreibmaterialien. Die Einrichtung ist bequem. Die Lehnsessel gestatten die gefälligste Erholung, für die allzubetagten Gesetzgeber sogar den stärkenden süßen Schlaf. Der ganze Raum ist mit Malereien, Draperien, Ver-

goldungen überladen. Die Sonne scheint freundlich auf die überwiegend grünen Farben. Es liegt viel Behaglichkeit, viel Vornehmheit in dem Gesammteindruck, und so gedenkt man unwillkürlich der unglücklichen Verirrten, die vor diesen Richtern schon so oft gestanden haben, um heute gerichtet, morgen guillotinirt zu werden. Es ist sehr grausam, von diesen kostbaren Teppichen auf das Blutgerüst schicken.

Der Herzog von Broglie präsidirte. Der eigentliche Kanzler, Herr Pasquier, studirte wahrscheinlich an seiner akademischen Antrittsrede. Eine nüchterne Sitzung. Ein Gesetzentwurf, der verlesen wurde und schon angenommen war, ehe man noch über ihn abstimmte. Man brachte die Kugeln, man zählte sie, schüttete sie aus einem Korbe in den andern, es hatte etwas von Taschenspielerei, etwas von Escamotage. Dabei statteten sich die alten Herren Visiten ab und unterhielten sich von Dingen, die ihnen lieber waren, als die langweilige Tagesordnung. Die Pairs tragen alle eine gestickte Uniform, die mit ihren meist greisen Häuptern nicht gut harmonirt. Viel bedeutende Namen auf den grünen Sesseln. Viel Ruhm unter diesen Perücken, manche Unsterblichkeit! Gelehrte, Staatsmänner, Krieger von großer Auszeichnung. Die, die nichts waren, als treu ergebene Beamte, schienen mir die vorlautesten zu sein.

Die französische Pairskammer ist ein durchaus ver-

fehltes Inſtitut. Als man die Pairswürde für nicht erblich erklärte, hob man auch den Begriff der Pairie in ſich ſelbſt auf. Noch entſinn' ich mich deutlich jener Kämpfe um die Erblichkeit der Pairie. Es war ein Streit, wo ſich, wie oft, Liberalismus und Despotismus in ihrer äußerſten Einſeitigkeit begegneten. Die Liberalen wollten die Pairie nicht erblich, weil ihnen alle Privilegien und zumal die, die ſich vererben, ein Greuel ſind. Die Regierung wollte die Pairie nicht erblich, weil ſie vorzog, die Macht, die ſie controliren ſollte, ſich alle zehn Jahre ſelbſt zu ſchaffen. So iſt die franzöſiſche Pairie als Körper dem Ganzen eine Laſt und für die Einzelnen, die ihm angehören, ein Privilegium der Unpopularität, eine Sinecure des Volkshaſſes.

Wenn es doch einmal zwei Kammern geben ſoll, ſo muß die eine das Princip der Bewegung, die andere das Geſetz der Trägheit vorſtellen. Das Geſetz der Trägheit heißt es ſehr misverſtehen, wenn man es durch Greiſe wiedergeben will. Es muß zwei Principien im Staate geben, das Intereſſe des Neuen und das des Alten, die Veränderung und die Beharrlichkeit, den Fluß und den Stillſtand. Aber das Alte muß nicht greis, das Beharrliche nicht eigenſinnig, der Stillſtand nicht der Tod ſein. Die Pairie, erblich oder nicht erblich, ſcheint uns, da die Regierung ſelbſt ſchon Princip des Widerſtandes und der Trägheit genug iſt, ein Uebel.

Soll man aber von zwei Uebeln wählen, ſo nimmt man das geringere. Eine erbliche Pairie kann wenigſtens Das vorſtellen, was ſie bedeutet. Eine erbliche Pairie ſtellt der Regierung geſunde, kräftige Elemente gegenüber. Sie wird nie zäh werden, ja ſie kann zu Zeiten freiſinniger ſein, als die Kammer der Gemeinen. Was ſind dieſe Schatten der franzöſiſchen Pairie! Abhängige Würdenträger der Krone, die nichts repräſentiren, als die Zahl ihrer Dienſtjahre. Kein Beſitz, auf dem ſie fußen, keine Erinnerung an alte Größe, die ſie aufrecht halten. Die franzöſiſchen Pairs ſind eine der hohlſten Inſtitutionen, die unſre in Staatsformen ſo erfinderiſche Zeit nur hat erſinnen können. Inzwiſchen ſind ſie dem allgemeinen Spotte geweiht. Ein Pair machte neulich in einem Anfall von Freimüthigkeit, den dieſe alten Herren zuweilen, wenn das Podagra zu arg iſt, bekommen, den Antrag, ob denn die Regierung bei ihnen nicht die Opiumfrage vorbringen werde? Sie hätte ihm antworten können, daß die ſchläfrigen Verhandlungen der Pairskammer genug bewieſen, wie lange ſchon dieſe Frage von ihr verhandelt wäre.

Der Ausſpruch Schiller's vom Werth des Einzelnen beim Unwerth des Ganzen bewährte ſich mir wohl, als ich in Baron Degerando einen Pair kennen lernte, der an ſich der größten Achtung würdig iſt. Herr von Degerando iſt ein Greis, der mitten in den flüchtigen und

oft frivolen Bestrebungen der pariser Tagesordnung sich einen edlen, menschenfreundlichen, einen rein humanen Zweck erhalten hat. Früh Krieger, dann den Degen mit der Feder vertauschend, lebt er der Idee des Friedens, dem Wohle der Gesellschaft, der Erleichterung von ihren drückendsten Uebeln. Ich begrüßte ihn als „eine lebendige Anwendung der Ideen unseres Herder" und er gestand, daß er den Schriften Herder's seine besten Anregungen verdanke. Er war es, der Edgar Quinet veranlaßte, Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit ins Französische zu übersetzen. Degerando verhält sich zur Philosophie, wie der Mönch zum Theologen. Er bewegt sich nur im praktischen Gebiete der Wissenschaft, in ihren Anwendungen auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft. Die Flüge der deutschen Philosophie sind ihm zu überschwenglich, er verlangt von der Metaphysik einen schnelleren Uebergang zur Moral, von der Moral einen schnellern Uebergang auf die Sittenpolizei, auf die Straf- und Besserungsanstalten, auf die Volkswirthschaftslehre, auf die Anlegung von Gesundheits- und Krankheitshäusern, auf die Warte- und Kleinkinderschulen. Einer Unzahl kleiner Gesellschaften, die diesen Zwecken gewidmet sind, präsidirt Herr von Degerando mit demselben Eifer, den er den Verhandlungen der moralischen Section des Instituts de France widmet.

Fünfzehnter Brief.

Paris, den 1. April 1842.

Wieder um einen Glauben ärmer, um eine Täuschung reicher.

Die Italiener schließen heute den Saal Ventadour, um nach London zu gehen. Gestern war ihre letzte Vorstellung. Ich eilte die vorletzte zu sehen.

Alter Ruhm, gestützt auf das Herkommen. Verblichene Größe, verjährte Vollendung. Die Italiener verdienen ihren Ruf nicht mehr. Sie werden noch ein Mal nach London gehen, noch ein Mal dort mit der deutschen Oper wetteifern und nach Paris ohne Erfolg zurückkehren, wenn sie nicht frische, neue Elemente in ihr verstocktes Blut aufnehmen. Was die Italiener in Paris noch ehrt, ist, daß sie sich selber ehren. Man zahlt nicht gern zehn Franken Eintrittgeld zu einem Genuß, den man sich zergliedert.

Alle Welt tröstete mich: Sie müssen den Barbier von Sevilla sehen. Seit zwanzig Jahren kommen die

Fremden nach Paris, um bei den Italienern den Barbier von Sevilla zu ſehen. Es erben ſich Geſetze und Rechte, aber nicht Jugend und Schönheit fort. Ich ſahe eine heroiſche Oper, eine Oper, die ich oft von Italienern ſelbſt ſchon gehört habe, Lucrezia Borgia.

Es iſt wahr, es waltete ein Unſtern über dieſer Vorſtellung. Die Griſi iſt ſeit einigen Monaten im Begriff, Mutter zu werden. Man muß einräumen, daß ein ſolcher Zuſtand keine Entfaltung ihrer Künſtlerſchaft geſtattete; aber eine ſo oft geſungene Oper, eine ſo oft geſpielte Rolle, ſollten ſie nicht mehr Spuren von der üblichen Leiſtung übrig gelaſſen haben, mehr, wenigſtens ſoviel mechaniſche Kunſtgriffe, daß man aus dieſen den gewöhnlichen Grad ihrer Kunſt hätte entnehmen können? Zuvörderſt kann die Stimme zwar etwas von ihrem Timbre, aber nichts von ihrem Adel verlieren und die Griſi hat eine unedle Stimme. Schlacke, kein Erz: ausgeſungene, ſtumpfe, zuweilen gemeine Töne, nicht um den Klang einer Meſſerſpitze zu vergleichen dem Metall einer Haſſelt-Barth. Eben ſo geringfügig ſchien mir die Kunſt des Geſanges. Ich hörte von einer Signora Ronconi, einer allerdings häßlichen und darum nicht in vogue gekommenen Italienerin in Berlin, die Lucrezia ſingen, mit einer Virtuoſität der Kehle, mit einem Feuerwerk von Kunſtfiguren, daß mir die Griſi wie eine Schülerin dagegen erſchien. Ihre Paſſa-

gen waren ausgetreten, ohne Fluß, ohne Poesie. Die ganze Erscheinung dieser Sängerin hat etwas völlig Bedeutungsloses. Am wenigsten macht sich ihr Spiel geltend. Es war schlaff, ohne Reiz, ohne Anregung. Man sah die hundert Mal abgeleierte Anekdote des Stückes, erzählt wie im Schlaf. Die Leidenschaften lagen in den Worten, nicht in den Blicken; ich mußte lachen, wenn ich diese Comödie mit dem Spiel einer Fischer-Achten verglich. Wie diese Deutschen ihre Seele preisgeben, wie sie mit Feuer und Poesie den Geist ihrer Rolle erschöpfen, ohne geschätzt, ohne besungen zu werden, als in unsern kleinen Lokalblättchen, während eine Grisi in Ueppigkeit und Ruhm schwelgt. Sie wird niederkommen, in London Tausende verdienen, in Paris wieder auftreten und bewundert werden, bis auch einmal ihre Stunde schlägt.

Mario hat Rubini verjagt. Mario ist ein hübscher Mann, der den Primadonnen besser gefiel, als der häßliche Rubini. Mario hat einen heisern Tenor, dessen Beherrschung ihm um so mehr Ehre macht, als man jeden Augenblick fürchtet, er würde überschlagen. Diese Angst der Zuhörer muß man bei Schätzung seines Werthes ein wenig mit anschlagen. Italien hat vielleicht keine Schenkel, die sich ausgestopft so schön ausnehmen, wie die Mario's, aber bessere Kehlen hat es gewiß. Tamburini sang den Herzog. Dies ist ein Name,

der seine Geltung verdient. Unsre Zeit ist reich an herrlichen Barytonen und Tamburini ist einer der vorzüglichern. Gewundert hat mich, daß Tamburini Das Figurenmachen nennt, was wir im gewöhnlichen Leben husten nennen. Er hustet seine Coloraturen, wie es Sängerinnen gibt, die sich einbilden, trillern zu können, wenn sie mit dem Kehlkopf lachen. Eine häßliche Signora Detti sang den Orsino. Jede Soubrette an einem deutschen Mitteltheater ist besser. Lablache, eine Falstaff-Figur, wirkte im Chor der Nobilis mit. — Füg' ich nun noch hinzu, daß die Chöre vollendet schlecht, die Arrangements der Tafelscene im dritten Akt italienisch hungrig waren, so wird man nicht begreifen können, wie diese Bühne sich in ihrer Haltung behaupten kann. Sie steht nicht nur hinter den ersten Bühnen Italiens zurück, sondern kann sich mit Ausnahme der Persiani, die gut sein soll, Tamburini's und Lablache's kaum höher anschlagen, als jene italienischen wandernden Truppen, von denen einige neuerdings auch nach Deutschland gekommen sind. Zur Erklärung dieses falschen Ruhms tragen besonders drei Dinge bei. Zuvörderst der Reiz alles Fremden, dann der Mangel einer guten Kritik. In Paris wird viel getadelt, aber, man sieht es, nur zu oft aus Parteilichkeit. Die großen politischen Blätter kümmern sich nicht im Zusammenhang um die fortlaufende Chronik der Bühnen, und

die kleinen belletriſtiſchen ſind nicht im Stande, ihre Mitarbeiter gegen die Folgen ihrer Wahrheitsliebe ſicher zu ſtellen. Meiſtentheils kritiſiren Dilettanten, die ſich durch ihre Feder den Eingang in die Boudoirs der hübſchen Schauſpielerinnen zu verſchaffen ſuchen. Die Theaterkritik iſt hier ein petit maitre, die Analyſen des Spiels ſind Liebeserklärungen. Der dritte Grund iſt der Mangel eines ſtationären Publicums. Das Publicum in Paris iſt überhaupt ein immer nur zufälliges. Die zwanzig Bühnen, die täglich ſpielen, rekrutiren ihr Auditorium aus einer Maſſe, die jeden Morgen den Theaterzettel des Corſaire wie eine Speiſekarte durchläuft, um zu wählen, was eſſen wir heute? Daher iſt das pariſer Publicum, wenn nicht gerade erſte Vorſtellungen die Elite der Tonangeber oder die Kabalenmacher in Bewegung ſetzen, im Allgemeinen harmloſer und empfänglicher, als die Herren Abonnenten, die in den deutſchen Theatern das Urtheil ſprechen. Man kennt hier trotz der ewigen Komödie inner- und außerhalb der Theater jene Ueberſättigung, jene Erſchlaffung nicht, die den Deutſchen in ſeinem Beifall ſo ſpröde, in ſeiner Hingebung ſo kühl macht. Das Publicum der Italiener ſind zum größtentheil Fremde, die kein Urtheil auszuſprechen wagen, Damen, die hieher gehen, um ihre Toiletten zu zeigen und lernen wollen, wie man ſtatt pourquoi ſagen kann perche, elegante

Herren, die mit ihrer Lorgnette mehr in die Logen, als auf die Bühne blicken, Leute endlich aus der Masse, die alle Jahr nur zwei Mal zu den Italieneru gehen können, weil es ihnen sonst zu theuer käme. Und an solche Festtage kann man freilich nicht den Maßstab der Kritik legen.

Der Regen treibt des Abends in die Theater. Ich behalte mir Politik und Wissenschaft noch vor und verfolge Eindrücke, die soviel zur Kenntniß Frankreichs und des pariser Lebens beitragen. Gestern hab' ich mir das Grab des deutschen Repertoirs angesehen. Ich war im Odéon.

Diese Bühne kann sich nicht aufschwingen, weil sie zu entlegen ist. Es ist wirklich eine Anmaßung, wenn sie sich zweites Théatre Français nennt. Die Studenten geben hier den Ton an. Das Odéon liegt dicht am Quartier latin. Man pfeift und tobt während und zwischen den Akten. Dabei keine Ordnung in der Zeit, keine fleißige Musik, Gasgestank von zerspringenden Beleuchtungsgläsern, arme Toilette der Schauspielerinnen und wenig Talent. Das sind die Elemente, von denen hier Raupach, Blum, Eduard Devrient und Bauernfeld erwartet werden. Ein Abend im Odéon ist meist immer ein rasender See: und der See will sein Opfer haben.

Ich sah „Quinolas Hülfsquellen" von Balzac. Seit vierzehn Tagen ist Balzac das tägliche Brod der

Journale. Wo man hinblickt, eine Demüthigung; was man lieſt, ein Witz auf Balzac. Balzac's Idee war, berühmt zu werden in Frankreich, malgré la presse. Dazu gehört mehr als Philoſophie, dazu gehört die Unempfindlichkeit jenes Bambusrohrs, der canne de Mr. de Balzac, die man hier zuweilen mit ihm ſelbſt verwechſelt. Balzac ſollte vom Staat eine Penſion beziehen, denn er gibt den hieſigen Miniſtern das erhabenſte Beiſpiel, wie man Impopularität mit Gleichmuth ertragen kann. Balzac's Haut — ob ſie auch eine peau de chagrin iſt?

Geſtern wurde Quinola vielleicht zum ſiebenten Male gegeben und noch immer finden Unterbrechungen, dauernde Tumulte, Zwiſchenreden des Parterres, kurz alle Manöver einer erſten Vorſtellung ſtatt. Ich bewunderte die Geduld dieſer Schauſpieler. Vielleicht hätt' ich die Klugheit des Direktors bewundern ſollen. Die Schauſpieler des Odéon ſind arme Teufel, die in Paris leben wollen, ohne auf den Boulevards ein Engagement finden zu können. Sie haben etwas von dem Weſen der reiſenden Geſellſchaften in Deutſchland. Man ſieht ihnen an, daß ſie heute ſpielen, um Morgen leben zu können. Sie ſpielen nicht, wie unſre Hoftheaterkünſtler, auf Lebenszeit, ſondern auf Wochengage, wie damals in Deutſchland, als wir noch weniger Künſtler und beſſere Schauſpieler hatten. Dieſe armen Teufel des

Odéon müssen aushalten, wenn man auch mit Aepfeln nach ihnen wirft. Sie sind engagirt, nicht für die französische Bühne der Gegenwart, sondern für die französische Bühne der Zukunft. Unsere deutschen Hofschauspieler bekommen sehr oft Rollen auf den Leib zugeschnitten. Diese Schauspieler des Odéons müssen sich zuschneiden lassen auf den Leib der Rollen. Sie sind nicht engagirt für das Drama, sondern für Experimentaldramatik.

Ich hatte tiefstes Mitleid mit diesen armen Mittelmäßigkeiten. Sie sind gewohnt, Rollen zu spielen, die ihnen, wie ihre wurmstichige Garderobe, vom Leibe fallen. Sie denken, sie haben eine Tirade, die rauschend applaudirt wird, sie sprechen sie mit Pathos, mit Würde und werden ausgelacht. Sie treten wie Löwen aus den Coulissen auf und schleichen wie Katzen wieder davon. Dabei dürfen sie nie Partei für das Publikum nehmen. Sie müssen ihren Autor vertheidigen, bis auf's Blut. Sie müssen ihre Rollen wissen, sie müssen ihren Dichter durch alle Schreckniſse des empörten Parterres hindurchtragen. Ein deutscher Schauspieler, beim ersten Murren des Parterres, verräth den Dichter. Ein deutscher Schauspieler, ich kenne Ausnahmen, zieht es vor, lieber mit seinem Parterre befreundet zu bleiben, als mit dem Autor. Er gibt das neue Repertoir im Nu auf, da ihm ja noch das alte bleibt! Zertrümmert

man ihm heute eine Rolle, er wird morgen noch Ferdinand in Kabale und Liebe ſpielen können, er hat noch Poſa, noch Hamlet. Ein deutſcher Schauſpieler liebäugelt mit dem Publikum, tritt an die Lampen, zuckt mit den Achſeln und bettelt um Nachſicht für die Künſtler, die an dem misfallenden Gedichte keine Schuld trügen! In Paris weicht der Darſteller nicht, der Dichter nicht. Es war nicht franzöſiſch, daß Georges Kind ihre unglückliche Coſima aus dem Pfeifen und Ziſchen der Darſtellung fortnahm. Es war menſchlich, es war deutſch. Auch Balzac läßt ſeinen Quinola dem Odéon unverkürzt. Keine Scene, kein Akt iſt verändert. Die ſiebente Vorſtellung wie die erſte. Alle die Phraſen, die Jules Janin als lächerlich hervorgehoben hat, ſind geblieben, obgleich jedesmal, wenn ſie geſprochen werden, das ganze Haus in Gelächter ausbricht. Nach einer langen Pauſe ſagt Fontanares mit feierlicher Stimme: cette femme est perfide, comme le soleil en hiver. Dies feine, deutſche, Jeanpaul'ſche Bild wird regelmäßig mit einem Sturm von Hohn und Spott aufgenommen. Bliebe es fort, die Direktion müßte etwas von dem Eintrittsgeld wieder herausgeben.

Soll ich nun ſagen, ob Quinola ein gutes Stück iſt, ſo muß ich ſagen: Nein. Wenn ein Mann von Geiſt geiſtreich iſt, ſo iſt das ſeine Schuldigkeit, denn man verehrt ihn als geiſtreich. Ein Mann von Geiſt

darf nicht albern sein. Es gibt bei geistreichen Männern Albernheiten, die aus einer Phantasie, aus einem trüben Tage, aus einem erbitterten Herzen entstehen. Aber Quinola ist keine Schwärmerei Balzac's, sondern eine nüchterne Erfindung, eine Berechnung, die sich weder durch eine Verirrung der Phantasie noch durch eine Verirrung des Herzens entschuldigen läßt. Die gesunde Vernunft, der gewöhnliche Menschenverstand hat nicht nöthig, geistreich zu sein. Aber der Geist hat nöthig, daß er vernünftig ist.

Balzac hat ein Stück geschrieben, das weder ein Drama, noch ein dialogisirter Roman ist. Es ist ein Drama, es ist ein Roman, aber der Fehler liegt darin, daß es in seiner ganzen Ausdehnung Episode ist. Das ganze Stück ist Arabeske. Es ist einer Oper zu vergleichen, die nur aus Septuors, nur aus Finalen und Ensemblen besteht. Balzac belebt die Scene durch Menschen, die nichts, nichts thun, als nur die Scene beleben. Man kann in dieser Art Romane, aber keine Dramen schreiben.

Balzac's Quinola ist ein Drama ohne Stoff, ohne Handlung. Ein Spanier hat die Dampfschiffe erfunden. Schon unter Philipp II. Dies ist eine Erfindung Balzac's. Arago wird darüber gelächelt haben, wir lächeln auch, denn diese Hypothese ist Dampf. Wir glauben schon nicht an die Realität des Sujets. Fon-

tanares hat die Macht des Dampfes entdeckt, hat sie, ein anticipirter Fulton, gleich auf Schiffe angewandt, er wird ein zweiter Columbus werden und die Welt behandelt ihn wie Columbus. Man verfolgt ihn, man verleumdet ihn, man gibt die Ehre seiner Erfindnng einem Andern. Es ist die alte Geschichte von der Stellung des Genies zur kalten Verstandesauffassung, von der Stellung der Poesie zum Materialismus. Die Geschichte ist für Den, den sie trifft, in ihrer nackten Einfachheit oft schmerzhaft genug, aber um sie zündend zu machen für Alle, muß man tiefer in das Menschengemüth hinneingreifen, als es mit den Balzac'schen Phrasen möglich ist, muß man stärkern Schatten zeichnen, um stärkeres Licht zu gewinnen. Bei Balzac verdirbt der komische Theil den tragischen. Das Ganze sinkt zur Pasquinade herab. Die Idee des Stücks ist tragisch, die Ausführung komisch. Shakespeare verstand diesen Widerspruch zu lösen, aber Shakspeare, im Vergleich mit den Feuilletonromantikern unsrer Zeit, wenn er auch dichtete, um zu leben, lebte, um zu dichten.

Quinola ist der Bediente des Erfinders. Diese Figur ist im Geschmack des Gil-Blas gedacht. Das ganze Stück ist in seinen Hauptfiguren aus dem Bettler-, Abenteuer- und Spitzbubenkreise dieses überschätzten spanischen Vagabundenromans entnommen. Quinola macht einige gute Späße. Seine à parts, die

den Lauf der Handlung wie eine ironische Selbstkritik des Autors begleiten, sind oft witzig und werden belacht. Der jüngere Monrose, der einzige Künstler unter dieser zusammengelaufenen Truppe spielt den mehr als zweideutigen Charakter mit Humor. Er faßt die Rolle leicht und gewinnt dadurch einen großen Vortheil für das Stück. Er macht nichts geltend, er schlüpft unter Gutem und Schlechtem weg, er zwingt dem Zuhörer nichts gewaltsam auf. Dies ist ein großer Fehler deutscher Schauspieler. Sie können ihre Rollen nie genug erschöpfen, fassen sie meist mit grotesker Wichtigkeit an und werfen uns die Effekte, die wir darum nicht mögen, förmlich ins Gesicht. Hier in Paris zieht man allmälig erst den Zuhörer an, läßt ihn selber kommen und reizt ihn durch ein ruhiges und einfaches Spiel, selber an dem Ganzen Theil zu nehmen. Quinola, in deutscher Art gespielt, würde nicht zu Hülfsquellen, sondern zu wahren Saug- und Pumpwerken werden. Das Publikum würde durch die Prätensionen der Schauspieler schon im zweiten Akt mit dem Stücke zerfallen sein. Hier dauert es aus bis zum vierten Akt. Quinola hat aber deren sieben. Nichts desto weniger imponirt den Franzosen Balzac's Gleichgültigkeit. Sein Genre, so decousu es ist, wie sie es nennen, ist immerhin neu und wir können erleben, daß Balzac mit seinem dritten Stücke vielleicht großes Glück macht.

Sechszehnter Brief.

Paris, den 2. April 1842.

Dicht an das Hôtel der auswärtigen Angelegenheiten stößt ein altes Gebäude, das Archiv. In den Höfen dieses Institutes, mitten unter den kostbaren hier aufgeschichteten alten Denkwürdigkeiten, mitten unter zahllosen ungedruckten, ja selbst noch ungelesenen archivalischen Schätzen wohnt Mignet.

Mignet gehört zu den wenigen jüngern Gelehrten Frankreichs, die die Wissenschaft nicht benutzt haben, um durch sie zur Politik zu kommen. Mignet war zuweilen im Begriff, auf die Arena zu treten. Freund, Jugendgenosse Thiers', hat er aber den Freund und Genossen steigen, fliegen lassen von Bahn zu Bahn: Mignet ist nicht geflogen, Mignet ist auch nicht gestürzt. Mitten in den Wechselfällen der Politik hat sich Mignet auf seinem Posten erhalten. Er ist Vorsteher sämmtlicher königlicher Archive. Er bewacht sie nicht nur, er benutzt sie auch. Er erschließt sie Andern.

Man behauptet, Fremde bekämen die Materialien noch leichter, als die Einheimischen. Alle deutschen Historiker, die in Paris Studien machten, sind Mignet für seine Zuvorkommenheit verpflichtet.

Ich traf einen noch jugendlichen Gelehrten mit einnehmenden Gesichtszügen und gefälligstem Benehmen. Mignet hat auch im Aeußern die saubre Grazie seines Styles. Wer hat nicht diesen Mignet'schen Styl bewundert? Ich sagte dem Verfasser der Revolutionsgeschichte mit voller Ueberzeugung: „Ihr Buch ist in einem Styl geschrieben, der mit dem des Tacitus verglichen werden kann. Was Johannes von Müller bei uns erstrebte, haben Sie erreicht. Müller ahmte Tacitus nach und sah in Tacitus nur das Rauhe, Spröde und Abstruse. Sie haben gezeigt, daß Tacitus auch wohlklingend ist. Ihr Werk ist bei uns sehr verbreitet und hat in dem verstorbenen geistreichen J. Weitzel einen Uebersetzer gefunden, der des Originalautors würdig ist." —

Mit vieler Bescheidenheit lehnte Mignet das Lob seines Buches ab und fand die Theilnahme, die ihm geworden, nur in seiner Darstellungsweise begründet.

Mignet arbeitet gegenwärtig an einem Werk über Frankreich im Zeitalter der Reformation. Es ist derselbe Gegenstand, den Ranke bei uns in Beziehung auf Deutschland behandelt hat. Mignet bedauerte, daß Ranke

nicht Zeit genug fand, sämmtliche pariser Materialien zu studiren. „Bei Ihnen ist die Hauptbewegung der Geister jetzt eine historische," sagte er und wunderte sich, als ich dies verneinte. „Vor fünf Jahren, antwortete ich, hatten Sie Recht. Seitdem hat die Philosophie wieder den Vorsprung vor der Geschichte. Unsere Historiker in allen Zweigen, in den Begebenheiten, in der Natur, im Rechtsfache, in der Theologie, sind in den Hintergrund getreten. Alles spricht wieder von Philosophie, Alles wird wieder auf Principien zurückgeführt."

Er staunte über diesen schnellen Umschwung des öffentlichen Geistes, fand ihn aber durch das große Aufsehen, das Schelling neuerdings noch gemacht hätte, sehr bewiesen. Er stimmte mir bei, daß es traurig wäre, wenn die reine historische Wissenschaft sich in die Polemik des Tages mischt. Leo's historische Schriften, in denen die Vergangenheit zur Kritik der Gegenwart gemacht wird, verfehlen nicht nur ihren polemischen Zweck, sondern werden auch ihren wissenschaftlichen verfehlen.

Mignet sprach über Savigny und fand die Bevorzugung des Gelehrtenstandes vor der bloßen Beamtenroutine sehr ehrenvoll für Preußen. Es war ihm nicht unbekannt, daß Savigny in dem Widerspruch wäre, unsrer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen

zu haben und nun in der Nothwendigkeit zu ſein, ſelbſt Geſetze zu machen. „Es iſt traurig, ſagte er, daß man ſo viel Furcht vor den Conſequenzen der franzöſiſchen Revolution hat. Sie iſt dageweſen, wie die Reformation da war. Ihre Nachwirkung aufhalten heißt das Gute, das ſie wirken muß, aufhalten. Keine Zeit iſt ſo berufen zur Geſetzgebung, wie die unſere, denn keine Zeit wußte die Geſchichte ſo richtig zu würdigen, wie unſere Zeit."

Ich dringe in die innern Beziehungen der hieſigen Verhältniſſe immer tiefer ein. Der Zugang zu den bedeutenderen Faktoren der Ereigniſſe erleichtert ſich. Nicht eine Begegnung, die nicht zu den manigfachſten Betrachtungen anregte. In Paris ſind ſelbſt geringere Talente von Einfluß, wenn ſie der Zufall auf einen guten Platz ſtellte. Was das Genie ſich hier nicht zutrauen darf, ſetzt der Kaiſeur durch. Die Journale werden wie Eroberungen betrachtet. Wer ſie inne hat behauptet ſie mit einer Hartnäckigkeit, die ſich oft auf nichts gründet als die Gunſt des Zufalls. Als ich neulich Dem. Maxime deklamiren hörte, dacht' ich, daß es dem anweſenden einflußreichen Odillon Barrot unmöglich ſein würde, über ſie einen Artikel in die Journale zu bringen. Ueberall würde man ihm geſagt haben: Wenden Sie ſich an den Redakteur des artiſtiſchen Theiles und der Redakteur des artiſtiſchen Theiles wacht

hartnäckig über die Unabhängigkeit seiner Domäne. Er kennt Niemand für einflußreicher an, als sich, höchstens daß man sich mit ihm verständigt, d. h. daß man ihm einen Artikel gibt und, wenn er bezahlt wird, ihm das Honorar dafür überläßt. Victor Hugo kann hier nichts beschützen, nichts empfehlen, nichts durchsetzen, er müßte sich denn an die Journale wenden, die ihn zu Beiträgen aufforderten; und auch diese werden nur solche Sachen von ihm nehmen, die sie von dem Dichter der Orientalen voraussetzen können. Um Einfluß auf die Kritik zu haben, müßte er ein eignes Journal stiften. Daher kommt es, daß hier unbedeutende Köpfe, solche z. B., die die beiden Revüen de Paris und des Deux Mondes herausgeben, einen so seltsamen Einfluß haben. Um diesen Potenzen die Spitze zu bieten, muß sich jede Kraft, die sich in Paris unabhängig von einer Partei geltend machen will, ihr eigenes Organ schaffen. Die bedeutenderen Deputirten haben ihre Journale. Auch Pagès de l'Arriége hat sich jetzt eine Zeitung geschaffen: la Patrie. Odillon Barrot hat den Siècle und den Courrier Français. Doch sagte mir Leon Faucher, Redakteur des Courrier Français: „Odillon Barrot braucht uns, wir nicht ihn. Wir werden nicht von ihm inspirirt, sondern inspiriren ihn."

Außerordentlich schwer ist der Zugang in das innere Familienleben. Manche Reisende, die nie darin ein-

drangen, behaupten deshalb auch, daß die Franzosen kein Familienleben hätten. Es ist wahr, Alles drängt in Paris über die häuslichen vier Pfähle hinaus. Man gibt dann und wann eine Gesellschaft, aber der Blick ins Innere der Familien, vollends die Aufnahme in den häuslichen Cirkel, ist meist eine Sache der Discretion, öfter ein Vertrauen, als eine Gunst, eine Bitte um Nachsicht, als eine große Belohnung. Der Fremde beklagt nichts so sehr als daß seine Empfehlungsbriefe wenig über die Antichambre hinaus dringen. Er vermißt nichts so sehr als eine Gelegenheit, seine Abende im traulichen Kreise bei einer Familie, die ihm Vertrauen schenkt, zuzubringen. Wer sich nicht selbst eine Häuslichkeit begründet, wird in Paris nicht dazu kommen, eine zu haben. Dies ist auch das Geheimniß der Grisetten.

Der Engländer versteht die Bedürfnisse des Deutschen noch eher, als der Franzose. Es war ein Engländer, dem ich den ersten Einblick in die pariser Häuslichkeit verdankte. Mr. Crow, Redakteur des Morning-Chronicle, ist seit Jahren auf dem Continent heimisch. Im Schoß seiner liebenswürdigen Familie gab es einen traulichen Abend, wo Engländer, Franzosen und Deutsche ihre Vorurtheile auf den Altar der Häuslichkeit niederlegten. Professor Roßew St. Hilaire spricht artig deutsch, Crow versteht es, ohne es zu spre-

chen. Die Sprache, die Alle verstehen, ist ja Musik. Man sang die Lieder der Heimat. Die Engländer ihre Balladen, die Franzosen ihre chansons, die Deutschen ihre Studentenlieder. Es gibt für die Fremden nichts Poetischeres, als der Begriff eines deutschen Studenten. Sie finden diese göttinger und heidelberger Sitten so romantisch, wie die alten Trümmer unsrer Burgen. Sie geben Alles auf, wenn sie ein deutsches Studentenlied singen hören können. Und so sangen wir denn die Grabeshymnen der deutschen Freiheit, die Marseillaisen unsrer Jugend, das klagende „Wir hatten gebauet" und Körner's Schlachtlieder, die mehr in die Kirche als in den Kampf zu locken scheinen. Unsere Freiheitslieder sind alle in Moll gesetzt.

Man würde in Paris des Abends verzweifeln, wenn man nicht das Theater hätte. Ich komme in meiner dramaturgischen Rundreise nun schon immer den Boulevards näher und war zuletzt in den Variétés. Diese Bühne dient nur der komischen Muse. Sie hat gute oder, was oft nur dasselbe ist, beliebte Komiker, sie hatte früher Odry und jetzt Levassor.

Ich traf es mit Odry sehr glücklich. Obgleich zurückgezogen, alterschwach, der Bühne entfremdet, kommt er doch noch zuweilen vom Lande herein, um einen alten Freund bei seinem Benefiz zu unterstützen. Odry spielte den Bilboquet in einer Farce, les Saltimbanques, die

Seiltänzer. Es iſt dies eines jener Sonntagsſtücke, das vielleicht vor zehn Jahren ſehr belacht wurde, aber in ſeiner Wirkung für heute ſich überlebt hat. Auch Odry hat ſich überlebt. Ein alter Mann, mit erloſchenem Organ, erloſchenem Glanz der Augen, ein geſchminkter Greis, dem ſeine Luſt nicht mehr natürlich entquillt! Es iſt mehr Mitleid als Theilnahme, was man für die Wiederbelebung einer Leiche empfindet. Man ſieht, was Odry in ſeiner guten Zeit war: einer jener paſſiven Komiker, die über die Sphäre der Parodie nicht hinauskommen. In Deutſchland nennt man dieſe Art Schauſpieler Poſſenreiſſer, und die Franzoſen werden wol auch keinen beſſern Namen dafür haben. Odry's Komik beſteht beſonders in Wortwitzen, karrikirten Verkleidungen, in Selbſtperſiflagen und allen jenen Hülfsmitteln, durch die man auch in Deutſchland ein Lokalkomiker werden kann. Da fehlen hundert Einlagen nicht, ſelbſt nicht die Cachucha, ſelbſt nicht die bunteſten Traveſtiſſements, welche dieſen Lieblingen der Volksgunſt geſtattet werden. Auch die Pauke ſchlägt Odry in den Seiltänzern ganz à la pére de la debutante.

Befriedigter war ich dagegen von Levaſſor. Man ſpielt hier eine kleine Piece, die unſere Ueberſetzer wahrſcheinſcheinlich bei Seite liegen laſſen werden, die Ohrfeigennacht. Wenn die Franzoſen recht lachen wollen,

so müssen ihnen die Theaterdichter die Albernheiten kleiner beschränkter Großherzöge schildern. Die Grand Ducs haben in Paris das Privileginm, lächerlich zu sein. Dies Mal ist es ein Großherzog von Ferrara, der Ludwig XIV nachzuahmen sucht und in der That nicht mehr Verstand, als ein Affe hat. Levassor spielt diesen langen Großherzog Herkules von Ferrara mit köstlichem Humor. Im rothen silbergestickten Kleide, mit blonder Perrücke, lang und hager, schleicht Herkules im Schatten des Parks, über die Blumen-Teppiche seines Schlosses und sehnt sich nach Liebesabenteuern. Der Zufall will, daß er beim Mondenschein am Fußgestell der keuschen Diana, in seinem Garten von derber Faust eine Ohrfeige bekommt. Wir wissen, daß er eine bekommen wird. Er schleicht auf den Zehen heran, girrt mit süßer Stimme: il m'arrivera quelquechose, ah, il m'arrivera quelquechose und mitten in seiner Sehnsucht nach einem zarten Begegniß der Liebe trifft ihn ein solches in Gestalt einer Ohrfeige.

Die spätere Entwickelung kann ich nicht erzählen, bemerke aber, daß der Schluß allerliebst ist. Herkules wird so bearbeitet, daß er glaubt, die Ohrfeige käme von einer Dame. Sein gekränkter Stolz verwandelt sich in geschmeichelte Eitelkeit. Er fragt zuletzt einen Franzosen, wie sich wol Ludwig XIV in einer solchen Lage würde benommen haben? Dieser erzählt ihm

einen ſolchen Fall, erzählt ihm jedes Detail, das Ludwig that und Herkules vor unſern Augen mechaniſch nachahmt. Ich ſchildere die ſpaßhafte Situation, ſollte aber Levaſſor's vortreffliches, wahrhaft komiſches Spiel ſchildern.

Im Zwiſchenakt trug Levaſſor im Coſtüme einen Scherz vor, den Bilderhändler. Es waren größtentheils Calembourgs, die ſich nicht überſetzen laſſen. Nach einem geſungenen Einleitungsverſe zeigt der Bänkelſänger auf eine gemalte Leinwand und ſpricht: „Hier ſehen Sie den berühmten Rückzug von Malborough!" — Nun ſpricht der Tabuletkrämer den bekannten Vers im Tone, wie Engländer das Franzöſiſche ſprechen, was ſehr belacht wurde. Dann fährt er fort: „Hier iſt zu ſehen der große Triumphzug des Kaiſers von China. Sa Majesté trés chinoise est complètement rasée, ce qui ne l'empêche pas d'être entourée de ses favoris." Ein guter Calembourg, wenn man weiß, daß les favoris der Backenbart heißt. Ferner: „Hier iſt zu ſehen die Gnade des großen Schah (kann auch heißen: chat, Katze) von Perſien. Ein unglücklicher Familienvater ſtürzt ihm zu Füßen und bittet um Gnade, weil des Schah Geburtstag iſt, im Monat Mi-Août. (Miau.) Der große Schah lächelt aber (sourit, was auch mâuſet heißen kann.) und es wird nichts daraus." — Hier iſt zu ſehen die heilige Genoveva, wie

ſie den Attila aus Frankreich jagt mit 24,000 Franken, „Frucht ihrer Erſparniſſe." Ich ſetze den Schluß dieſer Farce für Liebhaber wörtlich her:

Vous pourrez apercevoir sur une autre image l'élégant Phaeton fils d'Apollon sur le char de son papa le Soleil, qui le lui prête pour éclairer le globe, mais il perd la boule en se voyant rouler sur les cieux et se brise la tête en tombant sur les Pôles (les epaules). Pour changer voyez Jason jasant avec Médée sur son navire, en allant à la conquête de la fameuse peau de mouton dite oison d'or.... Ah! Médée viens Médée dit Jason au moment où pour s'emparer de la toison, il est près de l'atteindre en cochenille dans la Grèce. Vénons à Vénise, superbe ville d'Italie. Que de merveilles! Vous y distinguez les habitans qui se promènent sur la place St. Marc de café en café. C'est l'instant de la cérémonie du Doge qui va épouser en deuxièmes noces la mer Adriatique. Ils vécurent fort long temps et eurent beaucoup d'enfans. Ce qui suit est l'enlèvement d'Hélène par Paris..... Mais..... Nélas, qu'est son mari, veut en vain la retenir..... Le beau Paris se présente et lui dit en secret: File Hélène, ou crains ma colère!... aussi pour la dérober à tous les regards, voyez comme il la fait fuir, en douillette, de Troie. Passons au passage des

Thermopyles, ainsi designé dans l'histoire parce qu'il mit un terme aux piles que recevaient les Grecs des Romains.

Voici la fameuse guerre actuelle de la Chine pour l'Opion. Admirez le commodore Napier, grand Amiral à la tête de l'escadre anglaise, voyez comme les militaires traitent les bourgeois de Pékin. Quelques uns des Chinois qui défendent la tour de porcelaine tombent en défaillance.... Distinguez les autres Tartares se précipitant avec leurs habits de Nankin dans le fleuve jaune.... Les Anglais les poursuivent à la nage et le Commodore n'a pied nulle part; c'est pourquoi, il aborde une galiotte Chinoise pour écrire à la Reine anglaise Victoire-y-a! Remarquez comme il fait jeter l'ancre de Chine pour se préparer à un grand thé Deum. Cette fois, c'est le portrait exact, mais cependant ressemblant, du célèbre Vaucanson auteur de l'automate dit le joueur de Flûte. Cet illustre mécanicien né à Carentan, en Normandie, est l'inventeur du canard aux tomates. Plaignez l'infortuné prince Eduard regardez le malheureux Roi .... il est en Ecosse la patrie des pois .... et mesure toute l'étendue de ses malheurs. Nous voici en palé .... en Paléstine, c'est la ville de Jérusalem prise d'assaut par les chevaliers dits

les Preux.... Les Croisés y pénètrent par les fenêtres; la jalousie pousse Renaud à présenter la belle Armide à Godefroy de Bouillon ainsi nommé parce qu'il était le Capitaine le plus consommé!...

Ein Consommé iſt Das, was wir bouillon nennen.

Siebenzehnter Brief.

Paris, den 5. April 1842.

Ich war in der Deputirtenkammer. Das ist denn ein anderer Eindruck, als der bei den Pairs. Der Saal nicht so reich an Vergoldungen, Stukkaturarbeiten, an Sammet und Seide, als der im Luxemburg, aber freier, geräumiger und günstiger für die Zuhörer. Durch ein Defilé von Nationalgarden gelangt man auf die Tribunen.

Man war auf eine stürmische Sitzung gefaßt und es war eine. Ich sah die Nullität und die Größe dieses Staatskörpers, ich sah etwas Erhabenes und etwas Gemeines, ich sah die Vorhalle des Pantheon und eine Bedientenstube.

Von Jahr zu Jahr entfernt sich die Deputirtenkammer von dem Herzen des Volks. Es ist der Magen Frankreichs, auch Frankreichs Gehirn, was auf diesen grünen Bänken repräsentirt wird, nicht aber Frankreichs Herz und Seele. Auch vom Gehirn vielleicht

nur eine Kammer. Immer tiefer wurzelt in dieſem Staatskörper das Verderben einer alten allzulangen Verjährung. Die Kammer wird zu Zeiten erneuert, wird in Kurzem wieder neu gewählt werden, aber mit wenigen Ausnahmen kehren immer die alten Elemente zurück. Die Fruchtloſigkeit der Debatten, der immer enger und begrenzter werdende Horizont des politiſchen Lebens der Franzoſen macht, daß ſelbſt die Beſſern ermüden und von Bank zu Bank dem Centrum näher rücken, um in der rechten Seite deſſelben an Agonie zu erſterben. Der Wahlcenſus muß herabgeſetzt, die Unzahl der Regierungs- und Municipalbeamten epurirt werden, wenn dieſe Kammer aufhören will, Das zu ſein, was ſie jetzt iſt, der Tummelplatz miniſterieller Intriguen, ein Salon der Mediſance, eine Arena der Perſönlichkeiten.

Der Rednerbühne gegenüber iſt die Miniſterbank in drei Abtheilungen, jede zu drei Perſonen. Allmälig ſteigen hinter dieſen Seſſeln die Bänke für die Deputirten hinauf. Der Saal iſt etwas zu groß, um mittelmäßigen Rednern günſtig zu ſein. Es iſt nicht gut, daß man in dieſer Kammer nur oratoriſches Talent haben muß, um ſie zu beherrſchen. Die wohlmeinende Intelligenz, die aber zufällig eine nur ſchwache Stimme hat, geht hier in der Größe des Raums und der beiſpielloſen Plauderhaftigkeit der Mitglieder unter. Wären nicht die ſchwarzen und weißen Abſtimmungskugeln da, das

Rednertalent würde hier die gesunde Vernunft und den redlichen Willen gänzlich unterdrücken.

Die rechte Seite, auf deren äußerster Ecke Lamartine sitzt, war die am wenigsten zahlreiche. Ich wunderte mich, auch Mauguin auf der rechten Seite sitzen zu sehen. Die Dislocirung der Parteien wird nicht mehr so streng eingehalten wie früher. Das rechte Centrum schien mir sehr phlegmatisch. Wenig Redner erhoben sich aus diesem Kreise. Meist wohlgenährte Gestalten, Provinzrenommées, die das Interesse ihrer kleinen heimischen Distrikte vertreten, dadurch aber die Hauptkraft aller Ministerien sind, der Ballast, den eine Partei, die geht, der anderen, die kommt, überläßt. Diese Deputirten lasen Briefe, empfingen Einladungen, schrieben Antworten und begannen erst dann sich vernehmlich zu machen, wenn ein Deputirter der Opposition auf die Tribune stieg. Dann waren sie am stärksten mit ihren Oh's und Ah's! mit ihrem Räuspern und Plaudern, mit allen den kleinen Niedrigkeiten, die sich hier in eine so wichtige Handlung, in ein Schauspiel für die Welt mischen. Das linke Centrum ist die eigentliche Kraft der Kammer. Wenn das rechte Centrum die Erhalterin der Ministerien ist, so ist das linke Centrum die Schöpferin derselben. Aus ihrem Schoße erstehen die Combinationen, die geschlossenen Phalangen, die Intriguen. Es ist hier weniger Charakter, aber mehr Ta-

lent zu finden. Die Charaktere sitzen von hier ab, nach links zu. Die linke Seite hat durch den Tod, durch den Widerspruch der Wähler, durch die Verhältnisse viel von ihrer frühern Kraft verloren. Es sind hier überlebte und einige noch unentwickelte Elemente. Lafitte, Arago und Odillon Barrot sitzen unten ganz vorn in einer Reihe. Lafitte hat etwas Leidendes in seinem Wesen. Wenn man ihn vier Stunden unverwandt mit demselben Ausdruck in seinem Antlitz betrachtet und keine, auch nicht die leiseste Aenderung der Gesichtszüge bemerkt, möchte man auch ihn zu den überlebten Elementen zählen. Ledrü Rollin hat den Sessel Garnier Pagès' eingenommen.

Schon eine Stunde vor Anfang der Sitzung war Sauzet, der Präsident, auf seinem Stuhle und blickte gedankenlos in die noch leeren Räume. Die Journale sagen, Herrn Sauzet's Gedanken wären nur auf sein nächstes großes Kammerdiner gerichtet. Er beschäftige sich damit, es so glänzend und so wolfeil wie möglich zu machen. Es ist noch nicht sechs Jahre her, daß Sauzet zum ersten Mal genannt wurde. Er kam als Advokat aus Lyon, ein großer Ruf als Redner ging ihm voran, er sprach etwas salbungsvoll, aber taktfest, und dies Talent hat ihn vor einigen Jahren sogar zum Minister gemacht. Als er heute Minister war und morgen Gefahr lief, es nicht mehr zu sein, soll er ge-

weint haben. Er beweinte seine verlorne Advokatenpraxis in Lyon. Die Kammer entschädigte ihn, daß sie ihn zu ihrem Präsidenten machte, ein Amt, mit dem eine bedeutende Einnahme verbunden ist. Ich sah mir auf diese Thränen hin Herrn Sauzet an. Ich liebe starke Männer, die weinen können. Aber Herr Sauzet schien mir nicht zu den starken zu gehören und die Thränen schwacher Männer sind lächerlich.

An der Tagesordnung waren Supplementarcredite. Die Regierung verlangte Zuschüsse zum bewilligten Budget für außerordentliche Ausgaben. Allmälig füllte sich der Saal und der Präsident bemühte sich, die Deputirten aus den Couloirs auf ihre Sitze zu treiben. Für unser deutsches Gefühl ging das viel zu langsam. Ich fühlte, daß ein Gegner der Repräsentativverfassung sagen konnte: „Benehmen sich die Leute nicht wie Schulknaben, müßte nicht Herr Sauzet sagen: „Wer nun noch länger plaudert, bleibt eine Stunde nach?“ Genug, es währte bis zwei Uhr, ehe die auf ein Uhr angesetzte Sitzung zu Stande kam.

Etienne bestritt die Forderung der Regierung ihrem Principe nach. Etienne gehört zum Tiers-parti, den man jetzt auch Thiers-parti nennen könnte, er ist Mitredakteur des Constitutionel. Früher, als noch Dupin Kammerpräsident war, entwarf er die Antwortsadressen auf die Thronrede. Er ist ein besserer Stylist, als

Redner. Er sagte gute Dinge, aber Niemand verstand sie. Er sprach leise, aber wie es schien, wollte ihn Niemand hören, wenn man ihn auch hätte hören können. Er sagte, die Ministerien würden nicht soviel Geld brauchen, wenn sie sich durch ihre Handlungen uneigennützige Freunde erwerben könnten. Da die Ministerien keine Hingebung fänden, als die erkaufte, so hätte das Land die Ausgaben davon. Seine Bemerkungen fielen wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Er stieg spurlos von der Tribüne herab.

Die Kammer ging zur Discussion der einzelnen Ansätze selbst über. Der Zuschuß-Credit für das verflossene Jahr 1841 betrug 26,514,263 Franken.

Ein Mitglied der Linken erhob sich, Portalis. Man sah die Sicherheit des Advokaten. Er verließ sich nicht auf das Entgegenkommen der Kammer; er erzwang sich Aufmerksamkeit durch eine Stentorstimme. Lungen muß man haben, ungeheure Lungen, um in Frankreich über das Beste des Landes zu wachen. Portalis brachte ein Thema zur Sprache, das plötzlich alle Privatgespräche unterbrach: er sprach vom Pairshofe. Alles lauschte, Alles blickte sich schadenfroh oder bedenklich an. Man war gespannt auf irgend ein pikantes Stichwort, das dem dreisten Redner entfallen würde, ein Stichwort, das die Opposition bewillkommen, das der ministeriellen Partei das Signal zum Tumult geben würde. Por-

talis sagte: „Man will für die Pairskammer einen Zuschuß von 916,000 Franken. Es ist dies nicht für die Pairskammer, sondern für den Pairshof. Was ist das überhaupt mit dem Pairshof? Er richtet die Attentate, macht aber dem Staat von Jahr zu Jahr mehr Kosten. Wir müssen ein Gesetz über diesen Pairshof haben. Das Land muß wissen, wie es mit diesem souveränen ersten Gerichtshof des Landes daran ist. Ohne ein solches Gesetz könnte man dies ganze Institut des Pairshofes sehr zweideutig, sehr äquivoque finden, sehr —"

Hier konnte der Redner nicht mehr weiter, das erwartete Stichwort war gefallen. Er hatte die Pairskammer äquivoque genannt. Die Minister fuhren auf ihren Bänken hin und her. Guizot soll, den Journalen zufolge, dagegen protestirt haben. Ich hörte nichts von den Worten, die ihm heute in allen ministeriellen Blättern zugeschrieben werden, und bemerkte daran eine Eigenschaft der berichterstattenden Journale. Sie bringen von ihrer Partei nicht selten Worte, Unterbrechungen, Reden, die nicht stattgefunden haben. Das Land malt sich darnach die Sitzungen nach Gefallen aus.

Der Präsident hatte Herrn Portalis erinnert, mit Respekt von einem Staaskörper zu reden, den die Charte garantirt. Herr Portalis fuhr mit großer Ruhe und viel maliziöser Ironie fort: „Die Pairskammer ist nicht

der Pairshof. Allen Respekt vor der Pairskammer: sie steht nicht über, nicht unter uns. Der Pairshof aber, wenn es eine noch so hohe richterliche Behörde ist, steht unter uns. Wie kommt die Jurisdiction an die Pairs? Aus bloßer Ueberlieferung. Wo steht diese Jurisdiction geschrieben? Es muß ein Gesetz darüber geben. Um so mehr, als sie viel Geld kostet. Alles, was äquivoque ist, kostet viel Geld."

Das boshafte Wort war zum zweiten Male ausgesprochen. Der Sturm brach noch heftiger los. Odillon Barrot rief: „C'est évident," und Guizot ließ sich jetzt deutlich genug vernehmen: „Il n'y a pas d'equivoque dans cette jurisdiction. Der Präsident klingelte und erklärte: „Der Redner ist in seinem Recht —" Furchtbare Unterbrechung. „So lassen Sie mich doch ausreden, sagte Sauzet. Der Redner ist in seinem Recht, wenn er den Wunsch nach einem Gesetz über den Pairshof ausspricht, aber er würde ganz außer seinem Rechte sein, wenn er annähme, die Pairskammer wolle sich in ihren richterlichen, ihr von der Charte garantirten Functionen über die Kritik und Kontrolle des Staates hinwegsetzen."

Im Schutz einer so milden Rüge fuhr Herr Portalis mit gemüthlicher Ruhe fort: „Ich wollte nur die Kammer ermuntern, über diese Jurisdiction der Herren Pairs ein Gesetz zu machen."

Odillon Barrot mit Pathos: „Vous avez usé de votre droit.“

General Jamin: „Deswegen war es aber nicht nöthig, den Pairshof áquivoque zu nennen.“

Portalis ſchloß mit großer Ironie: „Genug, ich wollte die Herren Pairs nicht kritiſiren; im Grunde ſind ſie vielleicht immer noch beſſer, als die von Polizeiwegen ernannten Geſchwornen: (que les jurés probes et libres de M. le ministre de l'Intérieur.)“

Dieſe Anſpielung auf die jetzige Miniſterialität der Geſchwornengerichte erregte allgemeines Gelächter. Die miniſteriellen Journale ſagen: Rires et murmures. Von den murmures hab' ich nichts gehört. Der Franzoſe murrt über keinen Witz, ſelbſt wenn er gegen ihn gerichtet iſt. Die geforderte Summe wurde übrigens bewilligt.

Das Kapitel kam jetzt auf das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Es wollte für außerordentliche Sendungen einen Zuſchuß von 250,000 Franken haben.

Glais-Bizoin, ein Mitglied der Linken, erhob ſich und ſprach von ſeinem Seſſel. Glais-Bizoin iſt die ſpezielle Antipathie Guizot's. Glais-Bizoin, eine lange, hektiſche Geſtalt mit ſchwacher Stimme, ſagte: „Daß Frankreichs Diplomatie überall unterliegt, hat das Miniſterium ſelbſt zugeſtanden. Wozu noch Geld hergeben, um dies Reſultat immer noch mehr herauszuſtellen?“

Guizot antwortete von seinem Sitze aus: „Ich wünschte, daß man mir bestimmte Fälle nennt, um bestimmt darauf zu antworten. Nie hab' ich zugestanden, daß Frankreichs Diplomatie unterliegt. Nur eingestanden hab' ich, daß unsre Consuln zu schlecht besoldet sind und uns die Mittel fehlen, auf außerordentlichem Wege von fremden Völkern Kenntnisse zu haben. Eine benachbarte Nation (die englische) ist glücklicher daran. Sie hat überall Reisende, überall Agenten, die die Regierung über fremde Völker, oft ohne Entgelt, au fait setzen. In Frankreich müssen wir außerordentliche Missionen schicken. Will die Kammer Auskunft haben, was wir mit ihnen ausgerichtet, so bin ich bereit, sie zu geben."

Der Verlauf der Sitzung wird zeigen, daß Guizot für diese Auskunft sehr vorbereitet war. Es konnte ihm nichts erwünschter, fast möchte man sagen verabredeter kommen, als daß Glais-Bizoin fragte: „Wie ist es mit Buenos Ayres, wie ist es mit der außerordentlichen Sendung nach Griechenland, wo wir doch einen bevollmächtigten Minister haben?" Guizot hatte nun, was er wollte. Er bestieg die Tribüne.

Guizot ist keiner von den Rednern, die Pausen machen und Zuckerwasser trinken. Er redet nicht, um zu reden, er redet, um etwas zu sagen. Er hat die natürliche Beredtsamkeit eines Mannes, der seine Ueberzeugung ausspricht, und Kenntnisse genug, in dem Fall

als Minister, Thatsachen genug besitzt, um seine Ueberzeugung zu erhärten. Da der Boden, auf dem er sich bewegt, ein faktisch gegebener ist, so hat er vor der Opposition den Vortheil voraus, daß er über Das, was er will, nie in Verlegenheit kommen kann. Er wird sich entweder über einen Vorwurf vertheidigen oder er entwickelt Verhältnisse, bei denen er aus dem vollsten Materiale schöpfen kann, oder er trägt auf Dinge, Gesetze, Entschließungen an, die er schon dadurch empfiehlt und einschmeichelnd macht, daß er sie als nothwendig darstellt. Ein Redner der Opposition zu sein, ist dankbarer, aber auch schwerer. Schwerer, weil man sich nur auf dem luftigen Gebiet des Möglichen bewegt, dankbarer, weil das Mögliche sich in reizenderen Farben schildern läßt, als das Wirkliche oder das Nothwendige. „Ich beneide die Opposition, sagte einst Guizot nach einem schönen Vortrage eines Mitglieds derselben, ich beneide sie zuweilen und ihre Redner. Sie können sicher auf die Tribüne kommen und frei alle ihre Empfindungen, alle ihre Verstimmungen aussprechen. Wer das Land regiert, ist übler daran. Wir dürfen es nicht aufregen, dürfen nichts von Empfindungen aussprechen, die es nur kompromittiren würden. Wir müssen unser Gemüth beherrschen, während Andere es hier frei können ausströmen lassen."

Guizot würde nicht ganz das Harte und Strenge

haben, das man ihm in Frankreich vorwirft, wenn er nicht immer in der Lage wäre, vertheidigen, beschränken, strafen zu müssen. Es ist ihm etwas Gouvernementales angeboren, das Schicksal hat dieser Bestimmung nachgegeben und ihn zu wiederholten Malen an die Spitze eines Landes gestellt, dessen Krisen er zu beobachten, dessen Stürme er zu beschwichtigen hatte. Guizot's Talent, in eine andere Stellung gebracht, könnte in seinen Wirkungen eben so glänzend sein. Es fehlt seinem Gemüth nicht an höherer Weihe, sein Herz ist des Enthusiasmus fähig, auch seine Rede könnte hinreißen, wenn sie nicht in der Lage wäre, vertheidigen zu müssen.

Guizot's Organ ist nicht stark. Er würde die Akustik dieser Kammer nicht beherrschen, wenn ihm die Würde des Ministers nicht zu Hülfe käme. Sein Portefeuille ist der Huissier, der ihm Ruhe gebietet. Wenn bei Andern die Klingel des Präsidenten lärmt, um Ruhe zu schaffen, so öffnet Guizot sein Portefeuille, nimmt eine Depesche hervor und es wird todtenstille. Guizot's Aktion ist einfach, ohne Leidenschaft, und von einer tiefen, wie es scheint, immer in ihm lodernden Glut geschürt. Es liegt in dieser Ruhe, in dieser Sicherheit eine entwaffnende Kraft. Man haßt diese sicheren, taktfesten Zurückweisungen Guizot's und ihn selbst, der diesen Haß wohl empfindet, reizt es, bittrer zu

sein, als es das Interesse seiner Stellung erfordert. Guizot's Bitterkeit ist ohne Leidenschaft. Darin liegt ein gefährlicher Stoff zu ewiger Feindschaft. Die Gegner fühlen, daß sie von Guizot nicht blos besiegt, sondern auch verachtet werden. Ja zuweilen hat es den Anschein, als ignorirt' er sie. Er spricht von den Anwesenden, als wären sie nicht zugegen. Er spielt mit kaltem Sarkasmus nicht selten die Debatten ganz aus dem Halbrund der Kammer heraus und verweist sie in die Journale, in die Coterien, in die Clubbs. Er sagt nicht, daß sie dorthin gehören, aber seiner Art, die Verhandlung zu objektiviren, sieht man diese Andeutung an. Es ist nicht zu leugnen, daß bei allem Adel seines Willens, bei aller Kraft seines Gedankens, bei aller Tiefe seines Talentes Guizot auf die Tribüne zuviel von dem Katheder mit hinüber genommen hat.

Ich kann hier den Erörterungen Guizot's über Buenos-Ayres und Griechenland nicht folgen, nicht alle Unterbrechungen, die er fand und widerlegte, wiedergeben. Ich bemerke nur, daß es in Frankreich eine Freude ist, zu sehen, wie selbst Köpfe, deren unveränderlicher Gedanke die Stabilität und Ordnung ist, vom liberalen Prinzip aufs innigste durchdrungen und beherrscht werden. Guizot nannte ohne Weiteres die bairisch-griechische Regierung schwach, ja schlecht. Er that es, ich weiß, aus Rücksicht auf England, das Griechenland

völlig dem französischen Einfluß entzogen hat, aber das hinderte nicht, in seiner Schilderung unverkennbare Züge von Wahrheit zu finden. Bedenkt man, daß diese Züge bald in hunderten von Zeitungen werden wiedergegeben und an alle Enden der Welt verbreitet werden, so vergrößert sich plötzlich der Maßstab, den man an diesen gesetzgebenden Körper legen muß. Man erschrickt, daß Das, was hier in zehn Minuten nur so hingesprochen wird, zehn Wochen lang ganze Nationen beschäftigen kann: man erschrickt und bewundert es.

Auf den Einwand, daß ein Gesandter in Griechenland hinreiche, um dies Land zu beobachten, und die Reisekosten für die außerordentliche Mission des Herrn Piscatory unnütz gewesen wären, bemerkte Guizot sehr wahr, daß Griechenland noch nicht zu jenen civilisirten Ländern gehöre, die man auf diplomatischem Wege kennen lernen könne. Auch wäre dies Land in einem Zustand von Naturwüchsigkeit, der seine eigentliche Kraft jeder administrativen Controlle entzöge. Die Leidenschaften der Häuptlinge regierten das flache Land, die Gebirge, die Thäler, und um hier den Geist des Volkes zu studiren, hätte man Herrn Piscatory abgesandt. Guizot machte eine Pause und Herr Piscatory selbst erhob sich von seinem Sessel. Es war dies verabredet. Herr Piscatory hatte sein Stichwort gehört und erhob sich. Diese kleine Comödie hinderte wiederum nicht,

daß ich dies Nennen und Beweiſenkönnen, dies Rufen und dies ſchnelle Erſcheinen doch großartig fand. Man ſah, daß in dieſem Saale nicht Menſchen, ſondern Thatſachen nebeneinander ſitzen, daß man hier Worte, aber auch Geſchichte macht.

Piscatory, ein noch jugendlicher Deputirter aus dem rechten Centrum, ſprach von ſeinem Sitze aus mit einem ſonoren, kräftigen Organ. Es lag eine natürliche Anſchauung ſeinen Worten zu Grunde, und ſo theilte ſich ihnen eine große Friſche und Lebendigkeit mit. Er ſprach ſich nicht über ſeine Reſultate aus, wol aber über die Methode, wie er zu ihnen gelangte. Er ſchrieb Alles, was er erwirkte, den Verdienſten des regelmäßigen Botſchafters in Athen zu und erntete für dieſe in ihrem Zweck eben ſo höfliche, wie in ihrem Vortrag anziehende Erklärung ein allgemeines: Très bien, très bien.

Guizot wollte jetzt auf der Tribüne fortfahren. Aber eine kräftige, kecke Stimme erhob ſich, um die eingetretene Pauſe zu benutzen. Es war die Stimme Mauguin's.

Von der diplomatiſchen Tribüne aus, in der ich dies merkwürdige Schauſpiel beobachtete, war es nicht möglich, Mauguin zu ſehen. Ich ſah nur die kahle Glatze, die breiten Schultern, hörte nur eine dreiſte, breite und auseinanderſetzende Rede. Es iſt bekannt, daß ſich Mauguin auf eigne Hand zum Miniſter der

auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich gemacht hat. Die andern Miniſterien kommen und gehen; Mauguin bleibt. Die andern Miniſterien ſchwanken, Mauguin iſt nicht zu erſchüttern. Thiers, Guizot, Molé haben ihre auswärtige Politik, Mauguin hat die ſeinige. Mauguin weiß, was in allen Ländern vorgeht. Er kennt Polen, er kennt Rußland, er kennt Perſien. Er weiß, wie viel Kinder jährlich in Polen von den Ruſſen geſchlachtet werden; er weiß, wann in Karlsruhe oder Kaſſel oder Braunſchweig eine Revolution ausbrechen wird. Er hat ſeine Geſandten, ſeine Agenten, ſeine Emiſſaire für ſich. Sie koſten ihm keine Reiſegelder; denn ſie leben alle in Paris. Sie ſchreiben ihre Depeſchen aus ihren Stationen, die er ihnen nicht zu bezahlen braucht, die er im Gegentheil ſich bezahlt macht. Er gibt ſie dem Journal du Commerce. Die politiſchen Flüchtlinge aller Nationen geben ihm Materialien zu ſeinen Interpellationen. Er iſt es, der jährlich den Polen in der Dankadreſſe auf die Thronrede ihre Nationalität ſichert. Ohne Zweifel bleibt er dadurch ein gutes Ferment der Kammer, wenn es ihm auch an gewiſſenhafter Ueberzeugung, Conſequenz, und in ſeiner Domaine des Auslandes an gründlichen, auf Facta geſtützten Kenntniſſen fehlt.

Mauguin fing denn nun auch richtig von Perſien an. Statt im Schatten des Bois de Boulogne zu

ſpazieren, luſtwandelte er bequem unter den Datteln von Teheran. Er ſagte: „Ehe ich auf Perſien komme, benutz' ich die Gegenwart des Miniſters auf der Tribüne (Mauguin ſprach von ſeinem Platze aus), ihm zu ſagen, daß unſre diplomatiſche Inferiorität nicht aus der geringen Zahl unſrer Agenten entſteht, ſondern aus unſrem diplomatiſchen Geſchäftsgange."

Allgemeine Spannung. Mauguin iſt noch nicht in Teheran, er iſt noch nicht einmal bei Lafitte ur Caillard, er iſt im Hôtel des Capucines. Guizot ſieht lächelnd von der Tribüne auf den energiſchen Redner herab, der jetzt von Courieren, Depeſchen und Briefſelleiſen reden wird.

Mauguin enthüllte nach langer Vorbereitung endlich folgendes Geheimniß: „Die franzöſiſchen Geſandten haben ſeit elf Jahren keine Inſtruction bekommen, ſeit elf Jahren ſind ſie um nichts gefragt worden. Als Mehemet Ali durch die Schlacht bei Koniah beinah dicht vor Konſtantinopel war, wußte unſer Geſandter nicht, was er thun ſollte. Er hatte keine Inſtruction. In Portugal haben unſre Agenten nie eine Inſtruction gehabt. Keiner unſrer Agenten hat eine Inſtruction. Sie reiſen ab ohne Inſtruction, ſie bleiben ohne Inſtruction. Sie lachen, meine Herren? Warum lachen Sie, es iſt die reine Wahrheit. Zwei Miniſter haben ſeit 1830 Inſtructionen gegeben. Alle andern nicht,

und so kommt es, daß wir in Paris nichts erfahren und nichts wissen."

Die ministeriellen Deputirten fanden diese genaue Bekanntschaft des Herrn Mauguin mit Dem, was in den Cabinetten vorgeht, sehr komisch und lachten. Soult saß ruhig auf seiner Bank, immer dieselbe mürrische, abgespannte, ermüdete, eigensinnige Miene zeigend. Guizot, der noch auf der Tribüne stand, nahm endlich das Wort, setzte die neuesten Beziehungen Frankreichs zu Persien auseinander und ging mit trockner Ironie auf den von Mauguin angeregten diplomatischen Geschäftsgang über. „Möglich, sagte Guizot, daß Herr Mauguin in den fremden Kanzleien heimischer ist, als ich. In Betreff Frankreichs kann ich ihn versichern, daß er sich irrt. Unsere Botschafter wissen sehr wohl, was sie zu beobachten haben. Die Acten des auswärtigen Departements könnten ihn darüber eines Bessern belehren."

Der Paragraph wurde angenommen und Guizot verließ die Tribüne. Das Wahre an Mauguin's Einwurf mag wol sein, daß die häufige Aenderung der auswärtigen Politik Frankreichs, die Aenderung der Ministerien und die Einmischung des Königs viel dazu beitragen, daß die auswärtigen Agenten Frankreichs sehr oft über die Absichten ihrer Regierung im Unklaren sind. Leicht möglich, daß in den ewigen Verwirrungen der

französischen Politik manche Stationen, die außerhalb der bedeutenderen Brennpunkte liegen, lange ohne Instruction bleiben und in Augenblicken, wo auch an sie einmal die Reihe kommt, in die Debatte gezogen zu werden, nicht wissen, woran sie sind. So viel mir bekannt, ist nur die österreichische Diplomatie selbst in ihren entlegensten Stationen immer au fait der Thatsachen. Man schickt von Wien in bestimmten Zwischenräumen lithographirte Berichte, die allen Agenten der Regierung den Stand der Dinge, wie er in Metternich's Kanzlei angesehen wird, mittheilen. Eine solche Maßregel ist nur bei einem System möglich, das vom Grundsatz der Stabilität ausgeht. Frankreich, das täglich schaffen muß, täglich sich neuen Boden zu erobern hat, Frankreich, das überall in Frage gestellt ist, kann sich kaum für heute, geschweige für morgen verbürgen. Wenn Mauguin eine diplomatische Frage anregen will, so könnte man ihm die Regulirung der Gesandtschaftsgehalte anempfehlen. Ich kenne französische Diplomaten, die von ihrem Staate 50,000 Franken jährlich erhalten, um ihn würdig in der Fremde zu vertreten. Während die russischen und englischen Agenten Feste geben und sich zum Mittelpunkt der Gesellschaft machen, sitzt der französische Envoyé daheim und ökonomisirt, geizt, spart für seine Rückkehr nach Paris, spart für seine Zukunft. Beim englischen Gesandten sieht man Abends Kron-

leuchter ſchimmern, beim franzöſiſchen eine einzige ärmliche Sparlampe.

Die Debatte kam jetzt auf Algier. Wer kennt nicht die Verhandlungen über dieſe unglückliche Eroberung? Ihr ewiges Einerlei verändert ſich nur durch die dabei genannten Zahlen, die Zahlen der Truppen nehmen zu, wie die Zahlen der Credite. Von Jahr zu Jahr mehr Tauſende an Menſchen und mehr Millionen an Geld. Als die Bourbonen von Frankreich ſchieden, ließen ſie die eroberten Trophäen Algiers zurück. Die Julidynaſtie zögerte, ob ſie ſie annehmen ſollte, ſie zögerte Jahre lang, goß Tropfen auf Tropfen in das große durch Afrika aufgeregte Meer von Leidenſchaft dieſſeits und wildem Naturhaß jenſeits des Meeres. Es ziſchte und Alles war wieder vorbei. Mit jedem Frühjahr begann daſſelbe Experiment, in jedem Herbſte endete es mit denſelben Gräbern. Einige kleine Siege gaben Stoff zu großen Gemälden, Franconi's Circus in Paris führte kriegeriſche Scenen aus der Wüſte auf nichts wollte helfen, dieſe Eroberung in Frankreich populair zu machen. Die Bourbonen hatten den Krieg mit einem religiöſen Nebengedanken begonnen. Es ſchimmerte in ihren Lilienfeldern etwas von der Glorie eines Kreuzzuges gegen die Ungläubigen. War der Schimmer echt oder nicht, er blendete. Er blendete das Volk, das mit dem Chriſtenthum noch nicht ſo gebrochen

hat, wie der Constitutionnel. Man hätte in der Vendée, der Bretagne, in der Guienne, im Lyonnais noch Gemüther genug gefunden, die sich für einen christlichen Kampf gegen die Barbaresken hätten begeistern können, aber jetzt, wo durch die Julidynastie Alles auf die materiellen Interessen geworfen ist, jetzt, wo man den Grundsatz: „Was hab' ich davon?" an die Spitze Frankreichs gestellt hat; jetzt, wo man Alles in Actien, Dividenden und Renten verwandelt, verlangt man von Algier einen ergiebigen Nutzen. Es ist kein Stapelplatz für den Handel, kein Ort der Ausfuhr, keiner der Einfuhr geworden: es trägt höchstens einzelnen Entrepreneurs, die für die Bedürfnisse der Armee sorgen, Vortheile. Es ist auch kein Abzugscanal für die revolutionairen Elemente geworden; denn die Offiziere kommen trotziger aus der Wüste zurück, als sie dorthin gehen. Die Generale erwerben sich Ruhm, verfallen mit der Regierung und werden Nothwendigkeiten, eine Kategorie von Menschen, die Louis Philipp haßt, seitdem er selbst das für Frankreich einzig Nothwendige geworden sein will.

Man hätte längst Algier aufgegeben, wenn nicht drei Dinge für die Beibehaltung sprächen. Erstens fürchtet man, damit den Engländern einen Gefallen zu thun, zweitens will man bei einer Theilung des türkischen Reiches durch den Besitz Algiers auf den Besitz der ganzen nordafrikanischen Küste Anspruch machen,

drittens fürchtet man die bekannte Thatsache, daß in Frankreich alles Das unpopulair ist, was die Regierung verfolgt, und alles Das populair wird, was sie aufgibt.

Es gibt in der Deputirtenkammer einige algierische Catone, die, so oft der Name Algier genannt wird, ihr ceterum censeo aussprechen müssen. Die Einen sind für, die Andern gegen die Beibehaltung dieser von Allen als lästig eingestandenen Colonie. Herr Desjobert kam mit einem Sack von Broschüren, Flugblättern, Zeitschriften auf die Tribüne, breitete zum Schrecken der Deputirten diesen Apparat behaglich vor sich aus und begann nun mit Tausenden und Millionen zu rechnen. Er zählte Todte, Verwundete, er zählte die Fortschritte, die keine wären, die Eroberungen, die nur auf dem Papiere ständen, er rieth, Algier aufzugeben oder ein anderes System zu beginnen. Herr Desjobert verwickelte sich so in seine Citate, daß er aus Adam Smith vorlas, was Parnell gesagt hatte, Say für Sismondi anführte, Broschüren und Zeitschriften ineinander mengte und zum großen Trost für die Kammer endlich mit einem flauen Abgange schloß.

Nach ihm kam Herr de Corcelles. Dieser Deputirte mit gescheiteltem Haar hatte die Miene eines Leichenbitters. Es durchfuhr die Kammer ein Frösteln, als sie Herrn de Corcelles mit einer großen geschriebenen

Rede auftreten ſahe. Ein tiefer Seufzer hallte mit ſeltner Einſtimmigkeit durch das ganze Palais Bourbon.

Feierliche Stille war die nächſte Wirkung dieſes verzweifelten Blickes in die Zukunft einer langen tödtlichen und getödteten Stunde. Herr von Corcelles begriff nicht, wie ihn und ſeine geſchriebene Rede heute eine ſo großartige Erwartung begrüßen konnte. Was den größten Rednern Frankreichs oft nicht gelingt, ſich Ruhe zu erzwingen, das ſchenkte man ihm freiwillig, ohne Huiſſier, ohne Klingel. Herr von Corcelles lächelte. Er war angenehm überraſcht von dieſer Liebenswürdigkeit der Kammer. Er ſahe nicht, daß dieſe Stille nur jener feierliche Moment war, der gewöhnlich den verzweifelten Entſchlüſſen voranzugehen pflegt. Er war ſeit einer Secunde ein großer Redner geworden. Er hatte eine Pauſe gewonnen, wie ſie Guizot, wie ſie Thiers, wie ſie Berryer oft nicht erzwingen können. Er benutzte auch dieſe Pauſe. Er zog ſein Taſchentuch, er breitete ſein Heft vor ſich aus, er trank ein Glas Zuckerwaſſer. Man hörte deutlich einen kaum halb unterdrückten Schmerzenslaut, als Herr von Corcelles endlich anfing und mit tragiſchem Pathos begann: „Le gouvernement, Messieurs —“

Herr von Corcelles las eine Stunde. Aber die Kammer ſchlief nicht. Sie hatte ſich zum Schlafen zurechtgelegt, aber ſie bekam zu lebhafte Träume und

wachte wieder auf. Sie wachte, als wenn Herr von Corcelles nicht da wäre. Sie erzählte sich hundert kleine Geschichten, sie lachte, sie scherzte, sie debattirte. Herr von Corcelles ist in Algier, die Deputirten sind in Paris. Herr von Corcelles jagt sich mit den Beduinen herum, parlamentirt mit Abdel-Kader, baut Festungen, colonisirt die urbaren Gegenden der Wüste Sahara. Herr von Corcelles schifft über die Tafna, besichtigt Constantine, liefert in den Ebenen von Metidje mehrere glückliche Treffen gegen die vereinigten arabischen Häuptlinge, die Kammer stört ihn in seinen Siegen, in seinen Triumphen nicht. Herr von Corcelles verlangt von der Kammer ein dreifach erhöhtes algierisches Budget, die Kammer votirt ihm in Gedanken Alles, was er will, sie hört ihn nicht. Sie hat an dem Ball des Präsidenten, am Ministerium, an der nächsten Wahl der Akademie, an den Niederlagen der Engländer in China Stoff genug, sich gemüthlich zu unterhalten, der Präsident berechnet seine Couverts, seine Dienerschaft, seine Weine, die Minister haben endlich einen freien Augenblick, sich zu erholen, sie werden in demselben Moment in Anklagezustand gesetzt von Herrn von Corcelles, von dem Redner vor ihnen, von diesem unglückseligen hohlen Grabesredner: und doch sind sie zum ersten Male im sichersten Besitz ihres Portefeuilles. Herr von Corcelles will es ihnen nehmen! Die Zuschauertribünen entleeren

ſich, die Stenographen ſpritzen die Feder aus und begnügen ſich, in ihre Zeitungen zu ſetzen: „Herr von Corcelles nahm das Wort, konnte aber wegen undeutlichen Organs und im Geräuſch der Kammer nicht gehört werden.“ Dies Alles hinderte aber den Redner nicht, fortzufahren. Er las, er declamirte, er lächelte. Er nahm Zuckerwaſſer, wie ein andrer großer Redner. Er beſchwor die Kammer, die Miniſter, den König. Man ſah einen geſticulirenden ſchwarzen Schatten am Geſtade des donnernden Meeres. Aus dem Toſen und Brauſen ſah man einzelne Schiffstrümmer hervorſpringen, ein Bret, ein Gefäß, ein Tuch. Man hörte dann und wann Abdel-Kader — Méditerranée — Angleterre — vaisseaux — avantages — utilités — présomption — ministère — bis endlich nach mehr als einer Stunde die Kammer von ihren Leiden erlöſt war. Herr von Corcelles war mit ſeinem Manuſcript zu Ende und verließ die Tribüne mit einem Lächeln, das mich rührte, weil es wol ſchwerlich damit Ernſt war. Ich ſah erſt jetzt, daß Herr von Corcelles ſich auf die äußerſte Linke ſetzte. Wenn die Oppoſition keine beſſeren Talente ins Feld zu ſchicken hat, iſt ſie wenigſtens in der Kammer verloren.

Wer erinnert ſich nicht eines herbſtlichen Abends, wo man luſtwandelnd durch Weingärten hinunterblickt auf einen nebelnden See? Immer dunkler werden die

Schatten, immer grauer die Umriſſe des Waſſerſpiegels, der zuletzt vor unſern Augen verſchwindet. Da ſteigt plötzlich am jenſeitigen Ufer aus einem Garten, wo ſie das Feſt der Weinleſe feiern, ein feuriger Streifen in die Luft. Eine Leuchtkugel zerſtiebt in tauſend ſchimmernde Funken, die mit ſanftem, aber magiſch hellem Leuchten die ganze Gegend erhellen. Man ſieht die Bäume, die Berge, man ſieht den Spiegel des Sees wieder. Es iſt ein zauberhafter Moment, dieſe Nacht und dieſe plötzliche Helle!

So war die Stimmung der Verſammlung, als ein Redner die Tribüne betrat, den ich während der ganzen Dauer der Sitzung unverwandt beobachtet hatte. Niemand hatte mir ihn gezeigt und doch hatt' ich ihn aus den Hunderten herausgefunden. Im linken Centrum, drei Bänke hinter den Miniſtern, dicht neben dem Oberſten Pairhans, ſaß eine kleine Geſtalt mit auffallenden, an Napoleon erinnernden Geſichtszügen. Dieſe Geſichtszüge jugendlich, das Haar grau. Ewig lächelnd rutſchte dieſer Deputirte ſeit drei Stunden auf ſeinem Seſſel hin und her, die kurzen Füße faſt in der Luft ſchlenkernd. Zuweilen ein ſarkaſtiſcher Blick zum Oberſten Pairhans, ein leiſes Wort, ſonſt gemeſſen, zurückhaltend, nicht ſo unſelig plauderhaft und würdelos, wie die übrigen Deputirten, zuweilen ſich etwas notirend, innerlich aufgeregt, formend, bildend, geſtaltend, eine kleine Welt

für ſich. Mancher Deputirte ging vorüber und drückte dem Kleinen die Hand. Dieſer erwiderte jede Freundſchaft mit Herzlichkeit, rückte an der Brille hin und her, lächelte zu dem Murmeln, zu dem Ziſchen, zu den Bravis und ſtellte eine ſtill für ſich abgeſchloſſene Neutralität vor, eine Uhr gleichſam, die zu ſchlagen gewohnt iſt, heute aber, da man ſie aufzuziehen vergeſſen, ſtill ſtand. Plötzlich aber bekam die Uhr Leben. Ein Schnurren, ein Knarren. Herr von Corcelles iſt auf der letzten Seite ſeines Manuſcriptes, der kleine Redner erhebt ſich, durchſchreitet zur Erde blickend das Couloir und ſteht auf der Tribüne, über deren Brüſtung er kaum hinausreicht. Es iſt Thiers.

Es gehört zu den erſten Geſetzen der parlamentariſchen Redekunſt, daß man das Wort: Messieurs, nicht zu früh ausſpricht. Messieurs, hineingeworfen in die Unruhe einer Verſammlung, die voller Erwartung ſich auf etwas Bedeutendes vorbereitet, kann eine ganze Rede umwerfen. Messieurs wiederholen, heißt die Erwartung abſpannen. So bleibt nichts übrig, als es zu machen, wie Thiers. Thiers ließ der Kammer Zeit, ſich auf ihn vorzubereiten. Er ließ jedem Schwätzer Zeit, ſeine Vermuthungen über Das, was er reden würde, beim Nachbar anzubringen. Es währte drei volle Minuten, bis Alles ſtill wurde, ſo ſtill, daß man in Guizot's Bruſt es hätte können klopfen hören.

Messieurs! Große Pauſe. Wer ſprach Messieurs? Thiers. Iſt das Thiers? Er beginnt: „Je ne crois pas;“ — Pauſe. Ich habe Gelegenheit, mich in Thiers' Organ zu finden. „Je ne crois pas, que le moment soit bien choisi, pour traiter l'ensemble de la question d'Afrique. Dans ce moment on fait la guerre, on la fait avec activité, avec habileté. J'espère qu'elle aura les résultats heureux, que nous devons en attendre.“ Froniſches J'espère! Alles lächelt, Thiers lächelt. „Je viens uniquement signaler à la Chambre un point important, et d'après l'opinion unanime de tous ceux, qui se sont occupés de la question africaine, du point le plus important peut-être, le port d'Alger.“ Großes Aufſehen. Allgemeine Bewegung. Thiers wendet ſich zur Seite, läßt der Kammer Zeit, ſich zu ärgern oder ſich zu freuen, und trinkt ein Glas Zuckerwaſſer. Thiers wendet ſich wieder an die linke Seite, die er anredet, und beginnt: „Toutes les opinions —“ doch ich kann nicht Schritt vor Schritt folgen, ſondern muß mich begnügen, über den Geſammteindruck zu berichten.

Es verſteht ſich bei der Figur des berühmten Redners von ſelbſt, daß ſein Organ ſehr hoch liegt. Thiers hat eine auf den erſten Augenblick unangenehm klingende Fiſtelſtimme. Ein Kinderſopran iſt Alt gegen Thiers' Stimme. Die bedeutendſten Schauſpieler und Redner

hatten von jeher mit ihren Naturmitteln zu kämpfen. Thiers hat ein Organ, das nicht nur unangenehm hoch, ſondern auch unrein und belegt iſt. Seine Reſpiration iſt aſthmatiſch. Seine Stimmwerkzeuge ſind eng und geben den Ton nur gewaltſam von ſich. Hier ſind keine Modulationen von Höhe und Tiefe möglich. Hier fließt kein friſcher Bergquell aus dem Felſen der Bruſt. Hier iſt keine Malerei der Leidenſchaften, kein Auf- und Niederſteigen möglich, ſondern mit großer Mühe dreht ſich ein einziger dürrer und rauher Faden zuſammen, ein einziger Ton, der ſich zuweilen in völlige Heiſerkeit und katarrhaliſche Affection verliert. Jeden Augenblick fürchtet man, daß dies mitgenommene Organ erſchöpft iſt. Das ſtereotype Lächeln dieſer Mienen bekommt einen Anhauch von Schmerz. Der Gedanke, die Leidenſchaft, das Talent kann ſich nicht ſo den Weg durch die Organe bahnen, wie es möchte. Und doch dauert dies ſchartige Inſtrument aus. Schon im erſten Worte heiſer, kann Thiers ſtundenlang reden, ohne erſt heiſer zu werden. Man gewöhnt ſich allmälig an dieſe fiſtulirende Monotonie, ja noch mehr, man findet ſie zuletzt melodiſch. Der geiſtvolle Gedanke gibt dieſen heiſern Tönen eine höhere Art von Wohllaut, das bewunderungswürdige Talent des freien Wortes verwandelt zuletzt dies Gekrächz in Geſang.

Das Geheimniß dieſer reizenden Wirkung der Thiers'-

schen Rede ist die Improvisation. Die Worte strömen frei dem Gedanken zu. Nichts ist gesucht. Alles ergibt sich von selbst. Er wurde oftmals unterbrochen, aber jede Unterbrechung lieh seinem Vortrage eine neue Schönheit; denn er verflocht unerschrocken die Antwort in den Zusammenhang seines Ganzen. Auf Alles schnell gefaßt, wußte er Alles schnell zu lösen. Ohne Pedanterie erklärte er Manches für unerheblich. Auf Zahlen kommt es ihm wenig an. Er läßt sich nichts irren, nichts anfechten, und verräth, was noch wichtiger ist, keine Empfindlichkeit. Es gibt gewisse pomphafte Redner, die der Widerspruch reizt, die mit glühendem Kopfe die Karten wegwerfen oder sich diese und jene Einreden anders zu erbitten erlauben. Thiers behält eine immer gleiche Bonhommie. Er verliert sein Gleichgewicht auch dann nicht, wenn sich Alles gegen ihn erhebt. Mit Ruhe schlägt er die Hände übereinander, geht rechts, geht links, trinkt Wasser, lächelt und wartet, bis man die Gnade hat, ihn wieder hören zu wollen. Selbst besiegt verläßt er nie die Tribüne ohne schlagenden Eindruck, und sein Eindruck ist um so sicherer, als er sich natürlicher Hülfsmittel bedient. Ist die Idee, die Frage zu Ende, so schließt Thiers. Hat er nichts mehr zu sagen, so schweigt er. Er macht keine Coda, keine Doxologie, kein Amen, sondern setzt sich frisch und kurz auf seinen Sessel nieder, den er unverwandten, unver-

änderten Antlitzes, nur mit etwas gerötheter Wangenfarbe behauptet.

Thiers sprach über den Hafen von Algier. Es verschlägt nichts, wenn der Fremde diesen Gegenstand an sich auch interesselos findet. Thiers bewies die Nothwendigkeit, die Befestigung der afrikanischen Niederlassung mit dem Hafen von Algier zu beginnen. Man sah, es standen ihm, als ehemaligem Minister, die Acten aller der Vorbereitungen noch zu Gebote, die man früher für dies Werk getroffen. Seine Rede mit allen ihren hydraulischen, militairischen und mechanischen Excursen ist später von den Organen der Regierung sehr verspottet worden, aber sie machte großen Eindruck. Den Augenblick hatte Thiers mit der ganzen Zündkraft, die in der Beherrschung des Momentes liegt, inne. Er verließ die Tribüne mit dem Nachhall eines großen moralischen Sieges über seine Gegner. Diese erschienen als die Zögernden, er in voller Glorie als Mann der That.

Die Anklagen gegen die Trägheit der Minister durften nicht ohne Antwort bleiben. Stillschweigen auf einen solchen Phalanx von Thatsachen, Namen und Zahlen, wäre eine Niederlage gewesen. Und es erhob sich in voller Manneslänge der Herzog von Dalmatien! Soult schritt in gemessener Würde auf die Tribüne und begann in schlichten, aber energischen und höchst

leidenschaftlichen Worten eine kurze Vertheidigung. Man sah ihm an, dem alten Krieger, wie lästig ihm diese Abhängigkeit von den Zungen der Advocaten war. Gewohnt an militairischen Gehorsam, hätte er lieber die Bänke seiner Gegner mit Petarden sprengen lassen, als hier mit Worten gegen Worte Rede stehen. Die mürrische Stimmung der Altersschwäche gab ihm etwas Menschenfeindliches. Mit ärgerlichem Humor streckte er seit den vier Stunden, daß die stürmische Sitzung dauerte, seine langen Glieder von sich, strich sich zuweilen den weißen Knebelbart, hörte kalt und gleichgültig, was ihm Humann, Villemain und Guizot zuflüsterten. Thiers, seine Antipathie, Thiers, mit dem er früher Minister war, setzte alle seine Verdrießlichkeit in Galle. Er sprach mit Nachdruck, jedes Wort betonend, jeden Accent seiner Gründe grell hervorhebend: „Ich kann Herrn Thiers versichern, daß alle seine Anklagen grundlos sind. Von zwei Projecten hab' ich das frühere beibehalten. Der Hafen wird rüstig vollendet, je nach dem Credit, den mir die Kammer bewilligt. 900,000 Franken werd' ich auch im nächsten Jahre fordern. Wenn die Kammer mehr geben will, nehm' ich es mit Vergnügen an." Diese Ironie des alten Säbelknopfes, mit trockner Miene vorgetragen, erregte viel Heiterkeit. „Ich will nur 900,000 Franken haben, will mir die Kammer

20 bis 30 Millionen geben, so bitt' ich um Entschuldigung, daß ich sie noch nicht verlangt habe."

Unter großem Lärm verließ Soult die Tribüne. Thiers erhob sich von seinem Sitze und wies mit Leidenschaft die Berichtigung einiger seiner Behauptungen zurück. „Man hat in Algier, sagte er, schöne Straßenquais gebaut, aber keinen Hafen. Die Hafenarbeit geht langsam. Sagt das Ministerium, sie ginge rasch, gut, so will ich's glauben." Der Lärm nahm über diese Ironie zu. Thiers fuhr fort: „Die Kammer und das Land sind von mir über den Hafen von Algier in Kenntniß gesetzt. In der nächsten Kammersitzung (nach den neuen Wahlen) wollen wir sehen, ob das Ministerium seinen Versicherungen auf dieser Tribüne nachgekommen sein wird, seinen Worten —"

„Seinen Worten?" rief Soult mit Stentorstimme. Die lange Gestalt schoß wie ein getroffenes Wild empor. „Seinen Worten? Was ich sage, ist so wahr, wie nur irgend etwas, was aus — Ihrem Munde kommt!"

Die Debatte wurde persönlich. Es lag der ungezähmteste Haß in dieser Erklärung, die Enthüllung von zahllosen Geheimnissen, die Enträthselung tausendfach verzweigter Intriguen. Es war die Erklärung einer Generation gegen eine Generation.

Thiers replicirte. Soult antwortete noch einmal sehr heftig, sehr persönlich gereizt, mit aller Empfind-

lichkeit des Alters. Er ſchloß mit einer Erklärung gegen England; denn gegen England waren ohne Zweifel die mit Enthuſiasmus aufgenommenen Worte gerichtet: „Nous sommes maitres chez nous et nous n'avons pas besoin du consentement des autres, pour faire ce que nous voulons.“

Die Culmination der Sitzung war erreicht. Was noch kam, war Wortgefecht, Berryer verlangte die Vorlegung von Documenten über den Bau des Hafens. Teſte, Miniſter der öffentlichen Arbeiten, kam noch einmal auf die beiden Projecte zurück. Ich kann nicht ſagen, daß ich in Herrn Teſte's Redeweiſe die Würde gefunden hätte, die man von den Erklärungen eines Miniſters vorausſetzt. In heftiger Declamation, in leidenſchaftlichſtem Erguß verlor er ſich bis zu Perſönlichkeiten. „Herr Thiers rühmt ſich, uns 100 Metren vom Hafen zu Algier hinterlaſſen zu haben; er hat uns noch mehr hinterlaſſen, er hat uns die Befeſtigungen von Paris hinterlaſſen.“ Hier konnte man kein Wort mehr verſtehen. Alles war in Aufruhr. Statt des Très bien, das man als Antwort der Kammer in allen miniſteriellen Journalen leſen kann, antwortete ein allgemeiner Unwille. Es war indiscret von Herrn Teſte, an dieſes unpopulaire Vermächtniß der Thiers'ſchen Verwaltung zu erinnern. Das Unzarte dieſer Worte lag in dem Ton, in der Manier, in der ſie Teſte ſprach. Dieſe Manier

ſchien mir zuweilen übertrieben empfindlich, zuweilen völlig würdelos. Es war, als wollte er die Karten hinwerfen und ſagen: Mit Euch iſt kein Spiel. So ſehr auch dies Gefühl die Miniſter dieſes ſonderbaren Landes nicht ſelten überkommen muß, ſo unpaſſend iſt es doch, es äußerlich zu zeigen. Unter Lärmen und Toben ging Herr Teſte von der Tribüne. Es ſuchte Jemand nach ihm zu ſprechen. Es war nicht mehr möglich, ihn zu verſtehen. Der Präſident hob die Sitzung auf. Es war nach ſechs Uhr.

Man wünſchte mir Glück, daß ich unter den vielen flauen Sitzungen der letzten Zeit grade dieſer charakteriſtiſchen, inhaltreichen und bewegten beigewohnt hatte. Ich glaube nicht, daß dieſer Kammer Frankreich ein großes Glück verdankt, aber ich glaube, daß ſie Frankreich vor Unglück bewahrt. Ich glaube, daß Staatsmänner in Frankreich dieſe Verſammlung umgehen können, aber nur für Gutes, das ſie thun wollen, nicht für Schlechtes. Dieſe Kammer iſt ſchwach als Initiative, aber ſtark als Controle. Sie iſt nicht Frankreichs größter Reichthum, und doch würde das Land ohne ſie arm ſein. Es iſt gut an dieſer großartigen Inſtitution, daß man, will man ſie auf fremdem Boden nachbilden, alles Das, was ſie klein macht, vermeiden kann. Ihre Vorzüge liegen in ihrem Weſen, ihre Mängel in einer zufälligen Form. Das Repräſ-

ſentativſyſtem leidet in Paris an der Nationalität der Franzoſen und an der nachwirkenden Kraft einer Geſchichte, die erſt allmälig aus der Anarchie der Leidenſchaften zum Bewußtſein der Freiheit und des Geſetzes ſich entwickelt hat.

Achtzehnter Brief.

Paris, den 6. April 1842.

Das Wetter iſt ganz ſo, wie Balzac neulich geſagt hat, „perfide“. Man hat die Sonne, aber die Sonne iſt ohne Wärme. Es ſind wahre Mamertustage, die Bäume und Sträucher in dem ſchützenden Viereck des Palais Royal grünen ſchon, aber die Nächte können durch Froſt dem Frühling noch ſein Spiel verderben. Ich wollte nach Verſailles, aber es iſt zu kalt. So irrt man in den Straßen von Paris, berechnet die Entfernungen, berechnet die Stunden, wo man Jemand hoffen darf, zu Haus zu finden. Es iſt dies eine der ſchwerſten Rechnungen, die wir oft zehnmal anſetzen, ehe ſie einmal aufgeht. Ich ſagte einer geiſtreichen Frau: „In Paris muß man Tage ſäen, um Stunden zu ernten.“ „Und doch, antwortete ſie, können wir Die, die wir gern hätten, nie haben, und haben Die immer bei uns, die uns langweilen.“

Es ist nicht Sommer, es ist nicht Winter. Diese unglückliche Zwischenzeit macht, daß sich keine Physiognomie der Tagesordnung dauernd ausprägen kann. Heute stellt man den Schirm vor den Kamin, um ihn auf immer zu schließen. Morgen muß man ihn wieder fortnehmen, weil wir erfrieren würden. Für das Vergnügen der Promenaden ist Paris bei schlechtem Wetter zu groß, bei gutem zu klein. In der That, wenn die Sonne scheint, ist Paris sehr klein. Der fashionable Theil der Boulevards, der Vivienne, der Rue Richelieu, das Palais Royal, in diesem Bereich ist man bald so heimisch, daß man jedem Boutiquier bekannt sein wird. Immer dieselben Eindrücke. Am Tage oft nüchtern, erfreulicher am Abend, wenn die Gasflammen glänzen. Die Kunst des blendenden Scheins ist hier zu großer Vollkommenheit gediehen. Die gewöhnlichste Schenke ist auf Täuschung des Auges angelegt. Durch Spiegelwände, die die rechts und links aufgestellten Waaren reflectiren, erhalten alle diese Locale eine künstliche Ausdehnung, beim Lampenschein eine phantastische Größe. Sähe man sich selbst nicht an den Wänden vervielfältigt, man würde alle diese Schinken, diese Würste, diese Backwaaren angreifen und sich verwundern, daß es nur Reflexionen eines gar kleinen Krames sind. Noch immer wählt man unter den Restaurants, ißt bald hier, bald dort, und lernt die Geheimnisse der Speisekarte

ergründen. Alle complicirten Speisen fängt man preiszugeben an. Man hält sich an die Devise au naturel, bei der wir wenigstens sicher sind, kein Katzen- für Kalbfleisch zu bekommen. Im Palais Royal ist Alles, was man kaufen möchte, unerhört theuer, nur die Diners sind wohlfeil und die Langeweile hat man umsonst. Seitdem die glänzenden Passagen durch die Straßen gebrochen sind, hat das Palais Royal verloren. Manche sagen, seitdem es tugendhaft geworden ist. Die einst so übel berufenen kleinen cabinets particuliers sind jetzt die Rauchzimmer der Kaffeehäuser geworden. Jedes Kaffeehaus hat ein Rauchzimmer, das man Divan nennt. Die Gallerie Orleans ist noch der besuchteste Theil des Palais Royal. Man zieht hier alle fünf Minuten seine Uhr, denn man erwartet einen Freund, oder zählt die Minuten zum Diner. Unsre Eitelkeit läßt uns dicht an den Läden hinstreifen, um an den verschiedenen Spiegeln, wenn sie gereinigt sind, unsre heutige Toilette zu bewundern.

Des Abends verläßt man kaum die Boulevards. Man geht hundert Mal auf und ab und verwundert sich, daß Landsleute, die nach uns ankommen, Paris so großartig finden. Es fehlt hier überall an dem wahren Reiz des Volkslebens. Keine Heiterkeit, keine Lust an freiem, offnem Ergehen. Nirgends auch nur ein einziger musikalischer Laut. Wie ist es dagegen in Italien

so froh und erquickend! In Venedig dieselben Passagen und Quais, dieselben engen Straßen, dieselben tausend Lichter und Glaskronen und Spiegel, alle Zauber der Insel Murano an den Wänden ausgebreitet. Eine wogende Volksmenge. Bunte Trachten, Moden und Costumes. Türken, Armenier, Griechen und moderne Elegants. Die Frauen in Toilette, schöne, häßliche, zahme, wilde, Alles bunt durcheinander. Dazwischen Musik, wandernde Sänger, Sängerinnen, die von Café zu Café mit einer Stimme ziehen, die noch immer an einem deutschen Hoftheater dritten Ranges lebenslänglich angestellt werden könnte. Spielbanden, die Straußische Walzer geigen, mitten auf dem Markusplatz zwischen den Procuratien jeden Abend großes Concert des Militairs. So in Verona, so in Mailand. Von der bunten und froh hinströmenden Menge wird man dort fortgerissen und erheitert. Hier in Paris kehrt man ermüdet, durch das tägliche Einerlei gelangweilt, in sein Hotel zurück.

Meist flieh' ich daher das kleine Paris in diesem großen und suche mir die dunkeln Gegenden auf. Ich irre von Gasse zu Gasse, ohne fesselnden Eindrücken zu begegnen. Je weiter man kommt, desto weiter die Zwischenräume der Laternen, desto länger die Schatten.

Ich durchwanderte neulich am Tage die Boulevards von der Madeleine bis zu der Julisäule, eine Strecke,

zu der man mehr als zwei Stunden braucht. Wenn die wenigen Bäume, die noch auf ihnen stehen, blühen werden, bekommen sie ein noch freundlicheres Ansehen. In einer Wanderung von der Madeleine bis zur Julisäule liegt die ganze Gegenwart von Paris, liegt die Geschichte der Vergangenheit. Von den Prachtgebäuden oben, den Theatern, den glänzenden Hotels der Börsenregenten bis hinunter zu jenen mit so vielem Blut getränkten Stellen, wo dieser Glanz, dieser Friede erkauft wurde, welch ein Absturz! — Von der Porte St. Denis und Porte St. Martin, an den zwei Triumphbogen aus Ludwig XIV. Zeit und drüber hinaus verliert sich das Großstädtische der Boulevards. Sie werden gemüthlicher, ländlicher. Die Pracht der Boutiquen und Cafés schwindet. Der Luxus weicht dem Nützlichen, der Comfort zuletzt dem Nothwendigen. An der Wasserkunst, an dem Knie der Boulevards, wo ihre Verlängerung einen rechten Winkel bildet, stehen drei, vier Theater beisammen, Gaité, Theater du Temple, das Circustheater; man ist hier mitten in einer neuen Bevölkerung. Hier ist der Weg zum Père Lachaise. Hier fielen die Opfer der Fieschi'schen Höllenmaschine. Aus einem dieser kleinen Häuser entlud sich der mörderische Hinterhalt. Aus welchem? Ich will nicht fragen. Paris hat seine Revolutionen vergessen.

Weiter hinab leuchtet die Freiheitsgöttin auf der

Julisäule. Warum dieser schwebende Tänzerpas? Das in der Luft schwebende Bein der Freiheit scheint mir ein großes Kunststück des Bildners zu sein, aber es ist würdelos und fordert den Sturmwind heraus, der schon einmal vom Pantheon die Freiheitsgöttin wegwehte. Auf der Säule sind die Namen der Julihelden eingegraben.

Was stand einst an dieser Stelle? Ich lese drüben an einer kleinen Barrake: Weinschenke zur Bastille. Hier stand die Bastille. Hier stand die Geburtsstätte der französischen Freiheit, der Freiheit der Welt. Auf diesem jetzt kahlen Platze stand die Zwingburg, die durch Jahrhunderte in ihren düstern Mauern die Verbrechen der Tyrannen, die Gewaltthaten des Despotismus erzählte, ohne daß die Welt mehr davon als dunkle Sagen erfuhr. Am 14. Juli 1789 wurd' es lichter Tag. Die Bastille wurde zerstört, kein Stein blieb von ihr übrig. Es ist ein schauerlicher Anblick, diesen Platz zu sehen, der jetzt so kahl und einst so dunkel beschattet war, einst so grauenhaft wirklich! Die Julisäule verschwindet in der Vorstellung Dessen, was einst hier war. Noch immer hat der Platz keine Abrundung, noch immer sieht man, daß diese kleinen Hütten und Barracken sich einst unter den schwarzen Wällen, Thürmen und Brücken dieses Staatsverließes duckten. Hier beginnt die Vorstadt der Arbeiter, die Vorstadt St. Antoine, die

die Faust der Jacobiner war. Alles scheint hier barscher, kräftiger aufzutreten. Es ist eine Art frankfurter Sachsenhausen. Durch die Straße St. Antoine kommt man wieder in das Innere der Stadt zurück, in ihre gewerbsfleißigen, ihre handelsthätigen Theile. Ich liebe diese Wanderungen durch die wochentägige Luft der Städte. Ich ziehe sie den sonntäglichen Spaziergängen, den Promenaden auf den Trottoirs des Luxus vor. Es ist wahr, jede dieser verwickelten schmuzigen Gassen hat einen besondern, oft garstigen Geruch. Da wohnen die Seifensieder, dort ist ein Schlachthaus, hier in der Rue des Lombards duftet es von Gewürzen und Droguerien. In den Unterbauten der Häuser stehen mit aufgekrämpten Armen die Stößer vor großen eisernen Mörsern und stampfen Schwefel und Pfeffer und hundert Gewürze, ein Lärm, ein Geruch, wie bei den Theriakstößlern auf dem Rialto in Venedig. Und auch hier mitten in diesen Engpässen und Schluchten treten uns historische Erinnerungen entgegen. Dort die zerschossene Kapelle St. Méry, wo vor acht Jahren vierhundert Republikaner gegen die ganze bewaffnete Macht von Paris kämpften, sich in die Klöster verschanzten und durch Geschütz zur Uebergabe gezwungen werden mußten.

Die heutige Opposition in Frankreich macht es sich bequemer. Sie dinirt und opponirt mit Toasten, wie in Deutschland. Das Knallen der Champagnerkorke

kostet kein Blut. Geschriebene Reden, ein Journalartikel, sogar ein Toast auf die Ordnung, ein Toast gegen tentatives insensées — es wird lange dauern, bis eine solche Opposition ihren Zweck erreicht.

Dies soll nicht ganz gegen das große Diner der Fourieristen gesagt sein, das jährlich am 7. April zum Gedächtniß ihres Meisters wiederkehrt. In der Straße St. Honoré, im Saale Valentino, in denselben Räumen, wo nur der Göttin des Tanzes sonst geopfert wird, opferte man heute den Manen eines Weisen, der in einem Zeitalter, wo Alles sich abstößt, die Lehre von der Anziehung (der Attraction) verkündigte. Man opferte mit einem Diner, mit Toasten und einer längern Rede Victor Considerant's, des gegenwärtigen Hauptes dieser Schule.

Ich trat in einen großen Saal, an dem ich festliche Ausschmückung, ja ich bekenne meine Schwäche, wieder die Musik vermißte. Alles Schöne hat seine Pausen und die Musik ist dazu erfunden, diese Pausen auszufüllen. Ich weiß freilich nicht, welche Stelle die Musik in Fourier's System hat. Die Blumen haben eine Stellung in ihm. Fourier liebte die Blumen, auf jedem Tische sah man seine Lieblingsblume, die Kaiserkrone. Kaiserkronen zu lieben, ist etwas monarchisch empfunden. Fourier hatte eine Tendenz zum Monarchischen, wenigstens zum Aristokratischen. Das System

Fourier's iſt ariſtokratiſcher als der Socialismus. Die Socialiſten wollen keine Revolution, ſie wollen die Geſellſchaft gleich machen, ſo aber, daß ſie den Beſitzenden ihr Beſitzthum abkaufen. Die Fourieriſten lehren dieſelbe friedliche Ausgleichung mit dem Eigenthum. Fourier's Schwäche iſt die, daß er an die Gebrechen der Geſellſchaft anknüpft, daß er die Privilegien nicht blos ſchont, ſondern ſicher ſtellt, daß er Jedem Das läßt, was er hat, auch wenn er es gegen das Wohl des Ganzen hätte. Wollen wir denn doch einmal auf dem Papiere neue Geſellſchaften erfinden, ſo ziehe ich den Socialismus vor, der ſich in ſeinen Principien reiner erhält, und die faule Rente, das faule Erbe und die Börſe nicht, wie Fourier, unter den unmittelbaren Schutz der Philoſophie ſtellt.

Es waren wol über 400 Theilnehmer des Banquets. Die Hälfte kam ſicher nur aus Neugier. Viele kamen halb zweifelnd und gingen halb gewonnen. Ich kam zweifelnd, ich blieb zweifelnd, aber ich ging gerührt. Die edelſten Geſinnungen gaben ſich in den Reden kund, man huldigte vielen flachen Allgemeinheiten, vielen leeren Worten, Worten, die ſchon in der Epoche der franzöſiſchen Revolution ausgeſprochen wurden, damals, als ſie neu waren und durch Thaten noch unterſtützt wurden. Dennoch fühlte man lebhaft, daß für Frankreich jede Selbſtbeherrſchung, jede Zähmung ſeines Egoismus ein

unermeßlicher Fortschritt ist. Hier war in der That jener trostlose Parteienkampf vergessen, vergessen diese Streitigkeiten um nichts; es war ein allgemeineres Feld gewonnen, ein Feld für die Entwickelnng der Humanität. Man ließ die Kinder leben, die durch Fourier leichter buchstabiren lernten, man ließ die Frauen leben, die durch Fourier von der Nothwendigkeit, sich prostituiren zu müssen, befreit würden. Das war lächerlich. Aber mau rief auch die schönsten Wahrheiten des vorigen Jahrhunderts zu Vorbildern für das unsre auf, und das war erhaben. Fast alle Toaste waren allgemein und nur einer galt einem besondern Verhältnisse, dem Bunde Deutschlands und Frankreichs. Venedey, ein edler biederer Charakter, hatte den neunzehnten Toast. Er brachte ihn aus im Namen der petite phalange allemande, die sich an dieser Tafel befände. Schon dieser Eingang wurde mit Jubel begrüßt. „Fourier, fuhr Venedey fort, ist im Vaterlande Kant's und Hegel's noch nicht gewürdigt. Die Basis seiner Wirksamkeit würde bei uns eine andere sein, als in Frankreich. Wir Deutsche sind nicht gekommen, um uns für Fourier's System verantwortlich zu machen, wohl aber für eine der schönsten Anwendungen desselben. Fourier hat den Egoismus der Massen bestritten, Fourier hat den Haß der Völker aufgehoben. Wir Deutsche sind zu diesem Fest gekommen, weil Fourier's Schüler die Ein-

zigen sind, die nicht den Ruf um Besitz des linken Rheinufers ausgestoßen, die Einzigen, die ihn bekämpft haben. Auf Deutschlands Bruderbund mit Frankreich, auf Frankreichs Bund mit Deutschland." — Kein Toast wurde mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen, Alles verließ die Sessel und drängte zu den Deutschen hinüber, um sie zu umarmen. Der Gang des Festes war unterbrochen. Die Beweise von Freundschaft und Hingebung wurden Scenen, die rings die Augen edler Männer von Thränen glänzen machten. „Das ist das Frankreich, sagte ein geistvoller Landsmann, welches unsre Blätter seit einigen Jahren täglich herabsetzen, dasselbe Frankreich, an dessen Demüthigungen sie sich mit ohnmächtiger Schadenfreude ergötzen!" Wahr! und doch konnte das Ganze vielleicht nur die Frucht eines elektrischen Momentes sein. Dies Fourieristische Frankreich ist nicht das Frankreich der Journale und der Kammern, es sind Philosophen, die gelernt haben, sich selbst bekämpfen.

Nach dem Toaste Venedey's wollte nichts mehr ansprechen, bis endlich angezeigt wurde, Victor Considerant würde sprechen. Dies führte Aller Blicke auf das Festcomité. Ich sah dort hinter den Kaiserkronen eine Reihe von scharf ausgeprägten Physiognomien. Es war der engere Ausschuß der Lehre, die Mitarbeiter des Blattes La Phalange, der engere Kreis der Apostel Fourier's.

Sie hatten meist den Apostelzug. Sie hatten in ihren Mienen jene Mischung von Schwärmerei, etwas sinnlicher Phantasie, Herzensgüte und Selbstgefühl, die sich in dem Auge und auf der Stirne jedes Sektirers ausgeprägt findet. Es waren Denkerstirnen und Augen, die weinen konnten. Es lag etwas Verklärtes auf diesen Mienen, etwas Prophetisches. Victor Considerant las mit Gefühl, in jenem rührend elegischen Tone, in dem die französische Sprache sich so schön ausnimmt, eine geschriebene Rede vor. Sie verrieth ein großes Talent. Mit wahrhaft poetischen Schönheiten ausgestattet, erhob sie sich zuweilen zur Inspiration. Er begann mit der Erbsünde und dem Sündenfall, mit der Voraussetzung, daß der Mensch zum Unglück geboren wäre, mit den Erzählungen der Bibel und den Lehren des Dogmas. Aus den Schönheiten der Natur und den Reizen der Kunst, aus den Fortschritten der Erfindungen und dem philosophischen Bewußtsein der Denker leitete er die Ueberzeugung her, daß wir nicht zum Unglück geboren sind. „Die Humanität widerspricht, sagte der Redner, sie widerspricht im Herzen und durch ihre Handlungen. Die Industrie erweiterte sich, die Wissenschaft machte Wunder möglich. Die Kunst sang das Leben: der Geist der Dichter und Künstler zauberte die Schöpfungen der Schönheit: es gibt eine Zauberwelt, die im Menschen stets das Bedürfniß des Glückes nährt.

Christus kam und lehrte die Erlösung der Welt von dem Uebel, die Erlösung durch die Liebe." Die ascetische, nazarenische Lebensansicht widerlegend, ging der Redner zu den Leiden der Gesellschaft über. Er verglich mit Fourier's Worten den redlichen, aber unglücklichen Fleiß der Arbeitsamkeit mit dem eigenthümlichen Blütenleben der Kaiserkrone, er ging zu Fourier und seiner dornenvollen Lebensbahn selber über. Thränen erstickten seine Worte, bis er sich männlich emporraffte und den Sieg seiner Lehre in prophetischer Ahnung aussprach. Die augenblickliche Wirkung war hinreißend. Ich widerstand ihr nicht. Ich mußte mit den Andern die Hand des begeisterten Redners drücken.

Die meisten Anhänger Fourier's, ihre Zahl ist nicht groß, sind geblendet von den Resultaten seiner Lehre. Kann man eine glänzendere Aussicht in die Zukunft geben, als die, welche verwirklichen zu können dies System sich anheischig macht? Fragt man den Fourierismus, was er geben will, so antwortet er: Friede der Welt, Bruderbund allen Völkern! Liebe und Huld für Alle, vom Armen, der nur arbeiten kann, bis zum Reichen, dessen Schätze die Industrie beleben, bis zum Gelehrten und Künstler, dessen Geist denkt und erfindet! Einträchtige Ernte vom Boden der Erde! Luxus selbst, harmonisches Familienleben, Liebe und Freundschaft! Allen Anreiz einer würdigen Ehrbegierde: ein Leben voll

Schönheit, ein Leben voll Abwechselung und Begeisterung! Eine freie, eine glückliche Erde! Eine glückliche Vorbereitung zum höheren Glück des Himmels! Welche Verheißungen! Auch die Glücklichen werden davon überrascht werden und wie viel Unglückliche gibt es nicht! Ueberall bietet das Leben gescheiterte Hoffnungen, überall Trümmer, überall Schmerzen. Wer zählt die Tausende, die nicht der Misgunst des Geschickes fluchen, sondern den gehässigen Formen der Erde, dem Egoismus der Gesellschaft! Ein Platz, den ich nehmen wollte, da nimmt ihn ein Anderer! Ein Besitz frei, er gehört nicht Dem, der ihn würdig zu genießen versteht, er gehört dem Zufall, einem Erben, Allen, er gehört nicht mir! Bedürfniß der Familie und kein Herd! Bedürfniß des Ehrgeizes, keine Stellung! Wo man hinblickt, verfehlten Beruf; kein Wille frei, kein Entschluß fest; Alles Ketten, Alles Sklaverei und die größte Sklaverei die sogenannte Freiheit unsrer Gesellschaft, unsre Civilisation.

Es zieht sich eine tiefe Verstimmung durch unser Leben, es nagt ein tiefer Schmerz an unsrer Gesellschaft. Die wachsende Bildung erhellt unsre Gedanken und der Gedanke steigert unsre Gefühle. Der Kenntniß des Schönen folgt die Begierde nach dem Schönen. Was die Phantasie sich ausmalt, will die Leidenschaft besitzen. Die arbeitende Hand träumt von der genießenden und

die Träume verdüstern die Wirklichkeit. Die kleinen Freuden des Lebens reichen nicht mehr aus, um die großen Entbehrungen zu heilen. Die Last dieses Daseins erdrückt die Freude an ihm. Hat man sich endlich ein Leben geschaffen, so stirbt man. Und der Tod? Und das Jenseits? Trübe Nebel, die auf dem Jahrhundert ruhen!

Philosophen sind aufgestanden, um diesen Schmerz zu lindern. Nicht in Deutschland; nicht der egoistische Hegel, nicht der prahlerische Schelling. Diese suchen den Urgrund der Dinge, diese denken — an Gedanken, diese fühlten nichts für die Menschheit als einen fühlenden Organismus. Owen lehrte eine gesellschaftliche Philosophie in England; Fourier in Frankreich. Fourier war ein armer Kaufmann, der einem Stand leben mußte, den er haßte, er schrieb Werke, die man verlachte, oder, was in Frankreich noch gefährlicher ist, ignorirte, umfangreiche, stylose, verworrene Bände; er starb in gedrückter Lage, verzweifelnd, hoffnungslos, umstanden von wenigen Schülern, den 10. October 1837.

Ich glaube nicht an Fourier's That, aber ich glaube an seinen edlen Willen. Ich glaube nicht an seine Mittel, aber an seinen Zweck. Ich glaube nicht einmal an die Voraussetzung seines Systems, an die Bestimmung des Menschen, glücklich zu sein. Mich erschreckt sein Hedonismus, sein Entgegenkommen an das Be-

dürfniß der Bequemlichkeit. Unsre irdische Bestimmung ist, gut, nicht glücklich zu sein. Ich würde das Gefühl, das mich in ein Jenseits ruft, nicht verstehen, wenn ich schon hienieden glücklich wäre. Ich bin unglücklich und freue mich, daß ich, dem Geschick zum Trotz, gut sein, gut bleiben kann. Wir sind Geschöpfe der Natur und haben die Bestimmung, vom Geist — der Natur gleichsam abgewonnen zu werden. Wir sind von Natur schlecht, die Erfahrung, die Erziehung, das innerste böse Gelüst beweisen es. Daß wir gut werden, ist das Werk einer zweiten Schöpfung, einer Schöpfung aus dem Geiste, aus der Offenbarung Gottes in die Welt, aus der Geschichte. Fühlen wir diese Bestimmung in unserm ganzen Menschen nach, so werden wir vor dem Unglück, dem Wirrsal dieser Welt, werden wir vor der ungleichen Vertheilung der Güter nicht zurückschrecken. Alles, und nichts mehr, als das Unglück, wird uns zum Besten dienen. Diese trübe Ansicht des Lebens ist die der Stoiker und die des Christenthums. Wenn es sich um eine moralische Erziehung des Menschengeschlechts handelt, so weiß ich keine bessere.

Fourier baut seine neue Gesellschaft auf die Voraussetzung von zwölf menschlichen Leidenschaften, die er nach drei Seiten hin gruppirt. Er nimmt diese Leidenschaften, wie sie sind. Er sagt Niemanden, daß er die gefährlichen von ihnen vor dem Eintritt in seine neue

Gesellschaft ablegen müsse, Niemanden, daß eine dieser Leidenschaften unwürdig wäre. Er nimmt den Menschen, wie er ist, und ihm ist er gut. Die Schmetterlingsleidenschaft, wie er es sinnig genug nennt dies Drängen nach Veränderung im menschlichen Gemüthe, diesen Trieb des Unbestandes, nimmt er für eben so vollgültig an, wie den Familismus, den Trieb, Familie zu bilden. Fourier, der nur edle und gute Menschen statuirt, bleibt uns schuldig, zu beweisen, wie zwischen Liebe und Schmetterlingstrieb die Ehe sich erhalten kann, das Band der Familie, die häusliche Erziehung, Lebensgüter und Lebensbedürfnisse, die er durchaus nicht leugnen, Ueberlieferungen, die er nicht zerstören will. Fourier will, daß die Menschheit sich in Familiengruppen je von 1800 Menschen theilen solle. Er nimmt in diese Gruppen, Phalanstère genannt, den Menschen auf, wie er ist, den Bürger, wie er ist, die Menschheit mit allen ihren Vorurtheilen. Er verspricht dem Fürsten seinen Comfort, wie dem Bauer sein gutes Schwarzbrot, er will einer Anomalie des Lebens, die man nur ertragen kann, wenn man sie nicht mit offnen Augen sieht, dicht nebeneinander betten, in der Front der Phalanstère die Reichen, im Hinterhof die Armen. Kann es eine in ihrer Idee naivere und in ihrer Wirkung grausamere Chimäre geben? Demselben Princip untergeordnet sein und doch keine Ausgleichung, einer Sekte angehören

und doch, nur etwas wohlfeiler, dasselbe bleiben, was man außerhalb der Sekte war?

Fourier überblickte die Schöpfung und entdeckte auf ihr nichts als den Menschen. Er schälte sich den nackten Begriff des Individuums aus dem Gegebenen los, er isolirte diesen Begriff von Allem, womit Natur und Geschichte ihn umhüllt haben. Es gibt eine Bildung, die sich von der Natur, und es gibt Charaktere, die sich von der Geschichte emancipiren, aber zahllos sind jene Massen, die, zum Trost ihrer selbst, unbewußt und harmlos noch in der Schale des Gegebenen liegen. Man kann Volksaufklärung, Freiheitsdrang unter den Massen fördern, man kann die Masse zum Bewußtsein ihrer Menschenrechte bringen und doch ist noch ein ungeheurer Schritt übrig, sie von ihrer Heimat, ihrer Gegend, von ihrer Familie, von ihrer Ueberlieferung und tausenderlei Trostreichem, was der Schöpfer zur Linderung unsrer Leiden gegeben hat, abzulösen. Noch ist nicht Alles Fabrikarbeiter, noch ist nicht Alles pariser Proletair. Noch freut sich der Handwerker, wenn sich sein Laden öffnet und ihm eine Bestellung kommt, noch freut er sich eines guten Kunden, freut sich des Zahlungstages, freut sich des Werktages, wo ihm die Arbeit gut von Händen geht, freut sich des Sonntags, wenn er über Land mit den Seinen zieht und den un-

schuldigen Freuden der Natur leben kann — warum ihn mit utopischen Träumen reizen? warum ihm mit der Vorspiegelung einiger Ersparnisse die Wurzeln seines Lebens und seiner Zufriedenheit untergraben? Ich glaube nicht, daß wir nöthig haben, eine neue künstliche Gesellschaft zu erfinden, wenn wir nur nicht ermüden, für die Befreiung der alten zu streiten. Das bisherige Feld der gesellschaftlichen Debatte, der bisherige kirchliche und politische Gesichtspunkt unsrer reformatorischen Bestrebungen reicht vollkommen aus, um die Arbeit von ihrem Druck, den Lohn von seiner Uebervortheilung, das Erträgniß der Natur von ihren künstlichen Lasten zu erleichtern. Ich komme, wenn ich von den Communisten spreche, noch einmal auf diesen meinen festen und unerschütterlichen Glauben zurück.

Die Fourieristen (auch l'école humanitaire genannt) geben eine gutgeschriebene Zeitschrift, La Phalange, heraus, die jedoch in Paris nicht beachtet wird. Sie hat etwas über tausend Abnehmer. Es sind 400,000 Franken von verschiedenen Anhängern der Lehre zusammengebracht worden, von denen jährlich 40,000 Franken verausgabt werden. Victor Considerant und seine nächsten Freunde leben von der Phalange und diesem Capital. Man ist in Paris begierig, ob sich die Schule erhalten wird, wenn sie mit ihrem Capital

zu Ende ist. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die Phalange die einzige pariser Zeitschrift ist, die den Beurtheilern deutscher Verhältnisse die Anlage eines deutschen Maßstabes erlaubt.

Neunzehnter Brief.

Paris, den 8. April 1842.

Frankreich ſchöpft ſeine Kraft aus ſeiner Einheit. Bei allen Schwankungen ſeiner Dynaſtieen, bei aller Kurzlebigkeit ſeiner Miniſterien bleibt eine gewiſſe Grundlage der Verwaltung ſich gleich, die noch von Napoleon's adminiſtrativem Talente herrührt. Paris iſt das Herz eines Körpers, der in allen ſeinen Functionen gehorſam den Eingebungen des Herzens folgt. Alle Geſetze ſind zum Vortheil dieſer Einheit gegeben. Der Inſtinct des Franzoſen, Partei, Maſſe, ein großes Ganzes zu bilden, ein gewiſſer Inſtinct der Ordnung bei aller Beweglichkeit des Charakters kommt jenen Inſtitutionen entgegen, die aus Frankreich ein leicht, ſchnell und im Allgemeinen gut regiertes Land gemacht haben. Alle Springfedern des öffentlichen Lebens in Frankreich ſchaffen jene moraliſche Kraft, welche die Folge der Einheit eines Staates iſt. Der Unterricht, die Religion, die Sprache, die Preſſe, das Heer, die Nationalgarde, der einzige Orden der

Ehrenlegion, die Steuern, die Schuld, die gleiche Vertheilung der Repräsentation nach Kopfzahl und Steuerlast, die Eintheilung in Departemente, die Departementalräthe, die Unterpräfecten, die Oberpräfecten, die Telegraphen und jetzt sogar die Eisenbahnen, alle diese Institutionen sind erfunden im Sinne der Einheit, eingeführt im Sinne der Centralisation. In ganz Frankreich herrscht nur ein Gesetz. Ueberall dieselbe Regierung, dieselbe Controle, dieselbe Freiheit, dieselbe Abhängigkeit. Leben und Tod nach den gleichen Gesetzen vor dem Maire geregelt, überall dieselbe Verpflichtung zum Kriegsdienst und dieselbe Art der Aushebung, dieselbe Besteuerung, die gleiche Vertheilung der Lasten nach dem Einkommen, dieselbe Wahlmethode bei allen politischen Acten, dieselbe Gerichtsverfassung, dasselbe Gesetzbuch. Man kann in Frankreich viel zerstören, ohne noch auf jene Grundlagen zu kommen, die es den Franzosen so leicht gemacht haben, sich nach den heftigsten Schlägen des Geschicks wieder so schnell zu erholen.

Könnte man von irgend einem erhabenen Punkte in Paris aus das ganze Leben Frankreichs mit einem Male übersehen, so würde man über diese geschäftige, summende Gleichförmigkeit erstaunen, die an die Thätigkeit eines Bienenkorbes erinnert. In 36,000 Gemeinden, heißt es in einem hübschen Gemälde dieser Einheit, 36,000 Glocken, die mit Sonnenaufgang die

Digitized by Google

Landleute zur Arbeit und zum Gebet rufen. Die einen klingen in den ſtrahlenden Pyrenäenhimmel, die andern in die Nebel des Oceans! Mit ihren kleinen Taſchen ſieht man auf Holzſchuhen oder barfuß die braunen ſüdlichen Kinder und die blonden des Nordens in die Schule gehen. 432,000 Gemeinderäthe wandern, ihre Einberufungsſchreiben in der Hand, durch Wald und Feld, über Berg und Thal nach dem Gemeindehaus, um unter 36,000 Maires das Beſte ihrer Gemeinde zu berathen. Dort wandert der Alpenbewohner, die Flinte auf der Schulter, nach Havre zu, um ſich einzuſchiffen in eine Garniſon von Martinique oder Guadeloupe, während der Normann die Seeklippen von Ingouville verläßt und Briançon gegen Savoyen vertheidigt. — Dies Geld, das der Einnehmer in dem Haidediſtrict der Landes als Steuer vom Betrieb der Harzbäume gewinnt, dies ſelbe Geld baut eine Militairſtraße im Elſaß, trocknet die Sümpfe von Rochefort aus, erweitert die Seinequais in Paris. Die Bankbillets, die der reiche Eigenthümer vom Boulevard des Italiens in Paris dem Steuereinnehmer des zweiten Arrondiſſements an Zahlungsſtatt übergibt, werden jene Mauthbeamte beſolden, die der Schutz der Tuchmacher in Sedan, der Spitzenfabrikanten von Lille und der Branntweinbrenner von Montpellier und Pezenas ſind. Da ſind ein baskiſcher Hirt, deſſen Hütte hundert Fuß

über den Bergwaſſern der Pyrenäen liegt, und ein Fiſcher aus Boulogne, deſſen Hütte von der Flut des Meeres beſpült wird. Beide haben ſich über ihre Dorfſchulzen zu beklagen. Ihre Eingaben kommen an demſelben Tage in Paris an, man entſiegelt ſie zuſammen und zuſammen geht an Beide die Antwort ab, an einem Tage nach Norden und Süden Prüfung und Entſcheid von Seiten der Oberbehörde.

Von Dem, was Frankreich durch ſeine moraliſche Einheit beſitzt, hat Deutſchland ſo gut wie Nichts. Sogar unſer einziges Bindemittel, die Sprache, iſt bei uns ſo verſchiedenartig, daß den norddeutſchen Marſch-Bauer der Anwohner des Bodenſees nicht verſtehen würde. Frankreich hatte einſt ſeine Picardie, ſein Burgund, ſeine Tourraine, ſeine Bretagne, ſein Anjou, wie wir unſer Schwaben, Franken, Sachſen, unſre Pfalz und unſer Sauerland haben. Provinz gegen Provinz, Stamm gegen Stamm iſt bei uns ſelbſt in der Sprache verſchieden und verfolgt ſich mit Bitterkeit und Spott. Verhöhnend ſpricht der Süddeutſche von der Sprache des Berliners, der Berliner macht den Sachſen lächerlich, Provinz iſt gegen Provinz eiferſüchtig. Auch in Frankreich herrſchte einſt der Cantongeiſt. Aber ſchon Richelieu legte die Grundlage zur jetzigen Einheit. Richelieu hob die Macht der Vaſallen, Ludwig XIV. die Macht der Parlamenter auf. Durch

den Despotismus kam Frankreich zur Freiheit, durch die Revolution zur Gleichheit. Die Revolution zerstörte das Mittelalter, hob alle Localrechte, alle Provinzialgesetzgebungen auf, die Revolution schuf jene glatte Tafel, auf welche das jetzige Frankreich die Kraft seines politischen Daseins begründen konnte, die Centralisation.

Man kann Erhebliches gegen diese Centralisation einwenden, aber man wird ihre Vortheile nicht verschweigen dürfen. Sie sichert Frankreich eine übersichtliche und kräftige Regierung, sie sichert dem Lande bei allen Schwankungen der Systeme jenes materielle Gedeihen, das bei dem sparsamen Sinne der Franzosen schon jetzt wieder große Reichthümer in allen Theilen des Landes aufgespeichert hat. Der Centralisation verdankt Frankreich die Möglichkeit, sich in sich selbst zu sammeln. Es bildet sich der Stoff für künftige Erschöpfungen, der Ersatz für die möglichen großen Verluste. Die Centralisation ist das einzige Mittel gegen jenen Localegoismus, an welchem in Deutschland Alles kränkelt, ja, an dem auch in England Alles kränkeln würde, wenn England nicht gegen den Egoismus der Gemeinden den gewaltigen Gegendruck des Egoismus der Nation hätte, wenn das wuchernde Schlinggewächs der Privilegien dort nicht von dem Baume der Freiheit wieder überragt würde. Es mag lächerlich erscheinen, über jeden Stein, der aus einer Kirchhofmauer fällt, erst an

die Centralstelle des Departements zu berichten, über jeden Brückenbau erst an das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu Paris, aber wer sichert der Ordnung des Ganzen, daß die Gemeinde die Lücke der Kirchhofmauer wieder ausfüllt, daß die Provinz aus eignem Entschluß dort eine Brücke baut, wo Jahrhunderte lang ein Weg aus Steinen und Bretern oder ein langer Umweg genügte? Ja, gesetzt man baute in Marseille mit ungeheuern Kosten einen Quai, die Ausgaben brächten das Budget der Stadt in Unordnung, man schlüge die Accise des Brotes, die Taxe des Fleisches auf, man ließe um einen glänzenden Quai die Masse der ärmeren Bevölkerung darben, würde man in diesem Falle die ausgleichende Controle einer Centralbehörde nicht der Autonomie der Gemeinden vorziehen?

Allerdings trifft man in Frankreich nicht jene kräftige Selbständigkeit, jenes poetische Colorit des Provinzlebens, das uns an Deutschland so werth, an Belgien so überraschend ist. Paris absorbirt alle höhern Lebensfunctionen Frankreichs. Paris ist die Blume im Reiche der Mitte, der duftende, betäubende Auszug aller Kräfte der Nation. Nichts macht sich ohne Paris, keine Unternehmung, kein Streben, kein Ruhm, keine Belohnung, nicht einmal ein Erfolg. Die Provinz ist der Docht, nur Paris die Flamme. Die Provinz frägt, und Paris gibt die Antwort. Paris macht Könige und setzt sie ab.

Die Provinz ist ein Dorf, nur Paris eine Stadt. Von Paris entspringt Alles und von Paris kehrt es wieder zurück. Es gibt Alles und es nimmt Alles. Die Provinz ist nur Werkzeug, nur Organ, nur Proceß. In der Provinz kann man eine Wahrheit erfinden, sie bleibt ein Traum, bis Paris sie anerkennt. In der Provinz gibt es Künstler, nur in Paris ist die Kunst. Was man in der Provinz schreibt, wird nur in Paris ein Buch. Man darf geboren werden und sterben in der Provinz, leben aber kann man nur in Paris.

Ja, es ist wahr, Alles, was in Frankreich nicht Paris ist, ist ohne Leben, ohne Farbe, ohne Blüte. Es gibt reizende Gegenden, aber es fehlt die Gesellschaft, die sie belebt. Kein Thal, keine Gebirgskette, kein Wildbad wird in Frankreich bedeutend werden, da nichts mit Paris wetteifern kann. Glückliche Pyrenäenquelle, glückliches Provencethal, wenn du gewürdigt wirst, gemalt im pariser Salon zu hängen! Die Berge haben Burgen, die Städte alte Thürme, um die sich Epheu schlingt, man besucht sie nicht, man pflegt sie nicht: kein Schloßtrümmer, keine tausendjährige Eiche, kein altes Verließ ragt in Frankreich so frisch, so jung noch in die Zeit herein, wie unsre Burgen am Rhein, unsre Warten, unsre Rathhäuser, unsre Münster und Dome. Es gibt herrliche Bauten in Frankreichs Provinz, aber es fehlt ihnen die pariser Beleuchtung; die Städte haben

Alleen, haben blumenbepflanzte Wälle, haben Theater, Plätze, herrliche Statuen, aber Allem fehlt die Seele, das Relief, der überzeugende Glaube, die Anerkennung, die einschmeichelnde Sicherheit und selbstgetragene Würde. Ich war in Lyon. Eine Stadt, die schon an Italien mahnen könnte und die sich quält, an Paris zu erinnern. Die Damen könnten schon den weißen italienischen Schleier tragen, aber sie tragen die pariser Moden. Man spricht in Lyon französisch, ohne es zu wissen. Das Französisch der Provinz ist nicht mehr die Sprache, in der Racine und Molière geschrieben haben, sondern eine Sprache des Bedürfnisses, eine Sprache, die auch die Pferde verstehen, eine Sprache, die, wie jede andre, nicht der Geist, sondern der Magen erfunden hat.

Die Nachtheile der Centralisation sind aber noch größer. Die Zurückführung aller der Quellen, die das politische Leben Frankreichs bewässern, auf einen einzigen pariser Ursprung, läßt von der Beschaffenheit dieses Ursprungs das Leben des ganzen Landes abhängig werden. Hier ist in der That möglich, was jener Ungar in Donaueschingen für möglich hielt, durch ein Zuhalten der Donauquelle den Wienern die Donau abzusperren. Trübt man hier die Quelle, so trübt man alle Ströme. Die Administration wird abhängig von der Tagespolitik. Die Minister benutzen die Centralisation zur Erreichung ihrer Wahlzwecke. Die Ministerien entscheiden über das

Wohl des kleinsten Fleckens in der Normandie und dieser Flecken wird für die Minister wählen. Die Centralisation ist das weite Tummelfeld der Bestechungen. Eine Reise nach Paris, Besuch bei eitlen Beamten, Bestechung der höhern Instanzen, die Franzosen sagen es selbst, daß dies die täglichen Vorkommnisse in der Staatsmaschine sind, warum es ihnen nicht nachsprechen? Man besticht nicht gut den nächsten Beamten, der in unserm Orte wohnt, täglich mit uns verkehrt, leicht aber den, der in weiter Ferne keine Entdeckung zu befürchten hat. Man besticht auch nicht mit Geld, man besticht durch Einladungen an industriellen Unternehmungen, durch Verwendung für die Interessen Dessen, der sich für uns verwendet, man besticht durch seinen Einfluß in der Provinz, durch seine Wahlstimme, durch Huldigungen, ja nicht selten durch ein angenehmes Aeußre und Odry würde sagen, zuweilen auch durch eine hübsche junge Frau.

Und doch überwiegen die Vortheile der Centralisation unendlich. Was hat Deutschland von seiner bunten Mannichfaltigkeit? Pittoreske Reisen, größere Bildung, aber auch den Fluch der Uneinigkeit. Hätten wir Spaniens Verhältnisse, auch bei uns würde sich Saragossa gegen Bilbao, Bilbao gegen Madrid empören. Wir haben kein gemeinschaftliches Recht, keine gemeinschaftliche Verfassung, keine gleiche Religion, Frankreich ist

trotz aller seiner neusten Demüthigungen doch so wunderbar elastisch nur durch seine Centralisation. Es ist wahr, sie dient zu gleicher Zeit dem Despotismus und der Freiheit, sie macht Alles möglich. Aber in Paris ist nicht Alles möglich, Paris wacht, Paris ist ein Land für sich, seine Faubourgs, seine Arrondissements, seine Gesellschaftsklassen, seine Staatsgewalten kämpfen gegeneinander, halten sich Schach und was die Mehrzahl in Paris gibt, kann das Land selbst schon getrost hinnehmen. Es ist vielleicht ein Unglück, wenn eine Million über dreißig entscheidet, aber das Unglück wäre noch größer, wenn die Vendée, wenn das südliche Frankreich, wenn irgend ein Flecken Frankreichs sich dem Ganzen widersetzen dürfte.

Die Centralisation mildern, ist leicht gesagt. Wie es beginnen? Gegen die Einführung von regierenden Oberpräsidenten der Provinzen sprechen alle Erfahrungen. Selbst Preußen erlebte, daß ein freisinniger Oberpräsident sich gegen Berlin anstemmen konnte. Dem Franzosen muß man so wenig wie möglich Macht in die Hände geben. Er wird sie immer misbrauchen. Den Städten Frankreichs ist ihre historische Bedeutung entfallen, alles Eigenthümliche ist an ihnen erloschen. Ihre Geltung erhalten sie nur noch durch ihre Besatzung, ihre Regierungscollegien, ihre Gerichtshöfe und durch ihre Industrie. Die Industrie aber wird ihnen durch das pariser

Finanzsystem gesichert. Den Städten eine Art Selbstregierung lassen, wozu? In Deutschland hat man diesen Weg eingeschlagen, weil er seit Jahrhunderten von selbst bestand und viele unsrer Städte früher reichsunmittelbar waren. Man hat sie sich selbst regieren lassen, weil sie größtentheils so verschuldet sind, daß der Staat wünschen muß, mit ihren innern Angelegenheiten verschont zu bleiben. Auch vergißt der Deutsche, wenn er eine Art Freiheit für sich hat, für die Freiheit der Andern zu sorgen. Gesetzgeber für die Straßenlaternen seines kleinen Ortes, kümmert ihn das Licht seines Vaterlandes wenig. Der Deutsche ist concret, der Franzose abstract. Seine Gedanken genügen ihm nicht als Begriffe, sondern er muß sie auf dem Papier malen können. Die Centralisation läßt sich zeichnen. Es ist ein großes, kunstvoll gearbeitetes Netz, wo jede Masche, jeder kleine Zirkel in den andern greift. Diesen Schematismus zum Gesetz zu machen, die Centralisation in die Wirklichkeit einzuführen, bedurfte es nur einer Tugend, die wir Deutsche gar nicht, der Franzose aber im höchsten Grade besitzt. Man wird erstaunen, wenn ich diese Tugend nenne. Es ist der Gehorsam.

Im Widerspruch mit der Hochachtung, die ich vor der französischen Centralisation aussprechen muß, hat mir doch die kleine so eben erschienene Schrift von Cormenin: „De la Centralisation. Par Timon.“ gar

nicht gefallen. Man ist bei Timon's, des neuen P. L. Courier, Veröffentlichungen gewohnt, daß sie irgend eine schwebende Tagesfrage beleuchten. Weshalb aber diese enthusiastische Vertheidigung der Centralisation grade jetzt erscheint, begreift hier Niemand. Man hat allen Grund zu fürchten, daß Cormenin durch solche luftige Büchelchen seinen immer in der höchsten Reife der politischen Fragen entscheidenden Vortheil verliert. Was an dieser kleinen Brochüre sich als Niederschlag und bleibender Bodensatz ergibt, kann Niemand anders, als grade der Regierung zu gute kommen. Die Muse der Volksschriftsteller heißt die Gelegenheit.

Cormenin schreibt über die Centralisation, als wenn sie in Gefahr wäre. Er empfiehlt sie den Franzosen, als sollte sie ihnen genommen werden. Wer denkt daran? Cormenin hat gehört, daß das Ausland sich in die französische Centralisation nicht finden kann. Er warnt die Franzosen vor den Rathschlägen der Fremden, die Frankreich nur deshalb decentralisiren wollen, um es zu schwächen. Der Gewinn des Büchleins ist kein andrer, als eine unwürdige Anschürung der Nationaleitelkeit. Lange hat man keine so prahlerischen Schmeicheleien gelesen, wie hier ein Schriftsteller sie über seine Landsleute häuft. Nach Cormenin sind die Franzosen durch ihre Centralisation nicht nur das freieste, sondern auch das erste Volk der Erde. Statt ihre Einheit als

eine Frucht ihrer Vergangenheit und eine Bedingung ihrer Zukunft darzustellen, macht er aus der französischen Regierungsmethode ein Arcanum, ein Lebenselixir, das er mit den größten Uebertreibungen auf dem Markte ausruft. Zu einer Zeit, wo die Gebildeten in ihren Vorurtheilen leidenschaftlicher sind, als das Volk selbst, erschrickt man, wenn man das Volk zu solchen Vorurtheilen aufreizen sieht. Wozu dieser Fremdenhaß? Cormenin's Brochüre könnte die Jahreszahl 1815 an der Stirn tragen.

Nachdem Cormenin bewiesen zu haben glaubt, warum und wodurch die Franzosen das erste Volk der Erde sind, fährt er fort: „Kaum haben wir die Grenze überschritten und den ersten Fuß auf den eroberten Boden gesetzt, so verändern wir am nächsten Morgen gleich seine innere Verfassung, seine Politik, seine Verwaltung, seinen Kriegszustand, sein Gemeindewesen, seine Rechtsverfassung, seine Schulen, seine Feste, seine Theater, seine Moden bis in die kleinste Züge seiner häuslichen und Privatsitten. Wir mischen uns in Alles und übernehmen Alles, wir machen Brüderschaft mit den Fremden, leben von und mit ihnen, wie sie von und mit uns, wir machen sie uns in Allem ähnlich, so gut und vollständig, als gehörten sie mit zum alten Frankreich." Cormenin setzt nicht hinzu, daß grade diesem Nivellirungssystem Frankreich auch den schnellen Verlust seiner

Eroberungen zu verdanken hat. Statt seinem Volke eine Unsitte als Tugend anzurechnen, sollte der wahrhaft aufgeklärte Schriftsteller ihm das Unrecht, oder wenigstens die Gefahren derselben vorhalten.

Cormenin und Lamennais, welch ein Widerspruch! In Lamennais Alles aufrichtig, wahr, menschlich. In Cormenin Alles versteckt, berechnet, parteiisch. Cormenin wendet die Thatsachen je nach dem Gebrauche, den er von ihnen machen will. Er stempelt sich offen zum Jesuiten, wenn er sagt (S. 89): „Es ist nicht immer nöthig, das Recht für sich zu haben, wenn man davon nur den Schein hat." Um seinen Zweck zu erreichen, verschmäht er selbst den Unsinn nicht. Er scheint vorauszusetzen, man müsse die Volkslogik nehmen, wie sie ist, als die Vermittelung des Ungereimten, als den Aberglauben in seiner weltlichen Gestalt. Hat es Sinn, wenn er sagt: „Als einst der Engländer in Paris thronte, die Normandie beherrschte, die Guienne überschwemmte und Karl VII. von Stadt zu Stadt verjagte, weckte die Centralisation die Jungfrau von Orleans." Warum nicht gar? Wenn der Engländer schon in Paris war, war es mit der Centralisation aus, und die Jungfrau von Orleans konnte wol durch den eignen Heldenmuth, die Liebe zum Vaterlande und zu ihrem König geweckt werden, aber nicht durch eine Idee, die Richelieu nicht erfunden hätte, wenn sie Frankreich schon unter Karl VII.

gehabt hätte. Ferner: „Als Louis XIV., von der europäischen Coalition bedroht, heroisch erklärte, er würde von Versailles nach Paris zu Pferde kommen und Villars eine Armee von 100,000 Mann bringen, beseelte ihn die Idee der Centralisation.“ Man sollte meinen, die Idee, sein Land zu behalten, hätte schon hingereicht, ihn zu jenem Entschlusse zu beseelen. Aber nach Cormenin ist die Centralisation eben ein Wunderbalsam, der für Alles gut ist.

Ich glaube, daß Cormenin durch das große Glück, welches seine Brochüren machen, verleitet wird, deren mehr zu schreiben, als die Umstände verlangen. Je kleiner und wohlfeiler die Bücher sind, desto schneller werden sie gelesen, desto stärker verkauft. Die kleine Schrift über die Aussteuer hat 17 Auflagen erlebt, das Buch übar die Redner zwölf. Cormenin wird, wenn ihn dieser Gewinn reizt, sich in seinen Gedanken erschöpfen und in seinem Styl verflachen. Der Popularschriftsteller von Geist ist übel daran. Er soll allgemein verständlich schreiben und doch auch dem Gebildeten nicht gewöhnlich erscheinen. Jenes zu erreichen und dies zu vermeiden, ist nur möglich bei einer angebornen Naivetät des Ausdrucks, bei einem Bilderreichthum, der selbst bekannten Wahrheiten eine hübsche Einrahmung gibt, bei natürlichem Witz und großer Kürze des Ausdrucks. Man muß aber gestehen, daß Cormenin in

einem so geschmacklosen Satze, wie dem nachfolgenden, den Volkston nicht getroffen hat.

Er sagt S. 102: „Paris ißt und trinkt, spielt Komödie und amüsirt sich für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Amiens, Orleans, Bordeaux, Lyon und Marseille. Paris administrirt, reglementirt und gouvernirt für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Lyon, Marseille und Bordeaux. Paris gibt Gesetze für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Toulouse, Bordeaux, Lyon und Marseille. Paris denkt, schreibt, druckt, singt, malt, verlegt, kannegießert, philosophirt, schwärmt für Marseille, Nantes, Lyon, Bordeaux, Rouen, Lille" u. s. w. Wer so schreibt, klärt seinen Stoff nicht auf, sondern verdünnt ihn. Daß Cormenin um Geld schreibt, sah' ich aus der Vorrede, die er zu Börne's gesammelten französischen Artikeln geliefert hat. Er hatte nicht drei dieser Artikel gründlich durchgelesen.

Timon-Cormenin wohnt hinter der noch immer nicht vollendeten Madeleine. Ich traf einen Fünfziger mit wohlwollenden Zügen, freundlichem Entgegenkommen, mit einem Kopfe, der etwas Wolfs- oder Hofhundartiges hat. Das Auge ist gut und doch wieder zu schlau. Treu wie ein Hund gegen Freunde, schlau wie ein Fuchs gegen Feinde, sei es erlaubt! Cormenin saß mitten unter Büchern am Kamine und beschäftigte sich, während er sprach, das Feuer zu schü-

ren, das nach pariſer Art mehr rauchte, als brannte. Er ſpricht gewählt, bedächtig, in Bildern, die meiſt von einfachen Begegniſſen des Lebens hergenommen ſind, zutraulich, ſtets mit freundlicher Miene und hell glänzenden Augen.

„Ich ſehe an Ihrem Wohlwollen, ſagt' ich, daß der Menſchenhaß des Timon nicht Ihr Ernſt iſt."

„Um die Franzoſen zu amüſiren, antwortete Cormenin, muß man nicht immer derſelbe ſein. Beſſer Namen wechſeln, als Grundſätze. Ich nenne mich heute ſo, morgen ſo, weil das Publicum denſelben Schriftſteller nicht zu oft haben will. War Börne in Deutſchland ſehr geſchätzt?"

„Von ſeiner Partei, ſo lange er lebte, von ſeinen Gegnern auch nach dem Tode. Kannten Sie ihn perſönlich?"

„Nein, antwortete Cormenin. Ich wurde aufgefordert, eine Vorrede zu einigen ſeiner franzöſiſchen Artikel zu ſchreiben. Die Biographie, die man mir gab, ließ ich unverändert abdrucken. Die Anſichten aber, die mir auch für meine Vorrede zugemuthet wurden, mußt' ich zurückweiſen. Ich kenne nur, was er franzöſiſch geſchrieben hat. Börne hat etwas von Voltaire. Nie wird er ſo nebelhaft und abſtract, wie ſonſt wol die deutſchen Schriftſteller. Ehe man auf die Geiſter wirkt, muß man auf die Herzen wirken. Börne verſtand es,

die Phantasie anzuregen. Seine Manier ist eine Mischung von Ode, Elegie und Satyre, wie ich schon gesagt habe. Man vermißt zuweilen den Publicisten und sieht zu sehr den Poeten."

„Auch die beiden ersten Bände seiner Briefe sind ins Französische übersetzt."

„Hier grade, bemerkte Cormenin, vermißt man zu sehr den Publicisten. Wenn man von Politik spricht, soll man Politiker und nicht Dichter sein. Dies Buch konnte in Frankreich kein Glück machen, weil es nicht französisch gedacht ist. Es wimmelt von Anspielungen, die nur ein Deutscher kennen kann. Es ist so desultorisch abgefaßt, daß man des Verfassers eben so wenig wie des Gegenstandes habhaft wird. Durch eine solche Art von Literatur werden die Deutschen in der politischen Aufklärung keine Fortschritte machen. Was erwarten Sie von Deutschland?"

Diese Frage, die ich in Paris hundert Mal beantworten mußte, hatte ich mir angewöhnt, immer mit einer Art von wichtigthuender Eitelkeit zu beantworten. Ich versprach für Deutschland Dinge, an die ich in Deutschland selbst nicht glaube. Ich versprach überall, wo ich gefragt wurde, où marche l'Allemagne? noch weit mehr, als Frankreich besitzt. Ich versprach Preußen eine Verfassung, sagte für alle Könige und Großherzöge der lieben Heimat gut, fingirte eine große militairische

Kraftentwickelung, garantirte für Oesterreich und dekretirte die Preßfreiheit. Man machte mir regelmäßig dieselben Gegeneinwände, les quatre questions, Bruno Bauer, les Hallischen Jahrbuck etc. etc., aber ich meinte, das wären kleine bedenkliche Blasen, die bald wieder zerplatzen würden. Ich wiederhole nochmals, daß man in Paris immer besser thut, die Miene anzunehmen, als ginge Deutschland einer großen und glänzenden Zukunft entgegen.

Dies hinderte aber den schlauen Cormenin nicht, zu sagen: „Wir glauben nicht daran, wir glauben nicht an die Einheit von dreißig Terrains, wo sich die Sitten des Volks und die Ansprüche der Fürsten fortwährend widersprechen. Indessen wäre uns diese Einheit sehr erwünscht. Sie würde aus Deutschland einen starken Wall gegen Rußland machen: das Unglück ist nur, die Deutschen werden von ihren Schriftstellern nicht gut berathen. Sie haben Dichter und Philosophen, aber keine Publicisten und keine Logiker. Sie lassen sich Balladen vorsingen, statt sich aufklären zu lassen über Das, was dem Ganzen und dem Einzelnen noth ist. Sehen Sie da, wie man in Deutschland und in Frankreich Politik treibt."

Cormenin ergriff ein großes Buch und ein ganz kleines. Das erste war von Lamennais, das zweite von ihm.

„Sehen Sie, sagte er, ein solches Buch ist viel zu groß. Das Buch ist gewiß vortrefflich, aber wer liest es? Wer kauft es? Wer hat Zeit und Geld dazu? Man muß auf's Volk wirken. Sehen Sie dies kleine schlanke Büchlein. Es ist wohlfeil und liest sich schnell. Viele tausende von Exemplaren überschwemmen Frankreich. Heute erscheint das kleine Ding in Paris. Morgen ist es in der Provinz. Man muß Brochüren schreiben, die der Akademiker und der Weinbauer versteht, Bücher, die man auf einen Bourdoirtisch und auf den Rand eines ärmlichen Kamins legt, Bücher, die man in der Tasche trägt, auf einem Spaziergang im Walde durchlesen kann, Bücher, die uns nicht zu viel zu behalten und darum nicht zu viel zu vergessen geben. Fordern Sie doch alle deutschen Schriftsteller auf, in dieser Art fürs Volk zu wirken. C'est la propagande la plus sûre, la plus sincère.“

Ich thu' es hiermit feierlich!

Eines hatte aber der gute Cormenin vergessen. In Frankreich muß man die Bücher schon deshalb so dünn wie möglich einrichten, weil es den untern Volksklassen so schwer wird, sie zu lesen. Das kleine Büchlein von der Centralisation zu lesen, kostet dem Weinbauer der Bourgogne einen Monat Zeit. In einem Dorfe können vielleicht drei Leute lesen und diese verstehen unter lesen eigentlich buchstabiren! Welche Anstrengung, ein

solches Riesenwerk, wie eine Brochüre von sechs Bogen, zu dechiffriren! Wie viel Winterabende gehören dazu, wie viel Lampen brennen nieder, bis ein solches Geistes-werk in den Kopf eines vierschrötigen Bretagners eingedrungen ist. Jener communistische Schneider, der mir keine Beinkleider machen wollte, weil er mich für fähig hielt, über Philosophen und große Gesellschaftsreformer, die nicht lesen und schreiben können, zu lachen, Monsieur Blondin, hält sich in seiner Werkstatt eine Nätherin, die ihm und seinen eben so gründlich gebildeten Gesellen jeden Morgen die Zeitung vorlesen muß. In Deutschland, wo jeder Bauer wenigstens schon drei Mal die Familienbibel und vier Mal die alte Sonntagspostille durchgelesen hat, kann man den Brochüren schon ein wenig Bogenzahl mehr geben. Auch nähern wir uns bekanntlich erst mit 20 Druckbogen per Band einer Preßfreiheit, bei der wir uns wenigstens so lange einbilden können, ohne Censur geschrieben zu haben, bis das Buch confiscirt ist.

---

*) Siehe Band II.

Zwanzigster Brief.

Paris, den 9. April 1842.

Seitwärts hinter der Deputirten-Kammer liegt das Hôtel der Invaliden. Ludwig XIV. hat es begonnen, Ludwig XV. ausgeführt, Napoleon vollendet. Es ist indessen mehr Napoleon als Ludwig XIV. gewidmet. Auf dem grünen Rasen zwischen den schönen Alleen, die zu dem „Asyl des Mars", wie Napoleon die Zuflucht seiner ausgedienten Krieger nannte, führen, stand früher der venetianische San Marco-Löwe, der jetzt wieder auf seine heimische Piazetta zurückgekehrt ist. Paris hatte nichts mehr an ihm zu zähmen, er kam schon sehr zahm hieher. Hinter dem Invaliden-Dome erstreckt sich das Marsfeld, auf welchem der arme Ludwig XVI. mit den Jacobinern das Fest aller Völker feierte und dieselbe Constitution beschwor, die ihn später hinrichten ließ. Jetzt halten auf dem Champ de Mars die Mitglieder des Jokeyclubbs, narrige Engländer und

die jungen Vergeuder väterlicher Reichthümer, ihre albernen Weltrennen.

Ich hatte heute einen unglücklichen Tag, an dem mir nichts behagen wollte. Es kam nicht von den eroberten preußischen Kanonen her, die rechter Hand an dem Eingang des Hôtels der Invaliden liegen. Am Zeughause in Berlin liegen eben solche französische Kanonen. Vielleicht beängstigte mich die Idee dieses Gebäudes. Es ist grauenhaft, so unter Leichen zu sein. Alle diese Krüppel sind unbegrabene Todte. Es war ihre Bestimmung, entweder an der Beresina zu bleichen oder sich unter die lebende Masse, unter die fortwachsende Nachwelt zu mischen. Diese Krüppel sind sich den Schlachtfeldern Italiens, Deutschlands und Rußlands schuldig geblieben. Sie sind in dieser ihrer massenhaften Vereinigung ein Anachronismus, der etwas Schneidendes hat. Dazu kommt, daß sie eine so abschreckende Tracht haben, eine Uniform, wie ehemals in Berlin die Bettelvoigte, dunkelblaue, schlotternde Röcke, den trostlosen Dreimaster auf dem eingeschrumpften Antlitz, alle klein, alle unter den Kugeln von Jena und Austerlitz hinweggeschlüpft. Das Schönste an ihnen ist noch ihr Häßliches, die Verstümmelung. Vollends betrübend aber schien mir die mürrische Stimmung aller dieser alten Leute. Ist es die Folge der jahrelangen Unthätigkeit, ist es Mismuth, an einer glänzenden Laufbahn durch

eine Kugel, durch eine Krankheit, und die ihnen die schmerzlichste war, durch den Magenkrebs, an dem ihr Napoleon starb, verhindert worden zu sein; ist es Geiz, der alte Leute so leicht beschleicht, oder war es gerade nur die Unzufriedenheit mit dem heutigen Speisezettel, ich sahe nichts, als grämliche, unfreundliche, zusammengeschrumpfte, häßliche Gesichter, keine einzige Miene jener gutmüthigen Freundlichkeit, die sonst dem Alter so wohl steht. Kein Gruß, kein Scherz, kein gutmüthig blickendes Auge. Quält man vielleicht diese alten Leute noch mit militairischer Subordination oder woran liegt es, daß im Hôtel der Invaliden Alles uns hohl, mistrauisch, lebenssatt anblickt, so grau, so verwittert, wie die Sandsteine, aus denen diese Gänge, diese Höfe gebaut sind?

Mein Mitleiden mit diesen armen Trümmern einer großen Vergangenheit wuchs, als ich durch das Gebäude selber schritt. Das ist wahrlich kein Aufenthalt für arme kränkliche Greise! Diese steinernen Corridore stehen nach allen Seiten dem Winde frei. Fröstelnd schleichen die kleinen Männchen an den feuchten Wänden entlang, hüstelnd suchen sie Schutz vor dem aufzehrenden Nordost, der unbarmherzig durch die Gänge pfeift. Kasernen für junge Rekruten hab' ich wärmer, geschlossener, behaglicher gesehen, als dieses kalte steinerne Grab des Alters. Wie suchen die kleinen Leut-

chen einen Streifen der Frühlingssonne zu erhaschen, wie schleichen sie, hüpfen sie auf ihren Stelzfüßen auf die Treppe unter Napoleon's großem Standbild und suchen heute den kalten Schatten ihres Idols zu vermeiden! Ob sie Freuden haben, diese alten Veteranen? Man hat eine große Leihbibliothek für sie angelegt, aber sie können nicht lesen. Sie haben Verwandte in allen Gegenden Frankreichs, aber sie können nicht schreiben. Einen Invaliden sah ich an den Wänden eines Corridors auf und ab laufen. Er war wahnsinnig.

Ohne würdevollen Eingang lehnt sich dicht an das Hôtel der Dom der Invaliden. Es ist das militairische Pantheon und seit einem Jahre bekanntlich eine Fortsetzung von St. Helena geworden. Die sterblichen Ueberreste Napoleon's, gewöhnlich hier seine Asche genannt, sind in diesem Dome beigesetzt.

Als Napoleon in seinem Testament verfügte: „Ich wünsche an den Ufern der Seine beigesetzt zu werden, in der Mitte des französischen Volkes, das ich so sehr liebte" — hatte er eine Regung, die seinem Gefühl angemessen war. Als man von seinem Testamente grade diesen Paragraphen durch die Julirevolution vollziehen wollte, hatte man eine Pietät, die vom französischen Standpunkt ohne Zweifel wahr empfunden ist. Und doch hatte der Weltgeist es schöner mit Napoleon

im Sinne, als Herr Thiers. Er machte Napoleon zur Mythe, Thiers hat ihn wieder zur Geſchichte gemacht. Napoleon iſt wieder in Frankreich, er kann nicht mehr, wie das Volk glaubte, in Indien, in Perſien ſein. Napoleon iſt jetzt Das, was Frankreich beſitzt, nicht mehr Das, was Frankreich wünſcht. Wenn Thiers in allen Punkten mit der ehemaligen heiligen Allianz verfallen iſt, dieſer Gedanke, die „Aſche" Napoleon's heimzuführen, ſollte ihn mit ihr ausſöhnen.

So ruht nun Das, was einſt Napelon hieß, mitten unter uns! Mitten unter dieſen Krüppeln, die für ihn ihre Arme und Beine verloren, mitten in dieſen zugigen Corridoren, dieſem Geklapper der Blechlöffel bei den Mittagsmahlzeiten, mitten unter den pikanten Düften dieſer militairiſchen Dejeuners! Man konnte in Paris keinen Platz auffinden, um Napoleon's ſterbliche Unſterblichkeit zu bergen, als ein der Vergangenheit gewidmetes Mauſoleum! Warum nicht, da Napoleon als geborner Italiener die Triumphbogen und Säulen ſo liebte, unter ſeinem arc de l'étoile, warum nicht am Fuß der Vendômeſäule, warum nicht in eine Pyramide, die ſtehen könnte, wo jetzt der Obelisk von Luxor, rein zum Luxus, ſteht? Warum nicht in den Tuilerien, im Louvre? Warum zu den Invaliden, die er nicht mehr befehligen kann, an deren kümmerlichem

Anblick ſich kein junger Rekrut, kein muthiger Remplaçant mehr begeiſtert!

Noch geſchmackloſer aber iſt die Ausführung. Gut, ſo ſei Napoleon bei den Invaliden. Aber ſtellt ihn dort würdig hin. Stellt ihn als etwas Dauerndes hin, gebt ihm Ruhe, ewige Ruhe, gebt ihm ewigen Frieden.

Nichts von Ruhe, nichts von Dauer, nichts von Frieden. Man gibt ihm ſtatt eines Marmorgrabes eine Theaterdekoration, ſtatt eines Begräbniſſes eine ewige Ausſtellung, man brennt eine ewige Lampe bei ihm, wie bei einem Heiligen der Kirche. Das ganze Schiff der Invalidenkirche beſteht aus etwa vier benutzbaren Kapellen. Davon gehören die beiden größten dem einfachen aber würdigen Andenken Türenne's und Vauban's. Eine Winkelkapelle iſt für Napoleon eingerichtet. Für Napoleon weniger als für Türenne und Vauban! Türenne und Vauban haben freilich nicht mehr, als nur zwei marmorne Sarkophage, Napoleon hat wollene Decken, Sammet, Seide, Broderien, Gold und Silber, eine Glaskapſel über ſeinem Hut, Immortellenkränze und eine ewige Gaslampe, er hat eine Schildwache von zwei Invaliden, die dafür ſorgen, daß man reſpectvoll den Hut abnimmt. Man blickt durch ein vergoldetes Gitter in die Kapelle; dort in dem Sarge, auf dem Hut und Degen liegen, dort in dem Sarge.....

Es ist etwas Ehrwürdiges hier. Nicht der Dom, nicht der Platz, nicht diese Kapelle ist ehrwürdig, nicht die falsche Kostümirung, nicht die falsche Draperie, nicht die falschen auf Effect berechneten Fahnengruppen, nicht die falschen magischen Lichter — eines ist echt, dieses Sarges Inhalt! Es ist allerdings Napoleon.

Große Gedanken brechen menschliche Fesseln. Alles ist ungereimt und störend an diesem Grabe; diesen einen Theatereffect konnte man nicht von der großen Oper borgen: Napoleon selbst.

So wollen wir denn auch schweigen, und über der Wahrheit der Giganten die Possen der Pygmäen vergessen.

Ein Sprung von Napoleon auf Thiers ist nicht so schwer. Schreibt der Präsident des 1. März doch seine Geschichte. Ich habe auch Thiers kennen lernen.

Es lagen viel verhaltene Stimmungen in mir, ehe ich ihn sah. Seit ich einmal in seiner Soirée und gestern an seinem Tische war, sind diese Stimmungen zwar nicht ganz gewichen, nicht ganz überwunden, aber die Achtung vor seiner persönlichen Begabung ist sich gleich geblieben, wenn nicht gestiegen. Ich habe in Thiers gefunden, was ich erwartete. Es ist dies ein Resultat, das man nicht aus jeder Bekanntschaft eines großen Mannes zieht.

Thiers ist unstreitig eine der denkwürdigsten Erschei-

nungen unſrer Zeit. Ein Journaliſt, der in die Strudel einer Revolution geräth und von ihnen emporgetragen wird, um zwei Mal Premierminiſter einer der erſten Nationen der Welt zu werden. Man ſtaunt über die Umſtände, die eine ſolche Ausnahme geſtatten konnten, man ſtaunt noch mehr über das Talent des Mannes, der die Umſtände ſo glücklich zu benutzen wußte. Ob Thiers noch eine Zukunft hat? Es iſt eine Frage, die täglich hier hundert Federn in Bewegung ſetzt, täglich den Journalen Stoff zu Angriffen oder Vertheidigungen gibt. Man behauptet, Thiers habe das Wort des Kronprinzen, daß er mit ſeinem Regierungsantritt wieder an's Ruder käme. Ich glaube nicht, daß ein Prinz, der vor Allem die Politik ſeines Vaters ſich zum Vorbild nehmen ſollte, ſich durch ſolche Verſprechungen binden wird. Wenn Thiers dem Prinzen beiſtehen wollte, ruhig in den Beſitz ſeiner Nachfolge zu kommen, ſo iſt dieſer Beiſtand überflüſſig, denn der Herzog von Orleans wird ſo leicht zur Regierung kommen, wie nur irgend jetzt in Frankreich ein Sohn das Erbe ſeines Vaters antritt. Daß darum Thiers ohne Zukunft wäre, will ich nicht ſagen: Für die auswärtigen Angelegenheiten werden ihn ohne Zweifel die Höfe Europas verweigern; er kann ſie indeſſen doch führen, wenn er auch ſcheinbar nur im Beſitz eines Portefeuilles für das Innere, für die öffentlichen Arbeiten, für

die Finanzen wäre. Thiers' Schwerpunkt ist die Kammer, sein Talent die Zunge und seine Parze die Verlegenheit, die Verwickelung, der Hader Frankreichs.

Für unser Gefühl liegt etwas außerordentlich Ueberraschendes in der Wahrnehmung, daß Thiers sein Glück im Grunde nicht einem Glücksstern allein verdankt, nicht einmal einem umfassenden großen Genie, sondern nur einem vereinzelten persönlichen Talente, dem Talente der Rede. Ich gestehe, ich bin über diese Entdeckung erschrocken. Ich habe die Kammer gesehen, habe mich überzeugt, daß sie au fond sicher viel Ernst und guten Willen hat, daß sie ihre Stimmen, ihre weißen und schwarzen Kugeln, nicht leichtsinnig vergibt, aber ihre äußere Physiognomie ist leichtsinnig. Nicht der Gedanke, nicht die Begeisterung für ihre hohe Aufgabe beherrscht sie, sondern das Talent und wenn es das windigste wäre. Thiers sagte mir: „Unsere Kammer will unterhalten sein; es sind nur Leute darin, die sich nicht entschließen können, zum allgemeinen Besten sich zu langweilen. Wer ihrer gewiß sein will, muß sie amüsiren." — Und in der That, Thiers beherrscht die Kammer dadurch, daß er sie amüsirt. Die Kammer weiß es und gesteht ihre Schwäche dadurch ein, daß sie nicht mehr ganz die Stärke ihres Lieblings ist. Sie weiß, daß Thiers eine zu lebhafte Einbildungskraft hat, um ein völlig besonnener Staatsmann zu sein.

Aber was sie jetzt dem feurigen, scharfsinnigen, witzigen Redner nicht mehr ist, das war sie ihm früher, die Staffel seines Ruhms. Es ist nicht das Genie dieses Staatsmannes, das ihn von der Höhe des fünften Stockes in sein glänzendes Hôtel am Platze St. Georges brachte, sondern sein Talent. Das Talent ist in Frankreich immer glücklicher, als das Genie; vielleicht überall.

So lange die Könige in Frankreich von ihren Ministern abhängen, so lange diese Ministerien von der Kammer abhängen, kann sich die Laufbahn eines Thiers in jeder Jahres-Sitzung wiederholen. Ein junger Deputirter tritt zum ersten Male auf. Er wartet fünf Minuten, bis der Lärm der schwatzhaften Volksvertreter sich verzogen hat, er setzt einige Male an, aus dem neben ihm stehenden Glase Zuckerwasser zu trinken, er beginnt: „Meine Herren!" Erst kritisirt man das Organ, dann seinen Dialekt, ob er aus dem Norden oder Süden ist, dann folgt man seiner Aktion, dann seinen Pausen, seinem Tonfall, endlich ungefähr seinem System, zuletzt der Ansicht, die er über den vorliegenden Fall vorträgt. Ist die letzte, wenn nicht richtig, doch scharfsinnig, hat er witzige Wendungen, merkt man nicht die eingelernten Phrasen des Gerichtshofes, des Katheders, den hohlen Schwulst eines Odillon Barrot, merkt man nicht die trockne Nüchternheit eines schmucklosen

Republikaners, gefällt das Organ, die Aussprache, die Manier, replizirt er sogar mit Verstand und Geistesgegenwart auf Zwischeneinwürfe, so ist das Glück eines solchen Anfängers in Paris gemacht. Noch ehe die Rede endet, hat der König schon Bericht von dem neuen Genie. Des Abends sprechen von ihm alle Journale. Die Minister wären glücklich, einen solchen Redner zum Vertheidiger ihrer Handlungen zu machen. Bei der nächsten Ministerialcombination hat man einen Minister, der vor einem Jahre noch von der Gnade eines Buchhändlers lebte.

Thiers wohnt in einem kleinen villaartig gebauten Hôtel an jenem lieblichen Platze, der mir schon kürzlich, als ich die Wohnung G. Sand's suchte, aufgefallen ist. Sind es nun die Ersparnisse des Ministers, die Früchte jener telegraphischen Depeschen, über die Thiers zum ersten Mal sich so heftig mit seinem jetzigen Todfeinde Soult erzürnte, sind es die Honorare für die Geschichte der französischen Revolution oder die Anweisungen auf die längst versprochene Geschichte Napoleon's oder die Zuschüsse der reichen Schwiegereltern, Thiers ist nicht wieder in den fünften Stock zurückgezogen, sondern macht nach wie vor ein Haus. Fast jeden Abend empfängt er seine Freunde. Mignet ist täglich bei ihm. Madame Dosne und ihre Tochter machen mit Grazie die Honneurs. Wer sich nicht in

die oft sehr lebhaften Gespräche mischen will, findet einen Tisch mit englischen Almanachen oder einen andern mit den bedeutendsten Journalen des Tages. Man findet hier alle Journale, die Thiers vertheidigen, und auch die, welche ihn angreifen. Nur an den Debats, die seit einigen Tagen eine unerhört heftige Polemik gegen den Exminister eröffnen, fiel es mir auf, sie so zusammengelegt zu finden, wie sie direkt aus der Druckerei zu kommen pflegen. Thiers zeigte damit seinen Freunden, daß er angefangen hätte, die Debats nicht mehr zu lesen.

Wenn Thiers bei seinen Studien über Napoleon allmälig sich so in seinen Helden verliebte, daß er ihm nachzuahmen begann und im Stande gewesen wäre, beim Ausbruch eines Krieges zur Armee zu gehen und selbst den Commandostab zu ergreifen, so hat ihm die Natur eine gewisse Verwandtschaft mit Napoleon ohne Zweifel schon äußerlich zugedacht. Er sieht dem Corsen ähnlich. Die Form des Kopfes und die Rundung des Kinnes gleichen vollkommen dem bronzenen Napoleon. Den scharfen, falkenartigen Blick verbirgt eine Brille. Das Haar des sonst rüstigen und jugendlichen Vierzigers ist schon ergraut. Thiers ist so klein von Figur, daß er stets, wenn er redet, aufblicken muß. Er setzt sich am liebsten auf die Lehne eines Fauteuils und sammelt Zuhörer, deren Einreden er mit großer Gelassen-

heit und gutem Humor anhört. Thiers hat nichts vom Miniſter angenommen, vom Miniſter beibehalten. Er hat noch immer die ſüdliche Beweglichkeit ſeines Weſens, die Bonhommie „eines guten Jungen," die Cordialität eines Roturiers. Man gewinnt ihn lieb, weil er natürlich iſt.

„Das Thema Ihrer geſtrigen Rede, über den Hafen von Algier, ſagt' ich, intereſſirt mich wenig. Ich bewunderte nur Ihre Methode der Behandlung, Ihre Rednergabe. Freilich machen es Ihnen die Collegen leicht. Ich habe nie ſchlechter ſprechen hören, als Ihr Vorgänger ſprach, Herr von Corcelles. Ich begreife nicht, wie ein Mann von Ehre und Zartgefühl die Tribüne beſteigen kann, um eine Rede zu halten, die mit allgemeiner Gleichgültigkeit, eine Rede, die ohne eine Spur von Intereſſe aufgenommen wird."

„Dieſe Leute halten ihre Reden, antwortete Thiers, nicht für die Kammer, ſondern für die Wähler. Die Wähler leſen die Rede in den Journalen, denken ſich die Aktion und die gute Stimme hinzu und ſind glücklich, nach Paris einen ſo talentvollen Deputirten geſchickt zu haben."

„Was iſt das Geheimniß der Redekunſt? fuhr ich fort. Ich glaube die Natur. Man ſoll reden, als wenn man handelte. Man ſoll einen innerlich klar ausgeſprochenen Gedanken haben und nie mehr ſagen

wollen, als nöthig ist. Wenn man anfängt, gewählt sprechen zu wollen, so hört man auf, sein Talent vollkommen zu beherrschen. Die gestrige Sitzung war sehr stürmisch."

„Stürmisch? — Ich fand sie sehr ruhig, beinahe schläfrig. Nein, wir haben stürmischere Sitzungen gehabt."

„Ich bewundere die Ruhe, mit der Sie sich opponiren lassen."

„Man lernt das als Minister, antwortete Thiers. Man muß sich auch parlamentarisch daran gewöhnen. Dies Toben und Schreien ist bloße Windbeutelei. Wer ruhig bleibt und lächelt, imponirt. Die Kammer ist wie jede Masse. Sie ist so kindisch, wie ein Theaterpublikum. Die schönsten Dinge, schlecht gespielt, werden ausgezischt. Die Herren sind alle sehr weise Gesetzgeber, aber sie haben doch sämmtliche Unarten eines Parterres an sich."

„Das bestätigt mir, fuhr ich fort, wie viel ein guter Deputirter noch von einem schlechten Komödianten lernen kann. Ich fand in der gestrigen Sitzung, daß diese Herren noch nicht die einfachsten Elemente der Verhandlung mit der Masse inne haben. Sie wußten sich nicht einmal Ruhe zu erzwingen. Der schlechteste Schauspieler weiß das. Ist er mitten in einer Phrase und man plaudert in den Logen, klappt mit den Thü-

ren, ennüyirt sich zu sehr an seinem schlechten Vortrage, so schweigt er plötzlich still. Dies sieht Jeder, das hört Jeder. Der Schauspieler schweigt. Warum schweigt er? Alles blickt hin, es tritt eine feierliche Stille ein und der kluge Komödiant kann ungehindert fortfahren."

„Sehr wahr, sagte Thiers. Ich brauche gewöhnlich, um mir Ruhe zu machen, das Mittel, ein krasses Paradoxon auszusprechen. Damit steigt der Lärm aufs Aeußerste. Dann toben sich die Schreier aus, ich erhole mich in aller Ruhe und plötzlich wird es, da Jeder hören will, wie ich meinen Satz beweise, stiller, als je vorher."

„Die deutsche Sprache, spann ich in einer Ecke des Salons das Gespräch weiter fort, ist leider für die Beredtsamkeit sehr ungeschickt. Die englische ist so natürlich, wie nur je die Leidenschaft natürlich sein kann. Die französische Sprache ist die Sprache der Unterhaltung, der Verständigung, der einschmeichelnden Ueberredung. Die deutsche Sprache, so frei und schön sie den Dichtern zuströmt, ist doch für den gewöhnlichen Gebrauch zu sehr abstrakt, sie sagt nichts grade aus, sie umschreibt so Vieles, sie ist viel zu sehr Curialsprache, um ganz die Sprache des Redners zu sein. Es ist wie mit unserm historischen Styl."

„Sie würden, antwortete Thiers, so gut einen histo-

rischen Styl haben, wie eine Sprache der Beredtsamkeit, wenn sich Deutschland vollkommen freier Institutionen zu erfreuen hätte. Gut reden kann man nur da, wo man frei reden kann. Historisch schreiben kann man nur da, wo man Historie machen kann. Der Gelehrte allein kann das historische Material vortrefflich sammeln: es prüfen, sichten, darstellen aber kann nur der Gelehrte, der zugleich Staatsmann ist. Machiavell, du Thou waren Staatsmänner, deshalb hatten sie auch einen historischen Styl."

„Zum Beweise Ihrer Behauptung, bemerkt' ich, führ' ich einen deutschen Historiker an, der sich der Idee eines historischen Styls von allen unsern Geschichtsschreibern am meisten nähert, Justus Möser. In der That war J. Möser, so lokal auch seine Wirksamkeit, doch auf seinem heimischen Gebiete, in dem ehemals reichsfreien Gebiet Osnabrück, ein Staatsmann. Wir werden die freien Staatsformen bekommen, wenn wir erst über die rein-nationale Frage des Augenblicks hinaus sind."

Thiers schwieg. Wir kamen an die Wunde, die ihn schmerzen mußte. Wir näherten uns der Achillesferse, an der er getroffen wurde, als die Folgen des Julitractates alle Völker unter die Waffen riefen und er, der Wagende, hinter seinen Drohungen, hinter seinen Versprechungen zurückbleiben mußte.

„Sie waren zu kurz in Deutschland."

„Ich wollte nur die Schlachtfelder sehen."

Eine Pause von tiefer Bedeutung. Ich stand dem Manne gegenüber, der noch vor zwei Jahren alle Völker in Bewegung gebracht hatte, der es gewagt hatte, zum ersten Mal die in den Franzosen schlummernden Plane, die tiefsten Rückhaltgedanken des Schmerzes und der Rache auszusprechen, der Rache für 1815, der Rache für Moskau, Leipzig und Waterloo. Es ist Napoleon, der in Thiers tiefstem Innern schlummert. Ich sah's an seinen Mienen, daß die Asche von St. Helena nicht im Hôtel der Invaliden, sondern in seinem Herzen beigesetzt ist, und so sprach ich's ohne Rückhalt aus: „Was wir Deutsche uns selbst nicht geben konnten, was unsern Fürsten, unsern Kammern unmöglich war, eine größere politische Einheit hervorzubringen, das haben Sie uns gegeben. Es war die Folge Ihrer europäischen Politik."

Ich würde mich täuschen, wenn ich den Blick, den Thiers nach dieser Bemerkung auf mich richtete, anders deutete, als zur Ehre seines Herzens. Wie leicht das Blut dieses talentvollen Mannes fließen mag, wie wahr es sein mag, daß er an Ernst des Gedankens hinter Guizot, an Weichheit der Empfindung hinter Lamartine zurücksteht, er sah mich mit einer fast bittenden, fast leidenden, fast schmerzlichen Miene an. Es lag in die-

ser Miene der Gedanke ausgesprochen: Das sind die Schicksale der Welten, das sind die Nothwendigkeiten einer Existenz, die wie die menschliche an Gesetze gebunden ist, von denen unsre bessre Ueberzeugung, unser Herz sich nur zu gern befreien möchte!

Wir waren gestört worden. Ich ging in das hintere dunklere Zimmer und blätterte in den englischen Keepsakes. Der Salon füllte sich mehr und mehr. Da bei Thiers Niemand angekündigt wird, so konnt' ich mit berühmten Namen zusammen sein, ohne es zu wissen.*) Die angenehme Sitte, sich ohne Abschied zu empfehlen, benutzend, wollt' ich entschlüpfen. Thiers hielt mich fest: „Sie werden bei mir essen? —" Ich ging, nachdem wir den Tag verabredet hatten.

Ich hab' ihn nun gestern wiedergesehen. Die Tagesordnung der Kammer ist für jeden seiner Mittage die nothwendige Anknüpfung. Kommen die Mitglieder der Kammer von einer belebten Sitzung, so wird sie noch lange in ihren Nerven nachbeben, bis sie sich für etwas Andres sammeln können. Noch war Thiers nicht da.

---

*) Das Nichtankündigen hat auch sein Gutes. Herr von Rumpf, der hanseatische Geschäftsträger, ein Diplomat von Geist und wohlwollendster Zuvorkommenheit, erzählte mir, er hätte sich oft zu beklagen, daß ihn die Bedienten statt zum Geschäftsträger des villes anséatiques zum Geschäftsträger des îles asiatiques machen.

Man fragte seine jugendliche, liebenswürdige Frau: „Wie war's in der Kammer?" Sie lachte und sagte: „Wie alle Tage!" Endlich kam der Wirth und warf sich erschöpft auf ein Sopha. Die Stimme heiserer als je, alle Organe erschöpft. Es war ohne Zweifel die Absicht seiner Partei gewesen, bei der Discussion der Supplementarcredite, die förmlich zu einer Adreßdebatte geworden war, noch dem Ministerium auf dem Terrain administrativer Fragen eine Schlacht zu liefern, die ihr zwar keinen Sieg bringen, aber den Erfolg der bevorstehenden Wahlen für das Ministerium schwächen konnte. Soeben war die Schlußabstimmung über die Supplementarcredite erfolgt. Die Opposition hatte beinahe achtzig Stimmen weniger gehabt als das Ministerium.

Wie ich den geistvollen Mann so die Kugeln berechnen, so die Zahlen von früher und von jetzt vergleichen sah, empfand ich ein tiefes Mitleid. Es war mir, als hätte ich ihm sagen müssen: Thiers, einst Mann des Volkes, werde, was du warst! Begriffest du deine Stellung recht, so würdest du Mirabeau folgen, den du genauer kennst als ich, um zu wissen, was Mirabeau that. Mirabeau gab Die auf, die ihn aufgaben, und suchte sich Kraft und Rückhalt bei Denen, die sich glücklich schätzten, einen Mann von seinem Genie an der Spitze zu haben. Ich zweifle, ob du erreichst, was du wünschest. Du kannst, da du leicht

wie Kork biſt, in einer Verlegenheit beim Portefeuille-verlooſen wieder auftauchen und auf kurze Zeit wieder werden, was du zwei Mal warſt! Die Kammer mistraut deinem Talente, das Volk mistraut deinem Willen. Welches ſind die Geſchwader, die du anführſt? Der unvermeidliche Staatsmann wirſt du in Frankreich vielleicht noch lange bleiben, auch wenn du nicht regierſt. Vielleicht? Um gewiß wieder zu regieren, gib dir drei Jahre den Schein, als verachteteſt du die Verhältniſſe, die Menſchen, die Debatten, nähre und ſtärke dich mit den mannigfachen oppoſitiven Elementen Frankreichs, die tiefer greifen, als die Intriguen des Conſtitutionnel und des Courier Français! Reiß dich von deinen Schmeichlern los, ſammle Volkskraft beim Volke, bereue, was du als Mann bereuen darfſt, verlaß dieſen hohlen parlamentariſchen Boden, auf dem du wirkſt und der nachgrade die Franzoſen ennüyirt, folge dieſem Rath und du wirſt in drei Jahren nicht nur wieder eine Möglichkeit, ſondern eine Nothwendigkeit werden!

Freilich würd' ich mich gehütet haben, den gereizten Mann, den ſchon die etwas zu heiße Suppe finſtre Blicke nach Madame Dosne hinüberſenden ließ, heute mit dieſem mal apropos zu begrüßen. Er nannte die Fourieriſten Narren, und hätte als Philoſoph Recht gehabt; als die politiſche Zukunft Frankreichs hatte er nicht völlig Recht. „Man ſpricht nicht von ihnen."

Was will das sagen? Sie sind ein Symptom, keine Arzenei. „Glauben Sie nicht, erdreistete ich mich zu fragen, glauben Sie nicht, daß Frankreich dieser parlamentarischen Debatten um Nichts, dieser Debatten um ein paar Notabilitäten bald überdrüssig sein wird?" Thiers hat eigne Momente. Gewöhnlich spricht er, zuweilen läßt er Andre sprechen. Zwischen beiden hat er eine Art von lautem Nachdenken. Er schweigt, und alle seine Mienen reden. Man sieht ihn denken. Das ganze Uhrwerk seines Verstandes ist aufgezogen: die spitzen Ecken seines kaustischen Gesichts kneifen sich zu einem sardonischen Lächeln zusammen; es schwebt ihm etwas auf der Zunge, das er im Begriff ist, zu sagen, und noch verschweigt, weil es nicht fertig ist. Diese schweigenden Momente sind zuweilen beredtsamer als seine lauten.

Thiers' Art zu erörtern ist naiv, witzig, phantasiereich. Er spricht nicht fertige Gedanken aus, sondern gehört zu jenen Dialektikern, die ihre Gedanken laut bilden. Die blühende, lebhafte Darstellung kommt von seiner Anschauung. Er spricht durchaus intuitiv. Er verkörpert sich seine Begriffe, er ist so stark im Concreten, wie es Guizot im Abstrakten ist. Zum Beleg seiner lebhaften Darstellungsweise folgende Aeußerungen von ihm:

„Im Hôtel der Invaliden will man Napoleon eine

Statüe ſetzen, zu Pferde, eine Reiterſtatüe, Napoleon mit dem großen Mantel, dem Bienenmantel, Napoleon, wie er nie war, nie im Volk gelebt hat, nie leben wird. Immer ſind mir dieſe Abbildungen der Könige im großen Ornat lächerlich geweſen. Kartenkönige mit Krone, Scepter und Mantel. Paßt das für Napoleon? Napoleon braucht keine Idealiſirung; iſt ein Begriff, den unſre Maler erfunden haben. Jede Zeit hat ihr eigenes Coſtüme und das iſt immer hübſch, weil's wahr iſt. Was ſoll Napoleon mit dem großen Mantel? Ludwig XIV. iſt idealiſirt worden. Lächerlich. Ich denke immer an dieſe ſchäferhaften Könige unſrer Tragödie und drum herum die wilden Weiber Racine's, Corneille's — wie heißen ſie? ich habe ſie alle vergeſſen, die Meropen, die Medeen, und .... Bah! Napoleon unter ſeinen Invaliden muß ſtehen, wie er ſie commandirt hat. Was will man? Iſt das Coſtüme nicht maleriſch, nicht plaſtiſch? der Hut, das Collet, der Ueberrock, die Weſte mit Rabatten über den Leib, die hohen Steifſtiefeln. Macht ſich das nicht maleriſch, plaſtiſch? He? Was ſoll der lange Kaiſermantel mit der Schleppe, über die man ſtolpert? Was geht uns die Aeſthetik mit ihrer Lehre vom Faltenwurf an? Napoleon war wirklich, und was wirklich war, braucht nicht Ideal zu ſein, und Napoleon hat nicht nöthig, von den Künſtlern idealiſirt zu werden."

Nach vielerlei Anregungen dieser und ähnlicher Art kam das Gespräch wieder auf Deutschland. Ich fand, daß Thiers es lediglich nur nach französischen Voraussetzungen kannte. Er sprach über Deutschland, wie etwa das Journal du Commerce, das Journal des Herrn Mauguin, darüber schreiben würde. Auf seiner Reise wollte er über Preußen folgendes Resultat gewonnen haben. „Ich fand in Oesterreich viel gute provinziale Administration. Die Wiener sind froh und heiter, sie reden über Politik, ohne ein Bedürfniß dazu zu haben. In Dresden ist man mit dem Gouvernement sehr zufrieden. In Preußen fand ich Alles anders, als im übrigen Deutschland. In Berlin herrscht eine politische Bildung, die man in Paris nicht antrifft. Mir ist unbegreiflich, wie man so klar denken und so unsicher handeln kann. Welche freie Ansichten sind mir in Berlin mitgetheilt worden! Die Börse, der Adel, die Gelehrten, Alles hat einen bestimmten constitutionellen Zweck im Auge, dessen Verwirklichung in Preußen allerdings außerordentlich schwierig ist, die aber da nicht ausbleiben kann, wo man das Bedürfniß so lebhaft fühlt. Der König scheint ein Anhänger der Lehren Bonald's zu sein. Es ist ein geistreicher, sehr unterrichteter Mann, von dem ich nicht glauben kann, daß es ihm Ernst ist, sich heute zum Hochzeitsgaste der Russen und morgen zum Taufpathen der Engländer

zu machen. Preußen ist ein Staat auf höchster Stufe. Eine lebendige Nation, eine gute Verwaltung, die Rechtspflege, wie man sagt, ich weiß es nicht, sehr, sehr gerecht, ich weiß es nicht, das Ganze freilich sehr verschiedenartig zusammengesetzt, aber von Memel bis nach Trier außerordentlich ehrgeizig, sehr, sehr ehrgeizig, ja ehrgeiziger, als je die Franzosen waren. Das ist ein Stoff, der noch sehr bedeutend werden kann, ein Stoff, der gefährlich ist, gefährlich für Alle, ein Stoff, der auch nicht mehr lange wird auf politische Freiheit warten dürfen."

Thiers sprach sich in eine Anerkennung der Deutschen, und namentlich Preußens, so hinein, die Schilderungen der jetzigen Bestrebungen in Deutschland zwangen ihm so viel Achtung ab, daß er endlich das Stillschweigen über sein Verhältniß zur neuesten auswärtigen Politik Frankreichs brach und nicht ohne Feierlichkeit, nicht ohne Würde in folgender Weise sich mit den Empfindungen unsrer verletzten Nationalehre vermittelte:

„Ich bin, sagte Thiers, ein großer Verehrer der politischen Bedeutung Deutschlands, ich ehre, ja ich setze die Selbständigkeit dieses Staatenbundes voraus. Frankreich hat keine Vergrößerungsplane mehr. Napoleon's Kriege entstanden zum großen Theil aus innern und äußern Nothwendigkeiten. Frankreich denkt nicht daran, sich auf Kosten andrer Staaten zu vergrößern. Der

Drang ist weder innerlich, noch die Nothwendigkeit äußerlich da. Allein die Selbstbeherrschung, die Frankreich besitzt, besitzen zwei andre Staaten nicht. Rußland ist eine Nation, die sich entwickeln, England eine Nation, die sich behaupten will. Rußland sucht die Macht, die es im Innern gewinnt, nach Außen hin zu zeigen. England zeigt gern nach Außen eine Macht, die es im Innern nicht mehr hat. So lange diese Bestrebungen über diplomatische Reibungen, Notenwechsel, Protokolle nicht hinausgehen, kann Frankreich sich beruhigen. Ein Anderes ist, wenn eine Frage, wie die orientalische, in Gefahr ist, einseitig, egoistisch, nur von zwei Betheiligten erledigt zu werden. Das türkische Reich ist im Sterben. Es ist todt, moralisch, es wird physisch sterben, übermorgen, morgen, vielleicht stirbt's in dem Augenblick, wo wir miteinander sprechen. Rußland und England wollen dieses Testament des Geschicks für sich allein antreten: wir gönnen ihnen den Besitz, aber wir fürchten die Schwankungen des europäischen Gleichgewichts. Und da wir sie fürchten, so müssen wir sie verhindern. Deutschland ist der Schwerpunkt des europäischen Gleichgewichts: es ist die Zunge an der Waagschale der europäischen Politik. Sei Deutschland nicht für uns, dann sei es auch nicht für Andre. Ist es mit Oesterreich nur für England, mit Preußen nur für Rußland, so ist Frankreich gegen

Deutschland. Wir wollen nicht mehr sein als die andern Nationen, aber auch nicht weniger. Schlägt sich Deutschland zu unsern Feinden, so sind wir Deutschlands Feinde. Beobachtet man das Gleichgewicht Europas, so sind wir ruhig; stört man es, so sagen wir: nous bouleverserons le monde."

Thiers hat dies schon früher gesagt, Louis Philipp hat es nicht unterschrieben. Vielleicht unterschreibt es der Herzog von Orleans, vielleicht der Graf von Paris, der schon recht hübsch lesen, schreiben und rechnen lernt. Besser ist es, wir Deutsche nähmen aus Thiers' offener Erklärung, die im Grunde die Erklärung aller Franzosen ist, für Deutschland die Ueberzeugung heraus, daß wir eine große, eine welthistorische Verpflichtung vor aller Ewigkeit und Zukunft zu verantworten haben. Wenn das Gleichgewicht Europas darin bestehen soll, wohin sich unser Vaterland wendet, was es liebt und was es haßt, so wollen wir kein Volk lieben, kein Volk hassen, nicht vor Frankreich warnen, vor Rußland uns fürchten, sondern an unsrer eignen Festigkeit, an der Möglichkeit arbeiten, auch ohne Bundesgenossen im Rath der Völker Sitz und Stimme zu haben. Und in diesem Sinne sprach ich zu dem merkwürdigen Manne:

„Deutschlands gegenwärtige Bewegung ist mehr national, als liberal. Lassen Sie diese nationale Be-

wegung, sie wird dahin führen, daß Ihnen und den Franzosen Deutschland liberal erscheint. Lassen Sie uns an unsrer Einheit arbeiten, sie ist nicht gegen Frankreich gerichtet, nicht gegen England und Rußland, sie soll kein Geschenk für unsre Bundesgenossen werden, sondern bewirken, daß wir der Bundesgenossen überhaupt nicht mehr bedürfen. Preußen und Oesterreich müssen wieder gut machen, was der dreißigjährige Krieg, was der siebenjährige an dieser großen Nation, der deutschen, verbrochen haben. Preußen und Oesterreich haben sich getrennt in Regensburg und müssen sich wieder finden in Frankfurt. Stützten sich beide Staaten auf die Idee eines einigen Deutschlands, dann bedürfte es der Anschließungen an England und Rußland nicht, das Gleichgewicht Europas käme nicht in Gefahr und Napoleon könnte getrost in seiner Statüe lieber einen langen Mantel tragen, als den Reitüberrock; denn sein Schatten, seine Erinnerung hätte dann nicht mehr nöthig zu Pferd zu steigen, hätte nicht mehr nöthig, den Franzosen zurufen, wie Sie sagen: Allons, bouleversons le monde."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neu erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Schauspiele

von

Hans Koster.

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt:

Maria Stuart. Schauspiel in fünf Aufzügen. — Konradin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Luisa Amidei. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Polo und Francesca. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Denkwürdigkeiten

und

vermischte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Neue Folge. Zweiter Band.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieser neu erschienene Band ist nicht minder reich an den interessantesten Mittheilungen wie die frühern Bände. Die erste Folge (4 Bde., 1837—38) ist aus dem Verlage von H. Hoff in Manheim an mich übergegangen und kostet 9 Thlr., der erste Band der Neuen Folge (1840) 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im August 1842.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google